

Otto Rosenörn. —

Allgemeine Weltgeschichte für Kinder,

von

Johann Matthias Schröckh,
Professor der Geschichte zu Wittenberg.



Zweyter Theil.

Anfang der Neuern Geschichte.

Mit zwanzig Kupfertafeln.

Zweyte verbesserte Ausgabe.

Leipzig,
bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1788.

Vorrede.

Bald nach der Ausgabe des ersten Theils dieser Geschichte belehrten mich die Erinnerungen von Freunden, und eigene Ueberlegungen, welche ich über den rückständigen Inhalt des Werks anstellte, daß derselbe in dem bestimmten Umfange von drey Theilen nicht wohl der Absicht gemäß, welche ich hier stets vor den Augen haben muß, bearbeitet werden könne. Da ich nicht blos einen bündigen Auszug der Weltgeschichte zu schreiben suche; sondern auch schuldig

bin, mich bey vielen Personen und Begebenheiten lange genug aufzuhalten: so würden zween Theile für die ganze neuere Geschichte den Raum, in welchem sich die Erzählung ausbreiten sollte, auf eine sehr unangenehme Art verengt haben. Diese ebengedachte Geschichte ist an sich schon überaus reich und fruchtbar; sie würde aber merklich trocken und mager geworden seyn, wenn sie größtentheils in einen einzigen Band hätte zusammengepreßt werden sollen. Gleichwohl schien es auch, bey dem ersten Entwurfe des Werks, billig, und sogar nothwendig zu seyn, der deutschen Geschichte ihren eigenen Band, und eine vorzügliche Vollständigkeit zu widmen. Schwerlich werden also die Leser des Werks damit unzufrieden seyn, daß es bis auf vier Bände ausgedehnet wird.

Aber auch in der Stellung der verschiedenen neuern Nationen ist eine kleine Veränderung vorgegan-

gegangen; und die deutschen sind nicht mehr für den letzten Band aufbehalten. Man merkt oft, während der Ausarbeitung selbst, weit besser, an welchen Platz die verschiedenen Bestandtheile eines Werks gesetzt werden müssen, um ihre erwünschte Wirkung zu thun, als wenn man vorläufig den Grundriß im Großen entwirft, ohne die Verbindung der einzelnen Theile unter einander recht lebhaft in Anschlag zu bingen. Als ich daher mich der neuern Geschichte wirklich näherte, fand ich, daß es überaus dienlich seyn möchte; vor der Geschichte der Nationen, welche in dieselbe gehören, einen kurzen Begriff der christlichen Religionsgeschichte hergehen zu lassen. Sie kann, wegen des unzertrennlichen und fast unaufhörlichen Zusammenhangs dieser Religion mit der neuern Weltgeschichte, als eine allgemeine Einleitung in diese angesehen werden. Die zahlreichen, großen und wichti-

gen Veränderungen, welche diese Religion hauptsächlich in Europa gestiftet hat, geben ihr auch ein Recht an diesen Vorrang in der neuern Weltgeschichte, die ohnedieß mit dem Ursprunge derselben ihren Anfang nimmt. Endlich kann vielleicht diese Religionsgeschichte noch zu einem **historischen Unterrichte in der Religion,** so weit er der Jugend, und solchen, die sich der eigentlichen Gelehrsamkeit nicht ergeben, nöthig ist, — der faßlichsten und nützlichsten Art von Unterrichte, der über die Religion, so viel ich einsehe, gegeben werden kann, — genützt werden; oder man kann wenigstens die lehrende Unterweisung mit dieser erzählenden verbinden. Es war natürlich, auf die Geschichte des Christenthums sogleich die jüdische Geschichte nach Christi Geburt folgen zu lassen, weil jene Religion unter den Juden zuerst bekannt gemacht, auf die ihrige gegründet, und sogar mit ihren Schicksa-

len vereinigt worden ist. Hierauf mußte die neuere Geschichte der Römer ihre Stelle einnehmen, in deren Reiche die oftgenannte Religion zuerst ihren Sitz gehabt hat, die den jüdischen Staat zerstört haben, und deren Geschichte überhaupt den Uebergang aus der ältern in die neuere Weltgeschichte ungemein erleichtert. Ihrer Herrschaft, die noch anderthalb tausend Jahre fortwährte, machten endlich die Araber und Türken ein gänzliches Ende. Das führte mich wiederum auf eine ungezwungene Weise zu der Geschichte dieser beyden Völker. Und da die Türken, Perser und Mogolen die Herrschaft der Araber zu Grunde gerichtet, auch großentheils an ihre Stelle getreten sind: so ließ ich der Erzählung einen Lauf, den sie gleichsam selbst nehmen wollte. Zugleich gewann ich dadurch den Vortheil, daß die neuere Geschichte der morgenländischen Völker in einem zusammen-

hängenden Fortgange fast gänzlich vollendet wurde. Noch ist zwar die Geschichte der Chineser in der Reihe derselben zu beschreiben übrig; allein außerdem, daß in diesem Theil kein Raum für dieselbe, und die Zeit, die ich auf denselben wenden konnte, zu Ende war, wird sich auch die chinesische Geschichte nicht unschicklich in den vierten Theil versetzen lassen. Der **dritte** soll nun **die deutsche Geschichte**, aus Gründen, die ich den Kennern nicht zu sagen brauche, enthalten; und im **vierten** werden die übrigen merkwürdigen **abendländischen Nationen der neuern Zeiten** auftreten.

Ich habe übrigens keine Ursache gefunden, von der **Methode** überhaupt abzugehen, die ich im ersten Theil beobachtet habe. Die Anwendung derselben zu verbessern und brauchbarer zu machen: das war freylich mein ernstliches Bestreben, und wird es auch bey den folgenden

Theilen, ja selbst bey dem ersten seyn, wenn eine neue Auflage desselben nöthig seyn sollte. Dazu nütze ich dankbar alle Beurtheilungen und Anmerkungen einsichtsvoller Männer, die ich entweder in periodischen Schriften lese, oder mir sonst mitgetheilt werden. Möchten deren nur bisher mehrere gewesen seyn! Insonderheit hätte ich gewünscht, daß ein Mann von sehr ausgebreitetem Ruhm und gleicher Wissenschaft die Stücke und Schätze des Buchs, in Ansehung welcher manches darinne, wie er schreibt, zu verbessern wäre, wirklich angezeigt hätte. Zwar setzt er hinzu, daß die Verbesserung gleich mit den ersten Zeilen des Buchs anzufangen wäre. Allein da er sich darüber weiter nicht erklärt hat, kann ich ihm nur durch Muthmaßungen folgen. Mir ist allerdings die neuere Hypothese bekannt, nach welcher die Schöpfung, von welcher Moses redet, mehr eine Um-

schaffung der weit ältern Erde seyn würde; und man weiß wohl, auf welche Beobachtungen aus der Naturgeschichte diese Meynung gebauet wird. Unterdessen kenne ich doch geübte Naturkundiger, denen sie nur schwach vorkömmt. Gesetzt aber, sie wäre eine der wahrscheinlichsten, so konnte ich doch in einem solchen Buche keinen Gebrauch von derselben machen; sondern mußte lediglich der mosaischen Zeitrechnung folgen. Ich kann noch mehr sagen: die Worte selbst, deren ich mich bedient habe, (Diese Welt, die wir bewohnen,) sind dergestalt gewählt, daß man sie auch nach jener Hypothese erklären kann.

Noch habe ich zwey Worte über die Kupfer zu sagen, welche man in diesem Theil finden wird. Ob ich gleich dieselben nach gleichen Bestimmungen, wie bey dem ersten, gewählt habe: so bin ich doch mit meiner Wahl nicht völlig zufrieden. Sie mußte früher angestellt werden,

als die Erzählung, zu welcher die Kupfer gehören, ausgearbeitet war. Hätte ich jene bereits fertig vor mir liegen gehabt: so würde ich vielleicht bisweilen glücklicher gewählt, und an Mannichfaltigkeit sowohl, als an verhältnißmäßiger Gleichheit, weniger zu wünschen übrig gelassen haben. Ich habe nur von sechs derselben die Zeichnung oder einen Probeabdruck gesehen. Doch dieses beunruhigt mich am wenigsten, weil sie sämmtlich in den Händen eines Künstlers, wie Herr Rode, waren. Nur bey einer einzigen Kupfertafel, bey der sechsten, muß ich etwas zur Erläuterung beyfügen, das in der Stelle, auf welche sie sich bezieht (S. 152), mangelt. Ich wollte schlechterdings eine Abbildung der christlichen Religionsverträglichkeit, als einer sehr wichtigen und charakteristischen Veränderung in der neuern Geschichte des Christenthums, eingerückt wissen. Der erste Entwurf dazu, der nach

der

der angeführten Stelle gemacht wurde, fand Schwierigkeiten in der Ausführung. Jezt sieht man also auf diesem Kupfer einen Bischof der englischen Kirche, der einem Quäker die berühmte Toleranzakte überreicht. Er hatte ehemals selbst zur Verfolgung dieser und anderer Religionspartheyen beygetragen; nun hat er im Parlement das Gesetz der allgemeinen Religionsduldung entwerfen helfen, und erfreut selbst das Mitglied einer von den kleinern und verächtlichern Partheyen durch die Mittheilung desselben. Ich überlasse es dem Urtheil der Leser, ob zu meiner Absicht etwan noch eine ausdrucksvollere Abbildung dieser Art hätte gewählt werden können? Wittenberg, den 17 April des Jahrs 1780.

Allgemeine
Weltgeschichte
für Kinder.

Zweyter Theil.

Zweyter Haupttheil.

Neuere Geschichte,

oder

Geschichte nach Christi Geburt.

Erstes Buch.

Geschichte der christlichen Religion.

Erster Abschnitt.

Geschichte der christlichen Religion von Christo bis auf den Kaiser Constantin den Großen.

Die Zeiten der ersten und unverfälschten Gestalt des Christenthums.

Vom Jahr 1 seit Christi Geburt, bis zum Jahr 306.

Etwas über dreyhundert Jahre.

I.

Begriff der neuern Weltgeschichte.

Wir haben nun die alte Weltgeschichte, oder die lehrreichsten Begebenheiten der berühmtesten Völker und Reiche, welche ohngefähr viertausend Jahre hindurch seit der Schöpfung, oder, um noch genauer zu reden, erst seit dem zweytausendsten Jahre der Welt, vorkommen, durchgegangen. Nach dem Verlauf dieser Zeit von fast vierzig Jahrhunderten, sieht man beynahe lauter neue Völker und Reiche zum

Vorschein kommen, die durch merkwürdige Thaten unsere Aufmerksamkeit an sich ziehen. Viele derselben haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Durch sie sind die Sitten, Gesetze, Künste und Wissenschaften sehr verändert worden. Mehrere Länder haben seitdem eine ganz neue Einrichtung, auch wohl neue Namen bekommen. Es ist sogar seit dieser Zeit ein den Menschen vorher unbekannter Welttheil, voll Länder und Völker, auch sonst nie gesehener Thiere, Gewächse, und anderer natürlichen Seltenheiten, entdeckt worden. Neue Sprachen, die man noch jezt redet, sind nach und nach aufgekommen. Vornehmlich aber sind seit dem viertausendsten Jahre der Welt zwo neue Religionen entstanden, die unter den Menschen sehr großen Beyfall gefunden haben: die christliche und die muhammedanische. Die erstere von diesen beyden ist überhaupt unter allen Religionen, die jemals von den Menschen angenommen worden sind, diejenige, welche die meisten und größten Veränderungen in der Welt gestiftet, die gemeinnützlichste Brauchbarkeit gezeigt, dem menschlichen Geschlechte mehr Wohlthaten erwiesen hat, als eine jede andere; aber auch mehr als alle andere gemißbraucht worden ist. Wegen aller dieser neuen Erscheinungen in der Welt, die sich in den letzten fast achtzehnhundert Jahren, oder seit dem Ursprunge des Christenthums, zugetragen haben, und von welchen wir noch so vieles sehen, erfahren und genießen, pflegt man den Umfang dieser Zeiten die neuere Weltgeschichte zu nennen.

Warum die christliche Religionsge-

II. Auch ihr, meine Lieben, seyd mit so vielen tausend Menschen des Glücks gewürdigt worden, daß ihr die

die christliche Religion kennen und ausüben gelernt habt. Wenn sie bey euch nicht blos im Gedächtnisse und im Munde ihren Sitz hat; sondern wenn ihr derselben auch Besserung, Tugend und Glückseligkeit zu danken habt: so werdet ihr wohl begierig seyn zu wissen, wenn und wie diese Religion entsprungen sey, und was für Schicksale sie unter den Menschen gehabt habe. Dieses Verlangen soll eben hier befriedigt werden. Denn weil die neuere Weltgeschichte gerade mit dem Ursprunge des Christenthums ihren Anfang nimmt, und die Wirkungen dieser Religion sich nicht nur sogleich in dem Zustande der Menschen zeigten, sondern auch seitdem zu allen Zeiten immer häufiger und nachdrücklicher wurden: so ist es schlechterdings nothwendig, daß ihre Geschichte die erste Stelle in der neuern Weltgeschichte erhalte. Um sie aber besser zu verstehen, müßt ihr wissen, was für andere Religionen damals vorhanden gewesen sind, als die christliche den Menschen angeboten wurde.

schichte hier zuerst erzählt wird?

III. Die Israeliten oder Hebräer, die wir von einem ihrer Stämme gemeiniglich die Juden zu nennen pflegen, hatten damals noch immer, schon seit beynahe zweytausend Jahren, den Vorzug vor allen andern Völkern, daß sie Gott am besten kannten, und sicher wußten, wie Er von ihnen verehrt seyn wollte; überhaupt aber, was sie thun müßten, um in diesem Leben, und einst noch in einem bessern, glückselig zu seyn. An ihren heiligen Schriften, deren Sammlung das Alte Testament heißt, hatten sie einen von Gott selbst veranstalteten Unterricht in der Religion, eine Belehrung über das Verhalten ihrer Vorfahren,

Zustand der jüdischen Religion zur Zeit der Geburt Christi;

und viele andere rührende Aufmunterungen zur Gottseligkeit. Ihr äußerlicher und öffentlicher Gottesdienst, der auch von Gott vorgeschrieben war, prägte ihnen die tiefste Ehrfurcht gegen denselben ein. Von ihren Lehrern wurden sie in der gewissenhaftesten Beobachtung des göttlichen Gesetzes noch mehr bestärkt. Auch war ihre Religion bey vielen Völkern bekannt und hochgeschätzt, da sie selbst zu vielen Tausenden auch außerhalb Palästina, in Aegypten und in andern Ländern, unter den Heiden wohnten. Ein großer Theil von ihnen redete Griechisch, welches damals diejenige Sprache war, die sich unter den gesitteten Völkern am stärksten ausgebreitet hatte; und in eben derselben konnte man auch schon lange ihre heiligen Bücher übersetzt lesen. Vielleicht werdet ihr also denken, meine Lieben, daß die Menschen außer dieser Religion der Israeliten, die Gott selbst vorgeschrieben hatte, und die immer bekannter in der Welt wurde, keine andere gebraucht hätten. Allein Gott wollte diese Religion noch allgemeiner für das menschliche Geschlecht machen, und sie zugleich von mancherley irrigen Vorstellungen reinigen, mit welchen die Juden sie verfälscht hatten. Darunter war insonderheit diese, daß sie sich einbildeten, die wahre Frömmigkeit bestehe blos in der sorgfältigsten Beobachtung der Opfer, und so vieler anderer ihrer Cärimonien. Außerdem hatte Gott auch längst durch die jüdischen Propheten versprechen lassen, daß diese Religion weit vollkommener und herrlicher werden sollte: und zwar durch eine solche Erkenntniß Gottes, die Ihn den Menschen um vieles bekannter und liebenswürdiger machen würde; — durch so ungemei-

gemeine göttliche Wohlthaten, als ihnen noch niemals widerfahren waren; — durch Freyheit von dem Zwange der gottesdienstlichen Cärimonien; und durch andere Dinge mehr. Dieses alles erwarteten also auch die Juden, ob sie es gleich noch nicht recht verstanden.

IV. Aus andern Ursachen brauchten die Heiden zu dieser Zeit eine neue und nachdrückliche Anleitung zur Erkenntniß und Verehrung Gottes. Nicht, als wenn es ihnen jemals daran gefehlt hätte; sondern weil sie die empfangene meistentheils schlecht anwandten. Alle Menschen sind durch gar mancherley Mittel zur Anbetung Gottes und zur Einsicht in ihre Pflichten geleitet worden, wenn sie gleich nicht so außerordentlich wie die Israeliten Vorschriften darüber von Gott bekommen hatten. Dazu ist allen die Betrachtung der bewundernswürdigen Natur, oder der geschaffenen Dinge, die uns ohnfehlbar zu ihrem Urheber führen; — die Erfahrung, welche durch so viele sonderbare Veränderungen an uns und andern Weisheit lehrt; — der Verstand, der uns über unsern jetzigen und künftigen Zustand nachdenken läßt; — das Gewissen, diese in uns selbst wohnende Empfindung und Beurtheilung, ob wir recht oder übel handeln; — und so vieles andere von Gott gegeben worden. Allein ihr erinnert euch wohl, meine Lieben, aus der alten Geschichte, daß außer den Israeliten die allermeisten übrigen Völker sich die unanständigsten Vorstellungen von Gott gemacht; mehrere Götter, so voll von Fehlern, als die Menschen selbst sind, ersonnen; und auch den Dienst derselben in vielen seltsamen oder ungereimten Cärimonien

ingleichen der heidnischen zu eben dieser Zeit.

gesetzt haben. Freylich hatten sie doch alle so viel gelernt, daß man Gott über alles ehren, lieben, und ihm gehorchen, die Gesetze beobachten, und einander nicht beleidigen müsse. Da sie aber Gott und Seinen Willen so wenig kannten, auch nicht einmal wußten, ob sie nach dem Tode ihres Leibes noch fortleben würden: so hielten sie manches **Laster** für **erlaubt**, und waren **ohne sichere Hoffnung auf das Künftige**. Es ist wahr, daß es unter allen heidnischen Völkern, besonders unter den beyden gesittetsten und gelehrtesten, den Griechen und Römern, nicht wenige **weise Männer** gab, die **von Gott** und seinen Forderungen an die Menschen **bessere Begriffe** erlangt hatten, auch sich mit allen ihren Kräften bestrebten, **tugendhaft zu leben**. Doch diese vortreffliche Lehrer waren über viele wichtige Religionsfragen mit einander **uneins** oder zweifelhaft; und sie konnten ihre Mitbürger von der Abgötterey durchaus nicht losreißen.

Geburt und Jugend Jesu. V. Es waren also gegen das viertausendste Jahr der Welt zwar alle **Wissenschaften und Künste** so hoch, als vorher niemals, gestiegen; allein **die größte Wissenschaft der Menschen**, wie sie nämlich durch die Religion glückselig werden sollten, war überall sehr **mangelhaft**, verfälscht, und wenigstens **in der Ausübung** meistentheils **verunglückt**. Eben darum hatte Gott beschlossen, daß sich zu dieser Zeit ein neues und helleres Licht, als sonst jemals, über die Religion, durch den größten göttlichen Lehrer derselben, weit herum unter den Menschen ausbreiten sollte. Dieses kam nun folgendergestalt zur Erfüllung. Fast **viertausend Jahre nach der Schöpfung** wurde

zu

zu Bethlehem, einer kleinen Stadt nicht weit von Jerusalem, von Maria, einer jüdischen Jungfrau aus dem königlichen Geschlechte Davids, ein Kind geboren, aus welchem jener versprochene große Lehrer der Religion werden sollte. Alles was Gott von demselben, seit vielen hundert Jahren, hatte voraus verkündigen lassen, Zeit, Ort, jüdisches Geschlecht, und dergleichen mehr, traf schon bey seiner Geburt vollkommen ein. Daher erschien sogleich eine Menge himmlischer Geister den Hirten in der Nachbarschaft, und ermunterte sie zum Lobe Gottes, weil Er, aus Liebe gegen die Menschen, eine so herrliche Veranstaltung zu ihrer Glückseligkeit getroffen hätte. Das Kind bekam auch deswegen, nach dem göttlichen Willen, den Namen Jesus, das heißt im Hebräischen, ein Seligmacher oder Heiland, weil durch dasselbe Heil und Seligkeit den Menschen zu Theil werden sollte. Gar bald wurde seine Geburt im ganzen jüdischen Lande bekannt: und je mehr die Juden in ihren heiligen Schriften nachforschten, desto leichter fanden sie, Jesus müsse derjenige seyn, den ihnen Gott verheißen hatte. Es zeigte sich auch von seiner ersten Kindheit an so viel Außerordentliches und Wunderbares an ihm, daß man deutlich merkte, Gott wolle die Menschen immer aufmerksamer auf ihn machen. Unter andern bewies er als ein zwölfjähriger Knabe eine so frühzeitige und ausnehmende Weisheit, daß ihn selbst die jüdischen Lehrer bewunderten. Gleichwohl ehrte er noch ferner seine Mutter und seinen Pflegevater Joseph, ob er sie gleich an Verstande weit übertraf. Wenn Jesus, der weiseste unter allen Menschen, dieses gethan hat: so begreift ihr leicht, Kinder, daß ihr euren

Aeltern desto mehr in eurem ganzen Leben Gehorsam und Ehrerbietung schuldig seyd.

Er trägt eine neue Religion vor.

VI. Nachdem Jesus bis in sein dreyßigstes Jahr ein arbeitsames und tugendhaftes Leben geführt hatte, fieng er erst an, die Juden öffentlich zu lehren. Und wiederum sorgte Gott dafür, daß ihre Begierde, Ihn kennen zu lernen, und ihr Nachdenken über Ihn, recht lebhaft rege gemacht wurden. Johannes, auch ein außerordentlich von Gott gesandter Lehrer, meldete den Juden, daß nunmehr die erwünschte Zeit vorhanden sey, da Gottes gnädiger Wille zum Besten der Menschen sich auf das reichlichste offenbaren, und alle diejenigen daran Antheil nehmen sollten, die mit dem ernsten Vorsatze, sich zu bessern, die angebotenen göttlichen Wohlthaten voll Vertrauens annehmen würden. Er zeigte ihnen Jesum selbst, indem er versicherte, dieser sey es, durch welchen, nach der Absicht Gottes, die Sünden aller Menschen ihre Kraft zu schaden verlieren sollten. Alle Juden, welche mit einem solchen Glauben an Jesum wahre Besserung versprachen, nahm Johannes durch die Taufe in diese neue Religionsgesellschaft seiner Verehrer auf. Nun bekräftigte Jesus selbst alles, was Johannes von ihm gesagt hatte, und belehrte die Juden auf das deutlichste, was sie glauben, wie sie gesinnt seyn, aber auch, wie sie leben müßten, wenn sie glückselig werden wollten. Von dieser seiner Religion müßt ihr nicht blos allerhand Lehren und Sprüche auswendig wissen; sondern eben dieselben auch zu verstehen und anzuwenden suchen: sonst ist es Schande für euch, daß ihr Christen heißt. Auch dürft ihr nicht glauben, daß durch diese Religion die natürliche,

zu welcher Gott die Menschen durch die Vernunft und Erfahrung leitet, oder die jüdische, welche er den Israeliten ausdrücklich vorgeschrieben hatte, für ganz unnütz oder gar für falsch erklärt worden wären. Gott ist unveränderlich: und die Wahrheit, die er den Menschen bekannt macht, ist es auch. Aber er kann sie von Zeit zu Zeit heller, brauchbarer und allgemeiner machen. Jesus also **legte die natürliche und die jüdische Religion zum Grunde** seines Unterrichts; hingegen setzte er auch die ungemeine **Erweiterung und Vortrefflichkeit** hinzu, welche sie durch ihn erst erlangen sollten.

VII. Hier folgt eine kurze Vorstellung seiner Religion. Zuerst lehrte er, daß es einen **einzigen höchsten wahren Gott** gebe, der alles erschaffen habe, alles erhalte und regiere, unaussprechliche Macht, Güte und Weisheit besitze, der alle Menschen glückselig machen wolle, und sie mit unzählichen Wohlthaten begnadige; der auch eben deswegen von ihnen mit der tiefsten Ehrerbietung und Dankbarkeit angebetet werden müsse. Aber in diesem einigen Gotte (so lehrte Jesus weiter,) ist **Vater, Sohn** und **heiliger Geist**; und man muß Ihn als Vater, Sohn und heiligen Geist verehren. Der allein wahre Gott, Herr und Vater über alles, hat einen **ewigen Sohn**, der eben so gewiß göttlicher Natur und Hoheit ist, wie Söhne auf der Welt die Natur ihrer Väter haben; allein im übrigen hat er gar nichts mit einem menschlichen Sohne gemein. Dieser Sohn Gottes, der es in einem unbeschreiblich höhern Sinne ist, als die Menschen, auch die besten und frömmsten, Kinder Gottes heißen können, wurde ihnen nunmehr erst, so

Seine Lehre von Gott;

weit sie es fassen können, deutlich geoffenbaret. Eben so lernten sie auch jezt mit Gewißheit, daß der Geist Gottes gleichwie der Vater und Sohn verehret, und eben sowohl als Urheber und Geber alles Guten gepriesen werden müsse. Kein Mensch kann Gott sehen oder begreifen; aber das von Ihm zu wissen, was Jesus lehrte, es ohne vorwitzige Fragen zu glauben und anzuwenden, ist genug zur menschlichen Glückseligkeit.

von den Menschen;

VIII. Denn eben deswegen theilte Jesus den Menschen diese Erkenntniß Gottes mit, um sie durch die Betrachtung desselben und ihres eigenen Zustandes, desto williger zur Annehmung alles dessen zu machen, was Gott zu ihrem Besten veranstaltet hatte. Gott, fuhr er fort zu lehren, ist nicht allein selbst vollkommen gut und heilig; Er hat auch alles, und insonderheit die Menschen, gut geschaffen. Es war Sein gnädiger Wille von Ewigkeit her, daß sie auch immer gut bleiben, Seiner Liebe immer würdiger, und solchergestalt unaufhörlich glückseliger werden sollten. Glückselig seyn, heißt nämlich nicht blos, wie die meisten Menschen glauben, alles erlangen, was man wünscht; sondern alles wahrhaftig Gute, besonders an Weisheit und Tugend, in ungestörter Ruhe und Zufriedenheit besitzen: so daß man desto glückseliger wird, je besser und rechtschaffener man ist. Wider diesen Willen Gottes handeln alle Menschen, indem sie durch die Sünde, welche das größte Uebel in der Welt ist, sich nicht allein unruhig und unglücklich machen; sondern anch der Gnade Gottes, dessen Gebote sie übertreten, verlustig werden. Und dieses geschieht täglich so oft, bald von groben Bösewichtern, bald

selbst

selbst von denen, welche sich der äußerlichen Ehrbarkeit in ihren Sitten befleißigen, daß kein Mensch sich rühmen darf, durch seine Aufführung die göttliche Gnade zu verdienen.

von ihrer Erlösung und Besserung durch Ihn;

IX. Damit also die Menschen durch ein neues überaus kräftiges Mittel zur Liebe und Gehorsam gegen Gott, und zur Verabscheuung der Sünde gebracht werden möchten, sandte Gott Seinen Sohn zu ihnen auf die Welt, zum höchsten Beweise Seiner Liebe. Dieses war eine andere von den Hauptlehren Jesu, und gewissermaßen die vornehmste unter allen. Ich, der Sohn Gottes, sagte er, habe menschliche Natur und Schwachheit, blos zur Beförderung der Seligkeit der Menschen, angenommen. Durch mich wird ihnen Gott, Seine Eigenschaften und Sein Wille an sie, aber auch ihr unglücklicher Zustand, worinne Irrthümer und Vergehungen mit einander abwechseln, die Art, wie derselbe zu verbessern sey, alle ihre Pflichten, und alles, was sie zu hoffen oder zu fürchten haben, in der höchsten Klarheit und Vollständigkeit bekannt gemacht. An mir sehen sie weiter das vollkommenste Beyspiel der Heiligkeit und aller Tugenden. Denn ob ich gleich auch ein gewöhnlicher Mensch bin, so habe ich doch gar keine Sünde an mir. Endlich aber werde ich mein Leben für das menschliche Geschlecht hingeben; und durch meinen Tod wird es Begnadigung bey Gott erlangen. Nicht nur sollen dadurch die Sünden der Menschen getilgt, und die Strafen, welche sie sich zugezogen hatten, ihnen erlassen werden; sondern es soll ihnen auch dadurch ein mächtiger Antrieb und die stärkste Kraft zur Frömmigkeit ertheilt, und zugleich die

Gewiß-

Gewißheit, in diesem und jenem Leben selig zu seyn, bestätigt werden. Wollen sie jedoch dieser Wohlthaten, die ich ihnen erwerbe, wirklich genießen: so ist es nicht genug, dieselben zu wissen, und darauf gläubig zu vertrauen; sie müssen auch durchaus gebessert werden, und als von mir Erlösete nach meinen heiligen Vorschriften leben. Ich verschaffe ihnen nicht deswegen Vergebung der Sünden durch meinen Tod, damit sie desto zuversichtlicher von neuem sündigen; sondern damit sie sich desto mehr schämen und fürchten, Gottes Gebote zu übertreten.

von der wahren Frömmigkeit;

X. Aber Jesus erklärte auch den Menschen sehr genau, welches diese göttliche Gebote wären, und wie sie beobachtet werden müßten. Hierinne irrten selbst die Juden ungemein; ob sie gleich darüber sehr oft einen göttlichen Unterricht erhalten hatten. Ihre Lehrer, sonderlich die Pharisäer, hatten sie beredet zu glauben, daß die Gottseligkeit in der Erfüllung der äußerlichen Pflichten des öffentlichen Gebets, des Almosengebens, des Opferns, und anderer Cärimonien bestünde; vor groben Lastern müsse man sich in Acht nehmen; allein böse Begierden und versteckte Ausschweifungen könnten wohl entschuldigt werden. Jesus hingegen wollte die Menschen von Grund aus verändert wissen. Er belehrte sie, daß Gott vornehmlich auf ihre Gedanken, Willen und Neigungen sehe; und daß es ihnen, wenn diese nicht ganz auf das Gute gerichtet wären, nichts helfe, viele in die Augen fallende fromme oder andächtige Handlungen zu verrichten, weil sie doch nur aus Heucheley entsprängen. Daher sey es, sagte er, eine eben so große Sünde, Haß und Feindschaft gegen einen

Men-

Menschen bey sich zu unterhalten, als ihn umzubringen. Auch erinnerte er in eben dieser Absicht, daß ein wahrer Verehrer Gottes Seinen Befehlen nicht aus Zwang und Ueberdruß gehorchen, sondern alles aus Liebe und Dankbarkeit gegen Ihn, besonders wegen der durch Jesum wiedererlangten Gnade Gottes, thun müsse.

XI. So machte Jesus alle Pflichten der Menschen zu freudigen Beschäftigungen; zu einem Mittel ihrer Zufriedenheit und Seligkeit; da sonst die Menschen, wenn sie gleich diese Pflichten größtentheils kannten, sie mehr aus Furcht vor der Strafe befolgten. Vor allen Dingen prägte Jesus die höchste Liebe und das festeste Vertrauen gegen Gott ein: denn dieses konnten die Menschen seit der Zeit, da sie einen solchen Erlöser bekommen hatten, mit recht neuem Muthe fassen. Deswegen ermunterte er sie auch, fleißig zu Gott zu beten, weil sie um seinetwillen erhört werden würden. Damit sie aber wissen möchten, was und wie sie es von Gott bitten sollten, gab er ihnen folgende Vorschrift dazu, die von jedermann gebraucht werden kann, und alle unsere Bedürfnisse in sich faßt: Du himmlischer Vater von uns allen! Laß doch Deine Erkenntniß und Verehrung immer weiter ausgebreitet werden! Laß auch uns Antheil an den herrlichen Wohlthaten haben, die Du allen Menschen durch Jesum anbietest! Gieb, daß wir Deinen Willen eben so gern vollbringen, als er im Himmel vollbracht wird! Schenke uns unsern täglichen Unterhalt! Vergieb uns unsere Sünden, so wie auch wir denen verzeihen, die uns beleidigt haben! Behüte

von den Pflichten gegen Gott: besonders vom Gebet;

hüte uns vor allen gefährlichen Reizungen und Verführungen zur Sünde! Und errette uns von allem Bösen! Denn Du regierst über alles; Du bist der Mächtigste und Verehrungswürdigste, und bleibst es in Ewigkeit. Ja, das alles geschehe! Ihr wißt es alle, meine Lieben, daß dieses von Jesu selbst empfohlne Gebet das Vater Unser heiße, das billig sehr oft gesprochen wird; auch darum, weil es alle unsere Hauptbedürfnisse in sich faßt. Aber wenn das häufige Wiederholen desselben bey euch zur Gewohnheit wird; wenn ihr nichts dabey denkt, oder es wenigstens nicht genug versteht: so hilft es euch nichts, und ihr versündigt euch sogar an Gott durch ein leichtsinniges Hersagen desselben. Es ist eine große Glückseligkeit, daß wir Gott den Zustand unsers Herzens und Lebens, den Er zwar ohnedies am besten kennt, im Gebet vortragen dürfen; nur muß es auf die ehrerbietigste Art, und ganz nach Seinem Willen geschehen.

von den Pflichten gegen andere Menschen,

XII. Hat nun ein Mensch (so lehrte Jesus ferner,) erst Gott über alles lieben, Ihm allein vertrauen und gehorchen gelernt: so wird es ihm leicht werden, alle andere Pflichten auszuüben; und er wird sich die Heiligkeit Gottes beständig zur Nachahmung vorsetzen. Er wird seinen Nächsten wie sich selbst lieben; auch nicht glauben, daß ihn blos seine Anverwandten und Freunde, oder Leute, die einerley Landes, Religion und Standes mit ihm sind, näher angiengen; sondern vielmehr, gleichwie Gott, und sein Erlöser insonderheit, voll von allgemeiner Menschenliebe bereit seyn, jedermann Gutes zu erweisen. Er wird sanftmüthig und verträglich gegen alle Menschen

schen seyn, ihre Fehler gütig beurtheilen, und das Unrecht, welches ihm angethan wird, willig verzeihen, niemals aber heftigen und besonders anhaltenden Zorns, oder gar der Unversöhnlichkeit sich schuldig machen. Denn er wird sich stets erinnern, daß er eben so wohl wie andere, ein schwacher Mensch sey, der beständig in Vergehungen falle, und sich täglich deswegen der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen müsse. Beym Unglück anderer wird er allemal von Mitleiden gerührt werden; aber auch durch die That und Hülfe selbst es zu zeigen suchen. Er wird mildthätig und freygebig gegen Arme seyn, weil ihn Gott nur darum in Ueberfluß gesetzt hat, damit er zum Besten anderer davon Gebrauch machen möge. Sogar seine Feinde wird er lieben, ihnen wohlthun, und das Böse, welches sie ihm zufügen, nicht mit Bösem vergelten: denn auch hierinne hat er das große Beyspiel Jesu vor sich. Ueberhaupt soll der wahre Nachfolger des Heilandes alles, was in seinen Kräften steht, dazu beytragen, daß andere Menschen, seine Mitbrüder, immer weiser, besser und glücklicher werden. In dem gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben besonders, wo so vieler nützlicher Unterschied der Stände, Lebensarten und Arbeiten eingeführt ist, soll ein jeder seinen Fleiß zum allgemeinen Besten anwenden, und die Obrigkeit soll von allen mit Gehorsam geehrt werden.

XIII. Endlich lehrte Jesus auch, wie wir uns gegen uns selbst verhalten müßten. Unsere Selbstliebe, so nothwendig und nützlich sie auch ist, soll doch der Liebe gegen Gott in allem weichen; das heißt, wir dürfen niemals glauben, daß wir unsere wahre Glück- [und gegen uns selbst.]

seligkeit besser verstehen und besorgen können, als es Gott in seinen Geboten vorgeschrieben hat. Vornehmlich sollen wir darauf bedacht seyn, daß unsere Seele an Weisheit und Besserung täglich stärker werde. Unsern Leib und unser Leben sollen wir mit allem Fleiße zu erhalten suchen, und uns eben darum der Arbeitsamkeit, Mäßigkeit und Keuschheit befleißigen. Alle Gaben, Fähigkeiten, Güter, und was wir sonst von Gott empfangen haben, müssen wir so gut und treu anwenden, als es nur immer möglich ist: denn wir werden Ihm dereinst von diesem allem Rechenschaft abzulegen haben. Mit unserm Zustande müssen wir zufrieden seyn, genügsam und dankbar dasjenige besitzen, was wir haben: es ist allemal sehr viel mehr, als wir verdienen. Da wir also alles Gute nicht von uns selbst, sondern von Gott erlangen: so dürfen wir auch nicht stolz auf dasselbe seyn. Im Leiden aber sollen wir uns geduldig betragen, weil es uns ebenfalls von Gott zu unserer Besserung zugeschickt wird. Ueberhaupt hat Jesus die Gesinnungen, die er von uns fordert, unter einem Bilde vorgestellt, das euch besonders, meine Lieben, sehr rührend seyn muß. Einige seiner ersten Verehrer bildeten sich ein, daß sie, wenn sie seine Lehren befolgten, durch ihn vornehme und mächtige Leute in der Welt werden würden. Allein Jesus rief ein Kind herbey, und stellte es mit den Worten unter sie: Wenn ihr euren Sinn nicht verändert, und nicht diesem Kinde gleich werdet: so könnet ihr keinen bleibenden Antheil an meinen Wohlthaten haben. Dieser Ruhm, den Jesus der Gemüthsart der Kinder ertheilt, gebührt freylich den kleinsten am meisten,

Kinder, ein Bild der Christen.

I Kupfertafel.



Jesus stellt die Kinder den Christen
zum Beyspiel dar.



meisten, die sich noch von bösen Neigungen zurückhalten, und durch keine schlimme Beyspiele haben verführen lassen. Aber eine liebenswürdige Einfalt, das heißt, ein ungekünsteltes, offenes, unverstelltes Betragen; Gelehrigkeit, oder edle Begierde, immer an heilsamer Erkenntniß zu wachsen; auch vornehmlich Bescheidenheit und Demuth, welche euch besser als allen andern Menschen anstehen: diese Eigenschaften verlangt man doch von allen Kindern. Und eben dieselben forderte Jesus auch von denen, die seinem Glauben gemäß leben wollten.

XIV. In dieser Religion also ist, wie ihr seht, zwar vieles, das man wissen, und worüber man nachdenken muß; aber noch weit mehr giebt es darinne zu thun und auszuüben. Jesus wollte uns zu recht nützlich geschäftigen Menschen machen, die bey aller Gelegenheit die Vortrefflichkeit ihrer Religion durch die That selbst beweisen sollten. Und das ist der wahre Gottesdienst, wie er ihn vorschreibt. Ihr müßt bey diesem Worte nicht denken, daß Gott unsers Dienstes bedürfe. Wir sind, wenn wir auch alles, was Er befiehlt, verrichtet haben, doch nur unnütze Knechte, die blos ihre Schuldigkeit thun, und sich allein dadurch Vortheile erwerben. Aber wir müssen doch unsere Gesinnungen gegen Ihn durch eine innerliche und äußerliche Verehrung, durch ein rechtschaffnes Herz und durch fromme Handlungen bezeigen. Daß dieses nicht blos mit gewohnten äußerlichen Uebungen der Andacht geschehe, lehrte Jesus auch dadurch, indem er nicht mehr als zween sehr einfache, aber die Gottseligkeit überaus ermunternde und stärkende Gebräuche verordnete. Erstlich sollten alle,

Eigentlicher Gottesdienst und Cärimonien dieser Religion.

Heilige Taufe. welche seine Lehre annehmen wollten, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, unter reines Wasser getaucht, und wieder daraus hervorgezogen werden; so daß sie sich durch diese Handlung zur Verehrung Gottes, wie er sich durch Jesum geoffenbart hatte, im Glauben an seine Wohlthaten, und in einem heiligen Leben, verpflichteten. Das heißt die Taufe, oder, welches einerley ist, das Eintauchen, an dessen Stelle in kältern Ländern das reichliche Begießen oder Besprengen mit Wasser eingeführt worden ist. Obgleich aber anfänglich nur Erwachsene getauft wurden, die sich nach empfangenem Unterrichte erklärt hatten, daß sie Jesum als ihren Lehrer und Erlöser bekennen wollten: so war es doch natürlich, daß sie wünschten, es möchten auch ihre Kinder alsbald zu einem gleichen Rechte an die Wohlthaten dieser Religion aufgenommen werden. Die Kinder wurden also auch getauft; und in reifern Jahren belehrte man sie ausführlich, was für eine wichtige Verbindlichkeit dadurch in ihrem Namen eingegangen worden sey. Heiliges Abendmahl. Eine andere geheiligte Uebung stiftete Jesus für diejenigen, welche schon eine Zeit lang aufrichtige Anhänger seiner Religion gewesen seyn würden. Sie sollten öfters unter gesprochenem Gebete Brodt und Wein zu seinem Andenken genießen. Dabey sollten sie sich, kräftig Theilnehmend an seinem Leiden und Sterben, froh genießend des Segens von seinem für ihre Sünden gekreuzigten Leibe und vergossenen Blute, alles durch ihn erworbenen Guten dankbar erinnern; zugleich aber auch durch dieses Abendmahl Jesu, wie es von seiner letzten Mahlzeit, nach welcher er es stiftete, genannt wird, im Glauben und in

einer vollkommenen Ergebenheit gegen ihn, desto mehr befestigt werden.

Sie ist auf das Geistliche und Ewige gerichtet.

XV. So sollten auch diese beyden äußerlichen Gebräuche nicht blos sinnliche Handlungen seyn; sondern hauptsächlich für den Verstand und das Gemüth der Menschen nützlich werden. Und das ist der Ruhm der gesammten Religion Jesu. Sie ist durchaus auf das Geistliche, oder auf den Zustand unserer Seele, und auf das Ewige, oder auf dasjenige, was uns nach dem Tode bevorsteht, gerichtet. Er versprach denen, welche sie redlich ausüben würden, keine irdische, vergängliche Güter, Ehrenbezeigungen und Ergötzlichkeiten. Zwar sollte ihnen auch zuweilen einiges davon zu Theil werden; aber nur nicht als Belohnung ihrer Frömmigkeit, oder als wahre Glückseligkeit. Vielmehr ließ er sie alles dasjenige Gute für ihre Seele hoffen, was aus der Erkenntniß Gottes und Seiner Werke, aus der geheiligten Verbindung mit Ihm, und aus der frohen Ruhe ihres Gewissens entspringen würde. Diese Güter sollten ihnen auch im Tode bleiben, der ihrem Körper nur ein Schlaf, dem Geiste aber der Uebergang zu noch größern Freuden seyn würde. Wenn dereinst ihr Leib aus dem Grabe auferweckt, und mit der Seele aufs neue vereinigt werden würde: alsdenn sollten sie eben einer solchen geistlichen Glückseligkeit, wozu bereits in diesem Leben der Anfang gemacht worden, in der innigsten Gemeinschaft mit Gott, ewig, und immer in einer größern Vollkommenheit, geniessen; einer Glückseligkeit, zu der sich diejenigen hier selbst ungeschickt machen, welche zeitliche Güter und die Erfüllung aller ihrer Begierden den göttlichen Ge-

boten vorziehen. Freylich sagte Jesus selbst, daß er ein Reich unter den Menschen aufrichte. Auch erwarteten die Juden den ihnen von Gott verheißenen Lehrer und Erlöser unter dem Namen des Messias, das heißt im Hebräischen, des Königs, wovon das griechische Wort Christus die Uebersetzung ist: und Jesus bekräftigte es, er sey der, auf den sie unter diesem Namen hofften. Aber er belehrte auch sie und die Heiden, sein Reich und seine Herrschaft wären nicht weltlich oder sichtbar; nur diejenigen wären seine wahren Unterthanen, welche ihn für den Urheber ihrer Seligkeit hielten; von ihm lernten, weiser und besser zu werden; sich daher in diesem Leben seines besondern Schutzes und Beystandes zu erfreuen hätten, und in der zukünftigen Welt von ihm Gnadenbelohnungen ohne Aufhören erwarten könnten.

Christus und sein Reich.

Vortrefflichkeit der christlichen Religion.

XVI. Das ist die Religion, welche Jesus gelehrt hat. Blos die Betrachtung derselben muß euch schon, meine Lieben, die Gewißheit geben, daß sie die liebenswürdigste und beste Religion sey: und eben das werdet ihr einsehen, je mehr ihr sie ausüben lernet. Sie sagt uns alles, was wir von Gott und Menschen, von Zeit und Ewigkeit, von unsern Pflichten, unsern Hoffnungen und unserer Glückseligkeit zu wissen brauchen, mit erwünschter Deutlichkeit. Sie ist unbeschreiblich liebreich und menschenfreundlich; verbindet das ganze menschliche Geschlecht mit einander; verlangt nichts von uns, als was uns gut und heilsam ist; und das alles ohne Zwang, durch freywillige Entschließungen. So ungemein verschieden die Menschen unter einander sind: so hat sie doch einerley Brauchbarkeit für alle; läßt nicht nur herrliche Gedanken entstehen,

sondern

sondern hauptsächlich schöne und tugendhafte Handlungen vollbringen. In allen unsern Bedürfnissen, im Glück und Unglück, im Leben und Sterben, ist sie uns höchst nützlich, ja sogar nothwendig; sie verläßt uns alsdann nicht, wenn uns alles andere verläßt. Sie allein macht recht gute Fürsten und Obrigkeiten, getreue Unterthanen, gehorsame Kinder, weise Aeltern, mit einem Worte, in allen Ständen die hochachtungswürdigsten Menschen. Daß sie uns alles um Gottes willen, aus Liebe und Folgsamkeit gegen Ihn thun lehret, ist auch einer von den Vorzügen dieser Religion. Endlich stellt sie uns beständig ein zukünftiges Leben in der Ewigkeit vor, auf welches wir unsere Wünsche richten, uns dazu geschickt machen, und daselbst erst den Anfang unserer wahren Seligkeit erwarten sollen. — Gegen eine solche Religion unempfindlich oder gleichgültig zu seyn, ist unverzeihlich; man sieht sich vielmehr gedrungen, sie zu lieben, und sie zu seiner Führerinn zu wählen, sobald man nur mit ihr bekannt geworden ist.

Noch andere Beweise, daß sie wahr und göttlich sey.

XVII. Jesus trug sie daher den Juden, drey Jahre nach einander, in vielen Gegenden ihres Vaterlandes vor: faßlich für jedermann; noch begreiflicher oft durch Gleichnisse und Sinnbilder; wenigstens, um durch dieselben die Aufmerksamkeit der Menschen zu reizen, die lieber etwas den Augen gegenwärtiges sehen, als nachdenken wollen. Aber außerdem, daß er es ihnen selbst überließ, zu urtheilen und zu empfinden, wie annehmungswürdig diese Religion sey, sagte und that er noch vieles, das ihnen dieselbe nachdrücklichst empfehlen konnte. Zuerst berief sich Jesus darauf, daß Gott durch die Pro-

pheten in ihren heiligen Schriften von ihm, von seiner Erscheinung in der Welt, von seinen Lehren und Wohlthaten, von allem, was ihm unter den Menschen begegnen würde, vor vielen hundert Jahren, sehr häufig, deutlich und umständlich ein Zeugniß habe ablegen lassen; daß diese Vorherverkündigungen nunmehr in ihre Erfüllung giengen; und daß sie also nur jene Schriften mit allem, was sie von ihm sähen und hörten, vergleichen dürften, wenn sie gewiß werden wollten, daß er der versprochene Messias sey. Er verrichtete weiter eine Menge Wunder von mancherley Art: das heißt, er that sehr vieles, was die weisesten und mächtigsten Menschen, ja alle Menschen zusammengenommen, nicht zu Stande bringen könnten, und die auch weit schwerer waren, als die bewundernswürdigen Veränderungen in der Natur. Er heilte mit einem Worte die gefährlichsten Kranken, auch abwesend; sättigte mit etlichen Brodten einige tausend hungrige Menschen; machte sogar Todte wieder lebendig; und wandte diese übernatürliche Macht blos zum Besten der Menschen an. Ferner sagte Jesus vieles, was mit ihm, mit seiner Religion, mit seinen Verehrern und Freunden, mit dem ganzen jüdischen Volke, und mit andern Menschen, zum Theil nach sehr langer Zeit, vorgehen würde, so gewiß voraus: und alles dieses traf auch so richtig ein, das Meiste noch beym Leben derer, welche die Weissagungen anhörten, daß sie wiederum daraus den Schluß ziehen mußten, er sey ein göttlicher Lehrer, und völlig derjenige, für welchen er sich ausgab. Endlich begnügte sich Jesus nicht daran, daß er nur lehrte, wie man nach den göttlichen Vorschriften leben

müsse;

müsse; er übte sie selbst bey allen Gelegenheiten so vollkommen aus, daß man niemals einen heiligern und tugendhaftern Urheber einer Religion gesehen hatte. Eben dadurch aber gewann man seine Religion desto lieber, deren herrlicher Nutzen sich ganz in seinem Beyspiele zeigte.

Wie sie von den Juden aufgenommen wurde;

XVIII. Man hätte also erwarten sollen, daß sich alle Juden, die Jesum sahen und anhörten, begierig seinen Lehren ergeben würden, weil diese so augenscheinlich von Gott kamen, mit ihrer Religion so genau verbunden waren, derselben eine neue Stärke gaben, und überhaupt so viel Liebenswürdiges und Nutzbares an sich hatten. Wirklich nahm auch eine große Anzahl Juden dieselben an. Allein der größte Theil von ihnen blieb bey ihrer bisherigen Religion, lästerte und verfolgte Jesum; ja ihre Vornehmen und Gelehrten bezeigten sich am feindseligsten gegen ihn. Das rührte besonders von zwo Ursachen her. Erstlich hofften sie, daß ihr Messias ein mächtiger Fürst seyn würde, der sie von der Oberherrschaft der Römer befreyen, und ihnen irdische Glückseligkeit, Gewalt und Länder verschaffen könnte. Dazu aber war er ihnen von Gott nicht verheißen worden: und diese bedauernswürdige Menschen begriffen nicht, daß es ein tausendmal größeres Unglück sey, in Irrthümern und Sünden zu leben, als einem fremden Herrn und Volke zu gehorchen; daß sie also die angebotene göttliche Wohlthat, sie von den Uebeln ihrer Seele zu erretten, freudig ergreifen müßten. Da sie nun Jesum ohne alle Pracht, arm und in einer niedrigen Gestalt herumgehen sahen, auch von ihm selbst vernahmen, daß er kein weltliches Reich zu stif-

ten gekommen sey: so verachteten und haßten sie ihn sogar. Ueber dieses bemerkten sie, daß er zwar die Gebräuche ihrer Religion, so weit solche von Gott verordnet waren, beobachtete; aber diejenigen desto geringer schätzte, welche ihre heuchlerischen Lehrer aus vermeinter Gottseligkeit in großer Anzahl hinzugesetzt hatten; daß er selbst den äußerlichen Andachtsübungen des Mosaischen Gesetzes ein frommes Herz und tugendhafte Handlungen weit vorzog; auch deutlich zu erkennen gab, ihr ganzer Cärimoniendienst müsse nun bald ein Ende nehmen. Alles dieses verursachte, daß ihn die Juden für einen Feind ihrer Religion hielten; und er wollte doch dieselbe nur reiner, geistiger und vollkommener machen.

Jesus stirbt, und wird wieder lebendig.

XIX. Jesus vergalt auch ihren Haß und ihre Verfolgung, die selbst seinem Leben oft gefährlich wurde, blos durch einen liebreichen Eifer, sie zu bessern, und ihnen noch mehr wohlzuthun. Nachdem aber die Zeit gekommen war, da er für sie und das ganze menschliche Geschlecht sterben sollte, wie er solches häufig vorher verkündigte: gieng er seinen blutgierigsten Feinden zu Jerusalem selbst freywillig entgegen. Darauf ließ ihn der hohe Rath der Juden gefangen nehmen, und gab sich alle Mühe, daß die höhere Obrigkeit, nämlich die römische oder heidnische, Jesum zum Tode verurtheilen möchte. Das geschah endlich auch; obgleich der römische Statthalter Pilatus ihn als einen mit Unrecht Beklagten zu retten gesucht hatte. Jesus litt also mancherley Beschimpfungen und Schmerzen, zuletzt aber den schimpflichsten Tod der Kreuzigung: alles unschuldig, und doch mit ausnehmender Gelassenheit, Sanftmuth und Geduld

duld gegen Feinde, denen er nichts als Gutes erwiesen hatte. Sein Tod selbst war eine neue Wohlthat, die er ihnen erzeigte; er betete sogar für sie, und blieb bis auf den Augenblick, da er seinen Geist in die Hände seines göttlichen Vaters zurückgab, ein Beyspiel der höchsten Menschenliebe. Hier überlegt es, meine Lieben, wie erhaben die Tugend sey, für seine Feinde zu sterben. Aber ihr müßt auch sogleich einsehen, daß der Erlöser der Menschen, der Stifter der edelsten Religion, derjenige, an den viele Tausende glaubten, und noch ferner glauben sollten, der selbst Todte zum Leben wieder auferweckt hatte, der allen Menschen ihre künftige Auferstehung vom Tode verdiente und versprach; daß derselbe unmöglich unter den Todten bleiben konnte, wenn seine Religion für göttlich sollte gehalten werden. Wirklich gieng er auch am dritten Tage nach seinem Tode wieder lebendig aus dem Grabe hervor, wie er oft vorher gesagt hatte, und bestätigte durch dieses große Wunder seine Religion von neuem. Hierauf zeigte er sich viele Tage nach einander einer Menge seiner Verehrer, um ihren Glauben zu stärken, und sie noch mehr zu unterrichten. Endlich aber entzog er den Menschen seine sichtbare Gegenwart; doch nicht ohne vorher seinen Freunden die Versicherung gegeben zu haben, daß sie bis zum Ende der Welt unter seinem Schutze stehen, und seine Religion niemals untergehen sollte.

Er bestellt die Apostel zu Lehrern seiner Religion.

XX. Er hatte auch dafür zeitig gesorgt, daß diese Religion, selbst nach seinem Abschiede von der Welt, rein und richtig vorgetragen, und immer weiter ausgebreitet werden könnte. Gleich da er zu lehren anfieng,

fieng, wählte er unter denen, die ihm lernbegierig nachfolgten, zwölf Juden von geringem Stande und keiner Gelehrsamkeit; die aber Jesus dergestalt vorbereitete, daß sie die vornehmsten Lehrer seiner Religion nach ihm abzugeben im Stande waren. Er nahm sie in seine unzertrennliche vertraute Gesellschaft auf, erklärte ihnen seine Lehren genauer, besserte ihre Irrthümer, und beantwortete ihre Zweifel, bis sie völlig glaubten, er sey Christus, der Sohn Gottes. So konnten sie nachher versichern, daß sie die zuverlässigsten Zeugen von allem wären, was Jesus gethan und geredet hätte; und daß ihnen also auch seine Religion am allerbesten bekannt wäre. Damit man aber auch ungezweifelt wissen möchte, daß Jesus ihnen wirklich den Befehl gegeben habe, seine Religion zu predigen, schenkte er ihnen das Vermögen Wunder zu thun, und versprach ihnen noch größere Gaben, Einsichten und Kräfte durch den Geist Gottes. Dieses wurde auch nach dem Abschiede Jesu erfüllt, da sie unter andern die Fertigkeit erhielten, Sprachen zu reden, welche sie niemals erlernet hatten. Und so wurden diese zwölf Freunde Jesu geschickt gemacht, seine Boten oder Gesandten an die Menschen abzugeben; von welcher Verrichtung sie eben den griechischen Namen der Apostel bekamen.

Sie stiften die christliche Kirche,

XXI. Zuerst sollten sie nur den Juden die Lehre Jesu verkündigen. Denn auch er hatte, während seines Lebens unter diesem Volke, nur demselben, nicht aber den benachbarten Heiden, seine Religion vorgetragen; weil es diesen Vorzug nach den göttlichen Verheißungen genießen sollte, und weil es den Juden leichter werden mußte, als andern, eine Religion, die

auf

auf die ihrige gegründet war, zu prüfen und anzunehmen. Daher schickte er auch damals siebzig andere seiner Verehrer oder Jünger im jüdischen Lande herum, damit sie seine Lehren überall bekannt machen möchten. Die Apostel also fiengen nach dem Abschiede Jesu ebenfalls an, zu Jerusalem und an andern Orten die Juden zu unterrichten; fuhren fort, wie der Erlöser selbst gethan hatte, den öffentlichen Gottesdienst mit ihnen gemeinschaftlich zu halten, und brachten auch mehrere Tausende derselben zur christlichen Religion. Die Bekenner derselben sollten, wenn es möglich wäre, nur Eine geistliche Gesellschaft mit den Juden ausmachen, und diese nach und nach freywillig ihren Cärimonien entsagen. Allein der größte Theil der Juden verwarf die angebotene vollkommnere Erkenntniß, verfolgte die Apostel und ihre Freunde, nahm auch einigen derselben das Leben. Dadurch wurden diese genöthigt, sich endlich ganz von der gottesdienstlichen Gemeinschaft der Juden abzusondern, und als eine eigene neue Gesellschaft vieler Menschen, die sich zu einer bessern Religion bekannten, sich mit einander zu vereinigen, diese Religion solchergestalt verbunden auszuüben, und auch in dieser Absicht sich häufig zu versammeln, überhaupt aber nach einerley Gesetzen und Ordnungen zu leben. Diese neu entstandene Gesellschaft hat den Namen der christlichen Kirche bekommen. Denn diejenigen, welche die Lehre Jesu annahmen, wurden bald Christen genannt, weil sie fest überzeugt waren, daß Jesus der von Gott versprochene Christus, oder Stifter des vortrefflichsten geistlichen Reichs sey. Und da man in den folgenden Zeiten ein Gebäude, worinne die Christen

zum

zum öffentlichen Gottesdienste zusammenkamen, auf Griechisch Kyriakon, das heißt, ein Haus des Herrn, nannte: so ist daraus der Name Kirche erwachsen, den man nicht nur dem Gebäude selbst, sondern auch der ganzen großen Gesellschaft von Christen in der Welt, beygelegt hat.

indem sie das Christenthum in vielen Ländern ausbreiten.

XXII. Diese zahlreiche Gesellschaft Menschen kam nach und nach dadurch zu Stande, daß viele einzelne Gemeinen, das heißt, kleinere Haufen Christen, in Städten, Flecken und Dörfern, die durch ihre Religion genau verbunden waren, angelegt wurden. Dabey wurden weder reichliche Versprechungen oder Geschenke, noch Drohungen, Zwang, Gewalt oder Martern und Strafen gebraucht, um die Menschen zum Christenthum zu bringen. Die Apostel und die übrigen Schüler Jesu, welche mit ihnen diese Religion ausbreiteten, konnten sich keiner solchen Mittel bedienen. Sie besaßen gar keine Macht, und waren so arm, daß sie entweder von der Mildthätigkeit der Christen, oder von einem Handwerke leben mußten. Aber sie sollten auch, nach dem Willen und Beyspiel Jesu, keine verführerische oder gewaltsame Mittel dazu anwenden. Er, der allen Menschen befehlen und sie zwingen konnte, suchte sie blos zu belehren: und er versicherte, daß sie zum Genusse der durch ihn erworbenen Vortheile eben so freundschaftlich genöthigt werden sollten, als man Gäste zu einer herrlichen Mahlzeit einladet. So bekehrten also auch die Apostel und ihre Gehülfen Juden und Heiden zur christlichen Religion. Sie nahmen nur diejenigen durch die Taufe in ihre Kirchengemeinschaft auf, welche sich, nach empfangenem Unterrichte,

willig

willig erklärten, an Jesum zu glauben, und nach seiner Vorschrift alle ihre Handlungen einzurichten. Jerusalem war die erste Stadt, wo sie eine solche kirchliche Gesellschaft oder **Gemeine** errichteten: und diese wurde daher als die **Mutter aller übrigen** angesehen. Ueberhaupt wählten sie große und volkreiche Städte, wo nicht nur eine Menge von Menschen allerley Art, sondern auch viele daselbst eine Zeit lang lebende Fremde, den Vortrag des christlichen Glaubens anhören, und denselben in andern Gegenden desto leichter fortpflanzen konnten. Dergleichen Städte waren, außer **Jerusalem**, **Antiochien**, die Hauptstadt von Syrien, auch die schönste Stadt des römischen Asiens; — **Ephesus**, **Smyrna**, und andere ansehnliche Städte in Kleinasien; — **Corinthus**, eine der prächtigsten und durch die feinern Künste berühmtesten griechischen Städte; — **Athen**, diejenige Stadt in Griechenland, wo neben den gedachten Künsten auch die Gelehrsamkeit am glücklichsten bearbeitet wurde; — **Alexandrien**, die Hauptstadt von Aegypten; — **Rom** selbst, die Hauptstadt des ganzen römischen Reichs, und andere mehr. Dergestalt wurde das Christenthum in einem großen Theil des römischen Reichs durch alle drey damals bekannte Welttheile verkündigt, und von sehr vielen Juden und Heiden angenommen.

Geschichte der Apostel Petrus und Paulus.

XXIII. Besonders thaten sich zween Apostel, **Petrus** und **Paulus**, durch diese Verkündigung der christlichen Religion in mehrern Ländern sehr hervor. **Petrus** wird immer zuerst in dem Verzeichnisse der Apostel genannt, weil er öfters im Namen aller übrigen mit Jesu sprach, und auch unter die drey gehörte,

mit welchen der Erlöser am vertraulichsten umgieng. Er bezeigte sich ungemein eifrig in der Verehrung seines großen Lehrers; da er sich aber zu viele Standhaftigkeit zutrauete, verleugnete er denselben, als die Gefahr, mit ihm zu leiden, dringender wurde, desto schimpflicher; wie es Menschen von hitziger Gemüthsart oft begegnet, daß sie um so viel leichter Fehltritte begehen, je mehr sie sich auf ihre Kräfte verlassen. Doch **Petrus** verbesserte nachher seine Vergehung durch die rühmlichste Treue. Er war der erste Apostel, der nach dem Abschiede **Jesu** seine Lehre mit einem erwünschten Fortgange zu **Jerusalem** predigte: dreytausend ließen sich auf einmal, durch ihn gerühret, taufen. Er fuhr fort, im jüdischen Lande, in Syrien, in Kleinasien und andern benachbarten Ländern mit nicht geringerm Erfolge zu lehren. Gegen das Ende seines Lebens aber unterrichtete und stärkte er auch die christliche Gemeine zu **Rom**, vor deren Augen er mit unbeweglichem Muthe, wegen seines Glaubens an **Jesum**, den Tod von den Heiden erlitt. Noch größere Thaten verrichtete **Paulus** zur Ehre und Beförderung der christlichen Religion. Er hieß als ein geborner Jude **Saulus**; führte aber in seinen spätern Jahren den mehr römischen Namen **Paulus**, und war anfänglich ein blutgieriger Eiferer für seinen väterlichen Glauben gegen die Christen. Als er aber durch eine außerordentliche Erscheinung des göttlich verherrlichten **Jesus** bestürzt und gewarnt worden war, sich ihm nicht länger zu widersetzen, erkannte er seinen bisherigen Irrthum. Sogleich lehrte er die sonst von ihm verfolgte Religion, und empfohl sie mit allem Nachdrucke. **Petrus** that dieses bey den Juden und

den

den zur jüdischen Religion schon halb getretenen Heiden; Paulus hingegen wurde von Jesu vornehmlich zum Lehrer der Heiden bestimmt, ob er gleich auch keine Gelegenheit, den Juden nützlich zu werden, versäumte. Kein anderer Apostel hat so viele Reisen in weit von einander entlegene Länder, um dieser Absicht willen, unternommen; keiner hat so viele Beschwerlichkeiten, Mißhandlungen und Lebensgefahren ausgestanden, als er. Aber keiner hat auch so viele Gemeinen gestiftet, sich durch mündlichen Vortrag, Schriften und Anstalten so geschäftig und unermüdet zum Besten des Christenthums bewiesen, als Paulus. In Arabien, Judäa, Syrien, Kleinasien, Macedonien, Griechenland, auch verschiedenen Inseln, und zu Rom, hinterließ er überall treffliche und zahlreiche Früchte seiner Lehren. Zuletzt tödteten ihn die Heiden in der erstgedachten Hauptstadt, zugleich mit dem Petrus; und er gieng seinem Ende mit aller der Freudigkeit entgegen, welche das Christenthum bey ihm erweckte.

Die christl. Relig. wird in Schriften vorgetragen.

XXIV. Diese Religion nahm also durch die Apostel, ihre Gehülfen und Schüler einen sehr glücklichen Lauf unter den Menschen. Allein es war zu besorgen, daß dieselbe dereinst nach ihrem Tode entweder bey vielen vergessen, oder von andern verfälscht und verdorben, oder sonst übel angewandt werden möchte. Sollte sie blos durch einen immer fortdaurenden Unterricht erhalten werden: so konnten die Menschen in so vielen Jahrhunderten, die seit ihrem Ursprunge verflossen sind, hinzusetzen, oder weglassen, was ihnen gefiel; und wir würden daher nicht mehr mit Gewißheit sagen können, was zu dieser wahrhaftig seligmachenden Religion gehöre, oder nicht. Um

ein so großes Unglück zu verhüten, setzten die Apostel, auch einige ihrer Schüler und Freunde, weil sie am besten verstanden, worinne das Christenthum bestehe, schriftliche Nachrichten und Belehrungen über dasselbe auf. Offenbar geschah dieses auf den Willen und Antrieb Gottes, der schon so vieles andere zur Unterstützung der gedachten Religion veranstaltet hatte. Man nennet diese Schriften das Neue Testament, oder die Schriften des Neuen Bundes, weil sie die sicherste Anweisung zur vollkommensten Erkenntniß und Verehrung Gottes, wie sie Jesus Christus gelehrt hat, enthalten; und dieses wird unter dem menschlichen Bilde eines neuen Bundes, den Gott durch Jesum mit den Menschen zu ihrer Seligkeit errichtet habe, vorgestellt. Ihr seht also, meine Lieben, daß auf das Lesen dieser Schriften alles ankömmt, wenn man das wahre Christenthum recht gewiß kennen lernen will. Sie sind in der griechischen Sprache, wie solche damals besonders von vielen tausend Juden ausserhalb des gelobten Landes gesprochen wurde, abgefaßt. Und da ohnedem keine andere Sprache von so vielen Menschen zu dieser Zeit im römischen Reiche geredet und verstanden wurde, als die griechische: so erlangten diese Schriften dadurch eine allgemeine Brauchbarkeit. Freylich haben sie auch in den Uebersetzungen, welche die Christen davon in besondere Landessprachen gar bald zu verfertigen angefangen haben, und auch in unserer gewöhnlichen deutschen, ihre schweren und dunkeln Stellen. Allein dieses ist bey allen sehr alten Büchern unvermeidlich, die in ausländischen, zum Theil untergegangenen, oder doch sehr veränderten Sprachen geschrieben, zunächst auch für Völker und

Länder

Länder bestimmt waren, die an Denkungsart, Sitten und übrigen Umständen sich sehr von uns unterscheiden. Dazu kömmt noch, daß in diesen Büchern viele neue, über die menschlichen Begriffe erhabene Lehren vorkommen, wegen welcher sich die Christen in unzählige, meistentheils überflüßige Streitigkeiten verwickelt haben. Es ist genug, daß ihr in diesen ehrwürdigen Religionsschriften der Christen alles, was ihr von Gott glauben, und nach seinem Willen thun sollt, um glückselig zu werden, deutlich ausgedrückt findet.

Nähere Nachricht von denselben.

XXV. Diese Schriften sind auch, in Ansehung ihres mannichfaltigen Inhalts und ihrer faßlichen Schreibart, dergestalt eingerichtet worden, daß man nicht erst gelehrt werden darf, um dasjenige davon, was allen zu wissen nöthig ist, gehörig zu verstehen. Es sind Erzählungen und Briefe. In den erstern kommen die nützlichsten Nachrichten von Jesu Christo, seinem Leben und seinen Handlungen unter den Menschen vor. Insbesondere aber wird eine große Anzahl seiner Reden und Gespräche angeführt. Das dient uns nicht nur dazu, daß wir gleichsam aus seinem eigenen Munde ganz zuverläßig erfahren, was für eine Religion er gelehrt habe; es giebt auch unter diesen seinen Reden so viele rührende Aussprüche, und nachdrückliche, einnehmende Vorschriften, daß man, beym aufmerksamen Lesen derselben, nicht unterlassen kann, sie seinem Gedächtnisse tief einzuprägen. Sie recht verstehen lernen, oft bey sich wiederholen, und auf den Zustand seiner Seele anwenden, das heißt, Liebe zu Jesu und zu seinen Lehren haben. Diese Erzählungen nun von ihm, werden Evangelien genannt, weil dieses griechische Wort eine angenehme, erfreuliche

Evangelische Geschichten.

Nachricht bedeutet. Und daher werden auch die Verfasser derselben, zween Apostel, Matthäus und Johannes, ingleichen zween Freunde und Gefährten der Apostel, Marcus und Lucas, Evangelisten genannt; obgleich dieser Name allen beygelegt werden kann, welche die Lehre von Jesu gepredigt haben. Damit man auch sehen möchte, wie getreu die Apostel nach dem Befehl des Erlösers seine Religion verkündigt hätten, und wie genau dasjenige eingetroffen sey, was er ihnen versprochen und vorhergesagt hatte, schrieb Lucas noch die Apostelgeschichte, worinne er theils überhaupt die Begebenheiten der Apostel nach dem Abschiede Jesu von ihnen, theils insonderheit die glückliche Ausbreitung des Evangeliums durch den Petrus und Paulus, wovon er selbst vieles gesehen, und auch seinen Beystand dazu geleistet hatte, erzählt. In diesen fünf historischen Büchern also haben wir die Geschichte der christlichen Religion, von der Geburt ihres Stifters an, ohngefähr sechszig Jahre lang, sehr glaubwürdig beschrieben.

Briefe der Apostel.

XXVI. Aber die Apostel fanden auch eben so bald häufige Gelegenheiten, diese Religion, welche sie mündlich vortrugen, in Schriften umständlicher zu erklären, und ihre Anwendung in vielen Fällen zu zeigen. Manche Lehren Jesu wurden von den ersten Christen entweder nicht völlig, oder gar übel verstanden und gemißbraucht. Die gebornen Juden unter ihnen wollten noch ferner ihre alten Religionsgebräuche beybehalten, oder sie gar auch ihren Mitchristen aufdringen. Es entstanden Streitigkeiten unter den Christen über einige Religionsfragen. Zuweilen gab es auch Christen, welche wider ihr Ver-

sprechen

sprechen die Vorschriften Jesu durch ihr Leben übertraten. Endlich brauchten die Christen überhaupt mancherley Anweisungen, wie sie sich unter besondern Umständen, gegen einander, auch gegen Juden und Heiden, zu verhalten hätten. Ueber alles dieses ertheilten ihnen nun die Apostel in ihren Schreiben, die sie bald an ganze Gemeinen, bald an einen Lehrer, oder ein anderes Mitglied derselben, richteten, Belehrung, Warnung, Trost, Ermahnungen, und Regeln der christlichen Klugheit. So schrieb Paulus einen Brief an die Christen zu Rom, der unter allen apostolischen Schriften am vollständigsten den Glauben und die Pflichten der Christen erklärt; zween andere an die Christen zu Corinth; zween an seinen Schüler und Freund, den Timotheus; und noch verschiedene andere. Eben dergleichen Schreiben haben wir vom Petrus, Johannes, und andern Aposteln. Obgleich in allen diesen Briefen vieles vorkömmt, das nur für die damaligen Zeiten gehörte: so bleiben sie doch größtentheils ein beständiges Muster, wie alle Uneinigkeiten, Verirrungen und Ausschweifungen der Christen in Religionssachen verhütet und gehoben, und ihre Religion in allen Fällen gewissenhaft ausgeübt werden müsse. Damit endlich die Christen desto weniger unter den Leiden verzagen möchten, die sie in kurzem wegen ihrer Religion auszustehen haben würden, eröffnete der Apostel Johannes den asiatischen Gemeinen, bey welchen er seine letzten Lebenstage zubrachte, im Namen Gottes durch ein besonderes Buch, das aber beynahe ganz in Sinnbildern abgefaßt ist, das Christenthum würde, ohngeachtet seiner zahlreichen und mächtigen Feinde,

 dennoch

dennoch die Oberhand behalten; und indem auf diese Verderben und Strafen warteten, sollten ewige Belohnungen den treuen Bekennern Jesu vorbehalten bleiben.

Die Apostel bestellen Lehrer unter den Christen;

XXVII. Außer diesen Bemühungen übernahmen die Apostel noch andere zur Erhaltung der christlichen Religion. Sie bestellten bey einer jeden Gemeine einen, oder, wenn sie groß war, mehrere Lehrer, die nicht blos, wie sie, eine Zeit lang sich bey denselben aufhalten, sondern ihnen beständigen Unterricht geben sollten. Zwar hatte jeder Christ die Verbindlichkeit auf sich, an seine Religion so oft zu denken, und sich mit derselben so fleißig bekannt zu machen, als es nur in seinen Kräften stünde. Allein Geschäfte und Sorgen des gewöhnlichen Lebens hindern die meisten Menschen sehr leicht daran. Daher wurde ein besonderer Stand von Leuten dazu bestimmt, die sie oft und lebhaft daran erinnern, überhaupt aber ganz darauf bedacht seyn sollten, daß die Religionserkenntniß immer mehr ausgebreitet und wohl genützt werde. Die ersten, welche von den Aposteln in diesem Stand der Lehrer gesetzt wurden, hießen Aelteste, weil sie, um der ihnen nöthigen Klugheit willen, schon ein reiferes Alter erreicht haben mußten. Sie wurden aber auch Aufseher, oder im Griechischen Episkopi, genannt; (woraus in unserer Sprache Bischöfe gemacht worden ist:) denn sie sollten eine gewisse Aufsicht über den Glauben und das Leben ihrer Mitchristen, und über alles, was die Religion betrifft, führen. Die Apostel, denen Jesus selbst keine Art weltlicher Regierung anvertrauet hatte, wollten eben so wenig, daß diese Lehrer über die

andern

andern Christen herrschen sollten. Sie sollten denselben nur eine sanfte Anweisung geben, die Religion immer besser zu verstehen und zu gebrauchen, auch selbst überall die ersten und eifrigsten Beyspiele in der Ausübung derselben darstellen. Am wenigsten aber sollten sie sich unterstehen, dasjenige für Religion auszugeben, was ihnen beliebte; sondern lediglich die gewissen Lehren Jesu, nach den Erklärungen seiner ersten Schüler und Freunde, vortragen. Ihr seht hieraus, meine Lieben, wie **ehrwürdig** und **nützlich** der **christliche Lehrstand** sey; allein die übrigen Christen sind auch verbunden, ihm zur Erreichung so edler Absichten auf alle Weise beförderlich zu seyn.

und treffen andere Religionsanstalten.

XXVIII. Wie dieses geschehen, und alle Christen in Verbindung mit einander sich in ihrer Religion stärken und üben müßten, das zeigten die Apostel noch besonders durch die Einrichtung **ihres öffentlichen Gottesdienstes**. Denn dieser sollte eben deswegen angestellt werden, damit die Christen ein **gemeinschaftliches** und desto rührenderes **Bekenntniß ihres Glaubens** ablegen, mit vereinigter Lernbegierde sich **den Willen Gottes** immer von neuem **bekannt machen**, auch besonders gleichsam **mit Einem Herzen** und Einer Stimme Gott alles **ihr Anliegen** und ihre Gesinnungen **vortragen**, und sich **mit einander** zu einem gottseligen Leben **ermuntern** möchten. Daher war bey diesen Versammlungen der Christen das **Gebet** eine ihrer vornehmsten Uebungen; aber das **Vorlesen der heiligen Schrift**, der Unterricht und die **Ermahnung des Lehrers** aus derselben, und der oft von allen wiederholte **Genuß des Abendmahls Jesu**, gehörten ebenfalls darunter. Obgleich diese got-

tesdienstliche Zusammenkünfte der Christen häufig gehalten wurden, und an keinen gewissen Tag gebunden zu werden brauchten: so bestimmten doch die Apostel den ersten Tag der Woche, oder den Sonntag, zur feyerlichen allgemeinen Versammlung. An demselben war Jesus vom Tode auferstanden: er diente also desto mehr zum Andenken der Wohlthaten des Erlösers. Ueberhaupt aber war es sehr nützlich für die Christen, daß immer Ein Tag unter sieben sie recht ausnehmend dazu aufforderte und veranlaßte, an Gott, an die Beschaffenheit ihres Herzens und Lebens, und an die Ewigkeit zu denken. Das thaten zwar die ersten, ihres Namens würdigen Christen täglich: sie giengen auch am Sonntage, nach vollbrachten öffentlichen Pflichten der Andacht, wieder zu ihrer gewöhnlichen Arbeit, weil sie unter derselben und durch dieselbe Gott zu dienen, das heißt, alles aus Liebe und Gehorsam gegen Ihn zu thun wußten. Aber für eine Menge anderer Christen konnte dieser Tag nach und nach desto nothwendiger werden: und es ist bekannt, wie viele derselben, die es nicht verstehen, zu was für heilsamen und angenehmen Uebungen er sie rufe, diese zu einer gleichgültigen Gewohnheit, oder gar zu einer Last für sich gemacht haben. Kirchengebäude hatten die Christen zu den Zeiten der Apostel noch nicht; sie mußten sich zum äußerlichen Gottesdienste an ihren eigenen Häusern begnügen. Auch sonst fand sich bey ihren Religionsübungen wenig Bequemlichkeit, und gar keine Pracht; aber sie waren desto gottseliger im Herzen und in ihren Handlungen. Sie lernten von den Aposteln, keinen als ein Mitglied ihrer Religionsgesellschaft

schaft zu dulden, der zur Beschimpfung derselben in grobe sündliche Ausschweifungen verfiele, oder den Glauben ungescheut verfälschte; ob sie gleich auch einen solchen, wenn er sichtbare Merkmale der Besserung gezeigt hatte, wieder in ihre Gemeinschaft aufnahmen. Uebrigens waren alle Christen auf das liebreichste mit einander verbunden: und sie hielten deswegen auch bisweilen **Liebesmahle**, oder mäßige Mahlzeiten, bey welchen sie sich ohne Unterschied des Standes und des Volks, von dem sie herstammten, einfanden, um zu zeigen, daß sie alle gleichsam nur zu Einer Familie gehörten.

Ausbreitung d. Christenth. nach den Zeiten der Apostel.

XXIX. So lebten die Christen während der Zeit, da die Apostel noch ihre Anführer und Lehrer abgaben; das heißt, bis gegen das hundertste Jahr seit der Geburt Christi. Damals starb endlich auch Johannes, der am längsten unter den Aposteln lebte, der geliebteste Schüler Jesu war, und hinwiederum den Erlöser am liebenswürdigsten in seinen Schriften vorgestellt, auch in eben denselben den Christen die brüderliche Liebe unter einander, die er selbst in seinem sanften Herzen so stark empfand, überaus dringend empfohlen hat. Aber auch nach dem Tode der Apostel erhielt und breitete sich die von ihnen so einnehmend vorgetragene, durch Wunder bestätigte, und durch ihre Tugenden ehrwürdig gewordene Religion immer weiter aus. Sie machte offenbar und durchgängig bessere Menschen, als man in andern Religionsgeschichten größtentheils zu sehen gewohnt war. Man glaubte daher noch ferner, daß eine Religion, deren Bekenner so tugendhaft lebten, vortrefflich seyn müsse, und ergab sich ihr oft deswegen.

Nächstdem wurde sie auch den Heiden nach ihrer wahren Beschaffenheit desto bekannter, seitdem die Christen, nicht lange nach dem Tode der Apostel, anfiengen, in Schriften, welche sie für dieselben aufsetzten, ihren Glauben zu erklären, und gegen falsche Beschuldigungen zu vertheidigen. Die Abgötterey mußte immer verächtlicher werden, je mehr man ihr den reinen christlichen Dienst Gottes entgegensetzte. Wirklich fehlte es schon zuweilen mitten in heidnischen Städten an Leuten, welche den Göttern opfern wollten. Auf der andern Seite war die jüdische Religion nunmehr ihres vornehmsten Sitzes, des Tempels zu Jerusalem, beraubt, wie ihr von Jesu vorher verkündigt worden war, und mußte auch deswegen dem Christenthum weichen. Dieses fand also bis gegen das dreyhundertste Jahr nach Christi Geburt unzähliche freywillige Anhänger in allen Ländern des römischen Reichs. So weit die Römer in unserm Deutschlande, das sie Germanien nannten, ihre Herrschaft von Italien und Gallien her hatten festsetzen können, nämlich bis an die Donau und den Rhein, waren, schon gegen das Jahr 150, christliche Gemeinen in den längs diesen beyden Flüssen erbaueten Städten errichtet worden. Selbst außerhalb des römischen Reichs, unter andern bey den Persern, gewann diese Religion bereits vielen Eingang. Anfänglich besaßen die christlichen Lehrer, so wie selbst die Apostel, keine Gelehrsamkeit, durch welche sie ihren Glauben hätten empfehlen können: ein deutlicher und rührender Vortrag desselben war hinlänglich, um ihn vielen Tausenden beliebt zu machen. Jetzt aber, da mehrere gelehrte und scharfsinnige Heiden denselben

ben annahmen, wurde auch nach und nach mancherley Wissenschaft und Beredtsamkeit von den Christen zur Ehre ihrer Religion angewandt. Doch suchten sie nicht blos viele Glaubensgenossen, sondern sehr aufrichtige Kenner und Verehrer ihrer Religion zu bekommen. Sie unterrichteten und prüften daher eine Zeit lang diejenigen Juden oder Heiden, welche sich geneigt bezeigten, in ihre künftige Gesellschaft zu treten. Wenn endlich diese **Katechumenen** oder **Lehrlinge**, wie man sie nannte, für würdig gehalten wurden, die Taufe zu empfangen, mußten sie vorher sich öffentlich erklären, was sie von Gott dem Vater, Sohn und heiligem Geiste glaubten. Und diese Erklärung wurde in den folgenden Zeiten das **apostolische Glaubensbekenntniß** genannt, weil es mit der Lehre der Apostel übereinstimmte.

XXX. Zugleich aber merkte jedermann, daß dieser schnelle glückliche Fortgang des Christenthums nicht durch Menschen allein bewirkt werde. Es traten zwar zuweilen einige ansehnliche Männer zu dieser Religion. Manche römische Kaiser, oder ihre Statthalter, betrugen sich gütig und gerecht gegen die Christen; sie ließen wohl gar einige Ehrerbietung und Liebe für das Christenthum spüren. Allein die allermeisten Kaiser und übrigen heidnischen Unterobrigkeiten im römischen Reiche waren doch Verächter, oft auch heftige Feinde des christlichen Glaubens, den sie ganz und gar auszurotten, und die Bekenner desselben zu strafen bemüht waren. Darüber werdet ihr euch ungemein verwundern, meine Lieben, daß es möglich gewesen sey, eine Religion zu hassen, welche alle Menschen zu lieben und ihnen wohl-

Verfolgung der Christen wegen ihrer Religion.

wohlzuthun befiehlt; — die Christen zu verfolgen, welche eben nach dieser Religion, selbst ihrer feindseligen heidnischen Obrigkeit treu und gehorsam waren, und sogar für dieselbe beteten. Unterdessen lassen sich doch die Ursachen davon leicht erklären. Die heidnischen Römer pflegten wirklich diejenigen nicht zu verfolgen, welche einer andern Religion zugethan waren: es ist auch höchst unbillig, jemandem deswegen hart zu begegnen, weil er von der Religion nicht völlig so denkt, als wir. Da sie aber sahen, daß die christliche Religion das Heidenthum, das doch mit der Regierung des römischen Reichs so genau verbunden war, beynahe ganz zu Grunde richtete: so glaubten sie, daß sie dieselbe unterdrücken müßten. Sie verabscheueten die Christen auch darum, weil sie ihnen fast gar keine Gottesverehrung zutraueten, indem sie weder Bilder von Göttern, noch Altäre, Opfer, und andere solche äußerliche Merkmale einer der heidnischen ähnlichen Religion, bey ihnen antrafen. Ueberhaupt nahmen sie gern alle Beschuldigungen für wahr an, die gegen die Christen ersonnen wurden: und diese zogen sich besonders auch den Haß der heidnischen Kaufleute, Künstler, Handwerker und vieler anderer Leute dadurch zu, weil sie das Gewerbe und den Verdienst derselben mit der Herabsetzung des Heidenthums zugleich sehr verminderten. So geschah es also, daß bald Gesetze von den Kaisern gegeben wurden, die Christen zum Abfall von ihrer Religion zu nöthigen, oder sie, wenn sie bey derselben verblieben, hinzurichten; bald die geringern Obrigkeiten sie auch ohne einen solchen Befehl auf mancherley Art bedrückten; bald die übrigen heidnischen Unterthanen

über

über ihre christlichen Mitbürger herfielen, ihnen Freyheit, Vermögen, oder gar das Leben raubten. Oft trafen diese Verfolgungen hauptsächlich nur die Lehrer der Christen. Aber nicht selten litten auch die übrigen Christen von allem Stande, Geschlechte und Alter darunter. Sie waren wenigstens in den ersten dreyhundert Jahren seit der Geburt des Erlösers niemals davor sicher: es wurden sogar neue Martern und Lebensstrafen erdacht, um sie, oder doch ihre Religion zu vertilgen.

XXXI. Gleichwohl erreichten die Heiden diese Absicht nicht. Fast immer waren die Christen dieser Zeiten so standhaft, daß sie lieber Gefängniß, Elend und Dürftigkeit, die ärgsten Peinigungen und die grausamsten Todesarten erduldeten, als daß sie ihre Religion verläugnet hätten. Jünglinge, Männer und Greise, Gelehrte und Ungelehrte, Vornehme und Geringe, sogar Weiber und Kinder, und das aus vielerley Ländern und Völkern, bezeigten einerley Freudigkeit, um ihres Glaubens willen alles zu ertragen. Man drohte ihnen nicht blos mit solchen Strafen; sie wurden zugleich ermahnt, aus Gehorsam gegen die Obrigkeit, und zu ihrem eigenen Besten, die heidnische Religion anzunehmen. Es wurde ihnen auch der Uebergang zu derselben sehr erleichtert. Der Christ, der bey dem heidnischen Richter seiner Religion wegen angeklagt worden war, zuweilen auch sich ungefordert vor demselben dazu bekannt hatte, durfte nur ein Schimpfwort gegen die christliche Religion und ihren Urheber ausstoßen, oder in das Feuer des in der Nähe stehenden Altars einige Körner Weihrauch zu Ehren der Götter

Ihr standhaftes Betragen dabey.

streuen,

streuen, oder bey dem Schutzgeiste des Kaisers schwören; auch wohl gar nur vor Gerichte die öffentliche Versicherung geben, er sey kein Christ: so wurde er frey gesprochen. Und dennoch wählten die meisten Christen lieber den Tod, ließen sich eher, (wie es sehr gewöhnlich war,) den wilden Thieren vorwerfen, als daß sie sich mit Beleidigung ihres Gewissens gerettet hätten. Dieser ihr bewundernswürdiger Muth konnte bey so vielen tausend Menschen von sehr verschiedenen Gaben und Eigenschaften keine bloße Hartnäckigkeit seyn. Es war eine unüberwindliche Stärke des Geistes, die ihnen Gott durch ihre Religion selbst geschenkt hatte. Jesus hatte es schon vorher gesagt, und die Apostel wiederholten es, daß diejenigen, welche seine Vorschriften treu beobachten wollten, viel Ungemach deswegen würden auszustehen haben. Der Erlöser selbst und seine Freunde waren die ersten gewesen, an denen dieses erfüllt, aber auch ein edles Beyspiel der Geduld und Beständigkeit in allen solchen Leiden dargestellt wurde. Sie ermahnten die Christen zur Nachahmung, und versprachen ihnen dafür Belohnungen in dieser und jener Welt. Denn es sollte ihnen nicht nur ihr Gewissen die erwünschte Beruhigung geben, daß sie unter allen äußerlichen Uebeln doch nicht unglücklich wären, weil sie sich solche durch den Gehorsam gegen Gott zugezogen hätten; sondern sie sollten auch Freuden der Ewigkeit zu erwarten haben, mit welchen die geringen Trübsale dieser Zeit gar nicht verglichen werden könnten. Alles dieses, besonders die gewisse Hoffnung eines unendlich bessern Lebens, ausserdem überhaupt die empfundene Kraft ihrer vortreffli-

II Kupfertafel.



Standhaftigkeit der [illegible]

trefflichen Religion im Herzen und Leben, gegen welche sich der heidnische Aberglaube gar nicht zeigen durfte, munterte die Christen auf, und setzte sie in den Stand, auch in der längsten Noth entschlossen auszuharren.

Fernere Ausbreitung des Christenthums.

XXXII. Eben dasjenige also, **was ihre Religion** nach dem Willen ihrer Feinde gar bald **ausrotten sollte**, die grausamste Verfolgung, **diente** vielmehr **zur Erhaltung und stärkern Empfehlung derselben.** Man sah die Märtyrer — denn so nannte man mit einem griechischen Worte diejenigen Christen, welche durch die freudige Erduldung eines schmerzlichen Todes um ihres Glaubens willen, gleichsam öffentliche **Zeugen** von der Wahrheit, Göttlichkeit und herrlichen Wirkung derselben abgaben, — diese Christen sah man nicht blos mit Bewunderung, sondern auch mit gerührtem Herzen an. Ihre christlichen Mitbrüder stärkten sich durch die Betrachtung ihres Endes zu gleichen Gesinnungen. Unter den **jüdischen und heidnischen Zuschauern** aber fanden sich genug, welche **erkannten, daß diese Religion**, die ihre Bekenner so getrost und hoffnungsvoll unter Martern und bis in den Tod machte, **wohl werth sey, von ihnen angenommen zu werden.** So vermehrte sich die Zahl der Christen täglich: es kamen auch öfters viele ruhige Jahre nach einander, in denen sie bey der Ausübung und Fortpflanzung ihrer Religion beynahe gar nicht gestört wurden. Ihre bald anwachsende Menge machte es, daß die Christen schon seit den letzten Jahren der Apostel unter den Aeltesten, welche bey jeder Gemeine lehrten, und auch Bischöfe hießen, einen zum Aufseher der übrigen und der ganzen

Gemeine bestellten, der von dieser Zeit an allein den
Bischöfe. Namen Bischof führte. Er wurde der oberste, aber nicht der einzige Lehrer jeder Gemeine; sorgte für die Ordnung und Einigkeit in derselben; nahm sich ihres äußerlichen Wohlstandes so gut als möglich an, weil sie von der heidnischen Obrigkeit sehr wenigen Schutz genoß; wohnte als ihr Abgeordneter den Versammlungen bey, welche von mehrern Gemeinen wegen ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten gehalten, und deswegen Kirchenversammlungen genannt wurden; konnte zwar seiner Gemeine nicht befehlen, war aber desto eifriger bemüht, die Beobachtung der göttlichen Befehle, und der Kirchengesetze, in welche sie gewilligt hatte, zu befördern; und überlegte jede wichtigere Sache, die seine Gemeine betraf, mit ihren übrigen Lehrern und andern frommen Mitgliedern. Einige Bischöfe der vornehmsten Städte und größten Gemeinen, wie zu Rom, Antiochien, Alexandrien, Carthago, und andere, genossen zwar etwas mehr Ehre und Ansehen als die übrigen, besonders wenn sie sich rühmlich hervorthaten. Aber kein Bischof war noch Herr und Richter über die andern Christen; keiner durfte ihnen nach seinem Gefallen vorschreiben, was sie glauben und thun sollten. Man nannte sie alle aus Hochachtung Väter (Papá und Patres); sie und die übrigen Lehrer wurden eben darum geliebt und geehrt, weil sie meistentheils ohne Stolz und Eigennutzen durch ihr Amt allgemein nützlich zu werden suchten.

Merkwürdige Lehrer der Christen. Polykarpus. XXXIII. Ein solcher ehrwürdiger Lehrer der Christen war Polykarpus, Bischof zu Smyrna in Kleinasien, ein Schüler und Freund der Apostel.

Als

Als ihn die Heiden, deren Religion er vielen Abbruch gethan hatte, nöthigen wollten, Christum zu lästern, gab er zur Antwort: Ich diene ihm bereits sechs und achtzig Jahre; und er hat mir noch nichts Böses erzeigt. Wie sollte ich jetzt meinen König und Heiland lästern können? Darauf ließ er sich geduldig fortführen, um hingerichtet zu werden. Um gleiche Zeit war Justinus der Märtyrer, ein Grieche, der erste, welcher den Gebrauch der heidnischen Gelehrsamkeit bey den christlichen Lehrern einführte. Nachdem er in der Untersuchung der Wahrheit durch die Philosophen der Heiden keine Befriedigung erlangt hatte, fand er sie endlich bey dem Christenthum, lehrte und vertheidigte dasselbe mündlich und schriftlich in allen drey Welttheilen, und wurde zuletzt wegen dieses Bekenntnisses zu Rom enthauptet. Bald nach ihm kam Tertullianus, ein Lehrer zu Carthago, der gleichfalls mit vielem beredten Scharfsinn für die Christen und ihren Glauben Schutzschriften aufsetzte, nächstdem auch die tugendhafte Strenge des Lebens ihnen sehr einnehmend empfohl. Eben daselbst lebte Cyprianus, Bischof der dortigen Gemeine, ein eifrig gottseliger Mann, nicht weniger beredt als der vorhergehende, indem er den Christen ihre Pflichten einschärfte. Lange trachteten ihm die Heiden nach dem Leben; endlich empfieng er das Todesurtheil von der Obrigkeit; dankte Gott dafür, daß er gewürdigt werden sollte, um seiner Religion willen zu sterben, und wurde unter diesen Gesinnungen enthauptet. Damals, ohngefähr drittehalbhundert Jahre nach Christi Geburt, bewunderten auch die Christen den gelehrtesten ihrer

Justinus.

Tertullianus.

Cyprianus.

Origenes. Lehrer in diesen ersten Jahrhunderten, den Origenes. In einem Alter von kaum siebzehn Jahren, konnte er nur mit vieler Mühe zurückgehalten werden, daß er sich nicht selbst als einen Christen bey der Obrigkeit angab, um zugleich mit seinem Vater, den sie als einen solchen umbringen ließ, zu sterben. Wenigstens ermahnte er denselben in einem Schreiben, daß er seinetwegen, und um seiner sechs jüngern Brüder willen, seinen standhaften Muth nicht verändern möchte. Ein Jahr darauf fieng er an, Unterricht in den Wissenschaften zu Alexandrien zu geben; wurde aber noch außerdem der Lehrer von denen, welche sich erklärt hatten, daß sie Christen werden wollten. Mit unbeschreiblicher Arbeitsamkeit fuhr er nicht nur in diesen Beschäftigungen immer fort; sondern nützte auch außerdem den Christen und ihrer Religion durch seine trefflichen Schriften und mancherley Bemühungen ungemein; er stand auch noch in seinem Alter wegen des Christenthums viele Martern in einem langen Gefängnisse aus. Dabey hörte er doch niemals auf, demüthig und bescheiden zu seyn, weil er mitten unter seiner Frömmigkeit auch seine Fehler erkannte. Einst ersuchten ihn die Lehrer der Gemeine zu Jerusalem, in der öffentlichen Versammlung zum Gottesdienste eine Ermahnungsrede zu halten. Er schlug die Handschrift der Bibel auf, um sich daraus eine Stelle auszusuchen, über welche er reden könnte. Sogleich fiel ihm die folgende aus den Psalmen in die Augen: Zum Gottlosen spricht Gott: Was verkündigst du meine Rechte, und nimmst meinen Bund in deinen Mund? Durch diese Worte wurde Origenes bestürzt und tief gerührt. Gott selbst

schien

schien ihm vorzuwerfen, wie er, ein sündlicher Mensch, sich unterstehen könnte, in Gottes Namen und mit dessen Worten die Christen zur Gottseligkeit zu ermahnen. Er machte das Buch wieder zu, und vergoß vor den Augen der ganzen Gemeine einen Strom von Thränen.

XXXIV. Durch solche Lehrer angeführt und vertheidigt, erlangten die Christen auch unter den weisesten Heiden und bey den Kaisern selbst immer mehr Beyfall und Hochachtung. Es wurde ihnen nach und nach erlaubt, öffentliche Versammlungshäuser zum Gottesdienste zu bauen. Diesen gaben sie den Namen der Bethäuser: und das war ein sehr wohlgewählter, lehrreicher Name. Denn das Vornehmste und Beste, was Christen an einem solchen Orte thun können und sollen, ist das Gebet, wozu auch das Singen gottseliger Lieder gehört. Sie sollen nämlich daselbst Gott gemeinschaftlich den Zustand ihres Herzens vortragen; für sich und andere Bitten und Danksagungen an ihn ergehen lassen; sich durch das Gebet zur Anhörung des vorzulesenden göttlichen Worts und dessen Erklärung vorbereiten; aber auch den Nutzen, den sie daraus geschöpft haben, durch das Gebet ausdrücken. Und hier werdet ihr mit Vergnügen hören, meine Lieben, daß die ersten Christen auch in ihren äußerlichen Geberden beym Gottesdienste nichts als Ehrerbietung gegen Gott bewiesen haben. Alle standen dabey, ausgenommen die Lehrer, welche saßen. Allein wenn das Gebet gesprochen wurde, knieeten alle Christen nieder; nur am Sonntage, und in der Zeit von Ostern bis mit Pfingsten, verrichteten sie dasselbe stehend, zum Zeichen

Oeffentlicher Gottesdienst.

Bethäuser.

chen ihrer Freude über gewisse göttliche Wohlthaten: aber niemals sitzend, oder in einer andern für eine so wichtige Handlung unanständigen Stellung. Außer den eben gedachten Festtagen, hatten die Christen beynahe gar keine andern; aber sie brauchten auch nicht erst solche Tage, um sich zu gottseligen Betrachtungen aufzumuntern, da sie sich täglich denselben ergaben. So bedienten sie sich auch nur weniger Religionsgebräuche, weil sie in denselben nicht die wahre Frömmigkeit setzten. Sie fasteten zum Beyspiel bisweilen, meistentheils freywillig; das heißt, sie enthielten sich einen ganzen Tag aller Arten von Essen und Trinken, damit sie zum Gebete und zum Nachdenken über die Religion geschickter würden; besonders aber in der Woche, in welcher sie das Andenken des Leidens und Todes Jesu begiengen. Eben zur dankbaren Erinnerung an den gekreuzigten Erlöser, machten sie öfters mit der Hand an ihre Stirne das Zeichen des Kreuzes; glaubten jedoch nicht, daß in diesem Zeichen eine besondere Kraft stecke, welche auch Jesus niemals verheißen hatte.

Festtage.

Religionsgebräuche.

XXXV. Es war also die eifrigste Bemühung der Christen dieser ersten dreyhundert Jahre, sich durchaus nicht, weder im Glauben noch im Leben, von den Vorschriften zu entfernen, welche Jesus und seine Apostel ihnen ertheilt hatten. Um dieselben recht genau zu kennen, war es ihnen nicht allein allen erlaubt, die heilige Schrift zu lesen; sie hielten dieses auch für eine höchst nothwendige und heilsame Pflicht, und übten sie, nach ihrem Vermögen, alle aus. Nicht nur wurde die heilige Schrift ihnen

Allgemeiner Gebrauch der heil. Schrift.

nen beym öffentlichen Gottesdienste vorgelesen und erklärt; ihre Lehrer ermahnten sie auch insgesammt auf das nachdrücklichste, dieselbe in ihren Häusern fleißig zu lesen, und darnach dasjenige zu prüfen, was sie ihnen vortrugen. Man übersetzte sie in die damals gewöhnlichen Sprachen. Es wurden sehr viele Abschriften derselben mit großer Sorgfalt gemacht: theils für die Kirchen, wo sie jedermann zu Dienste standen; theils für einzelne Christen; und reiche Personen verschenkten sie an die ärmern. Die Kinder lasen sie in ihren ersten Jahren unter einer gebührenden Anleitung; je mehr sie dieselbe verstehen lernten, desto mehr liebten sie solche nachmals in jedem Stande und Alter, als den wichtigsten Schatz ihrer Erkenntniß und Besserung. Dennoch gab es schon zu den Zeiten der Apostel, und noch mehr in den folgenden zweyhundert Jahren, Christen genug, welche ihre Religion durch eigene oder fremde Einfälle verfälschten, und vieles für Christenthum ausgaben, wovon doch in der heiligen Schrift nichts vorkömmt. Man nannte diejenigen, welche diesen groben Fehler begiengen, Irrgläubige, und in den spätern Zeiten Ketzer. Sie thaten es eben nicht immer aus Bosheit; sondern glaubten nur die Religion besser zu verstehen, als andere. Auch warfen sie über dieselbe allerhand überflüßige Fragen auf, welche sie nicht zu beantworten wußten; anstatt daß sie sich hätten begnügen sollen, dasjenige zu glauben, was Gott deutlich bekannt gemacht hatte. Die übrigen Christen wußten wohl, daß ein irrender Mensch Mitleiden und Zurechtweisung, nicht Haß und Verfolgung verdiene; daß es überhaupt heidnisch,

Irrende unter den Christen.

nicht christlich sey, Menschen, die anders dächten als sie, zu verabscheuen und zu bedrücken; begegneten solchen Leuten mit Sanftmuth, und suchten sie durch Unterricht zu bessern. Doch wenn dieselben die vornehmsten Lehren des Christenthums veränderten, konnten die Christen freylich mit ihnen weder gemeinschaftliches Gebet und andern äußerlichen Gottesdienst verrichten, noch vertrauten Umgang unterhalten, bevor sie sich wieder völlig zu dem eigentlichen christlichen Glauben bekannten. Denn sonst würde bald aus den Christen eine Gesellschaft Menschen geworden seyn, die über die Religion, durch welche sie mit einander verbunden seyn sollten, höchst uneinig gewesen wären. Und hierbey leistete ihnen eben die heilige Schrift die unschätzbarsten Dienste. Durch Hülfe derselben unterschieden sie am sichersten Wahrheit und Irrthum von einander; lernten also auch sich vor zu sichtbaren Abweichungen von ihrem Glauben hüten. Hätten sie es darauf ankommen lassen, was die Menschen zu jeder Zeit für Christenthum halten wollten, oder nicht: so würden sie immer in der Ungewißheit geblieben seyn.

Sitten und Kirchenzucht der ersten Christen.

XXXVI. Auch bey den Sitten der ersten Christen traf dieses mehrmals ein. In den allerersten Zeiten, da noch ihr Eifer für die Religion neu und feurig war, da sie noch so viele Lehrer besaßen, die aus dem Munde Jesu selbst ihren Unterricht empfangen hatten, und nach seinem Muster Beyspiele der Tugenden waren; — da lebten auch sie meistentheils, wie sie glaubten. Zwar fanden sich schon damals zuweilen Leute unter ihnen, bey denen, wie bey den meisten übrigen Menschen, die Versuchung

zu sündigen mächtiger wurde, als die göttlichen Gebote. Aber die Christen erkannten wenigstens solche Personen, die in offenbare Laster verfielen, nicht für werth, wahre Christen zu heißen. Wollten sie diesen Namen wieder führen: so mußten sie sich vor den Augen ihrer Gemeine einer gewissen Büßung oder **Kirchenbuße** unterwerfen. Das war nicht eigentlich diejenige Buße, welche Gott in der heiligen Schrift von den Christen fordert, und die in einer ernstlichen **Besserung des Willens und Lebens** besteht. Es wurde vorausgesetzt, daß dieselbe von einem solchen groben Sünder vor allen Dingen vorgenommen werde. Die Gemeine aber, die er durch seine Aufführung beleidigt und geärgert hatte, legte ihm deswegen eine Büßung, das heißt, **eine kirchliche Strafe** auf. Er durfte nicht mit andern frommen Christen das heilige Abendmahl genießen, und das öffentliche Gebet sprechen; vielmehr mußte er vor ihrer aller Augen durch ein freywilliges Bekenntniß seines Verbrechens, durch Thränen und Seufzer, eine strengere Lebensart und andere **Merkmale der Reue und Besserung** sie bewegen, daß sie ihn nach einiger Zeit wieder in ihre Gesellschaft aufnahmen. Diese schärfere **Kirchenzucht** half die äußerliche Ehrbarkeit und die allgemeine Ehrerbietung gegen die Tugend unter den Christen sehr befestigen. Gleichwohl geschah es schon in diesen Zeiten, daß **ihre Sitten**, wenn sie lange **Jahre der Ruhe und des Ueberflusses** genossen, zum Theil **weichlich oder lasterhaft** wurden. **Niemals vergessen** die Menschen **Gottes leichter, als im irdischen Wohlleben.** Da leben sie oft, als wenn sie blos für diese Welt ge-

 schaffen

schaffen wären; bis einmal ein unvermuthetes Unglück wie ein Blitz neben ihnen niederschlägt, und sie gleichsam nöthigt, die Augen gen Himmel zu richten. Viele Christen also gewöhnten sich auch zu solchen Zeiten, ihre Religion blos mit dem Munde zu bekennen, und ihr die Güter und Lüste der Erde vorzuziehen. Eine plötzlich entstehende Verfolgung weckte sie aus dieser schläfrigen Sorglosigkeit in Ansehung ihrer Seele. Alsdenn geschah es aber auch, daß nicht wenige von ihnen, die solchergestalt mitten unter ihren Vergnügungen durch angedrohte Martern und Tod überfallen wurden, kleinmüthig ihren Glauben, wenigstens dem Scheine nach, verleugneten, um ihr Leben oder ihren zeitlichen Wohlstand zu retten. Doch die meisten derselben baten bald darauf, beschämt und voll Reue, ihre ehemalige Gemeine um Erlaubniß, daß sie als Büßende wieder zu derselben den Zutritt suchen dürften. So viele Kraft hatte das Christenthum und die, so zu sagen, noch immer erschallende Stimme Jesu in der heiligen Schrift, die Abtrünnigen zurückzuführen! Eben diese Bücher leiteten die Christen auch von andern Fehlern des Leichtsinnes und der Unvorsichtigkeit, die sie entweder selbst begiengen, oder von andern begangen sahen, meistentheils auf den rechten Weg. In der That hat die Religion der Christen zu keiner Zeit so viele und so heilsame Wirkungen auf ihre Gemüther und Sitten gethan, als in diesen ersten drey Jahrhunderten: blos darum, weil sie ihr freye Macht ließen, unverändert, mit dem ihr eigenen Segen, Menschen zu bessern und glückselig zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der christlichen Religion von dem Kaiser Constantin dem Großen bis auf Luthern.

Die Zeiten der Verfälschung und Verschlimmerung des Christenthums.

Vom Jahr 306 seit Christi Geburt bis zum Jahr 1517.

Etwas über zwölfhundert Jahre.

I.

Die christliche Religion bekömmt völlige Freyheit im römischen Reiche.

Dreyhundert Jahre waren nun verflossen, seitdem Jesus durch seine Erscheinung unter den Menschen den Grund zur christlichen Religion gelegt hatte. Diese Religion hatte viele tausend Verehrer im römischen Reiche bekommen; und ihrer wurden täglich mehrere. Allein es war noch immer große Gefahr damit verbunden, wenn sie das Christenthum öffentlich bekannten. Eben um diese Zeit wurden auf kaiserlichen Befehl ihre Bethäuser niedergerissen, die Abschriften ihrer heiligen Bücher verbrannt, und eine starke Anzahl von ihnen gepeinigt oder umgebracht. Da gelangte Constantinus auf den kaiserlichen Thron, der allen solchen Leiden der Christen ein Ende machte. Er erklärte sich öffentlich, daß er ihre Religion für die beste halte, und allein von dem wahren Gotte, den sie anbeteten, Beystand in allen seinen Unternehmungen erbitten und hoffen wolle. Zuerst

befahl er nur, daß die Christen eben sowohl als alle andere Einwohner des Reichs, künftig die vollkommenste Freyheit haben sollten, ihre Religion auszuüben. Denn, sagte er überaus vernünftig und recht christlich, es muß kein Mensch gezwungen werden, eine Religion wider seine Neigung anzunehmen. Weil aber dieser Kaiser beschlossen hatte, dem Christenthum die Oberhand über alle andere Religionen zu geben, so weit solches in seiner Macht stand: so handelte er nachmals nicht völlig mehr nach jener billigen und gemäßigten Denkungsart. Zwar ließ er die Heiden nicht ins Gefängniß werfen, oder zu Tode martern, um sie von ihrer Religion abzuziehen; wie sie es ehemals mit den Christen gemacht hatten. Aber er ließ doch viele heidnische Tempel zuschließen, oder zerstören, und die Bildsäulen der Götter verderben; erlaubte auch den Christen überhaupt allerley beschimpfende Gewaltthätigkeiten gegen den Götzendienst. Die folgenden christlichen Kaiser verfuhren mit den Anhängern desselben noch härter: sie setzten sogar Todesstrafen auf die heidnischen Opfer. Nun werdet ihr zwar dabey denken, meine Lieben, daß man eine so schlechte und ärgerliche Religion, als die Abgötterey ist, gar wohl mit Gewalt und Strafen unterdrücken dürfe. Allein Jesus und die Apostel hatten solches weder gelehrt, noch gethan. Durch Zwang und Verfolgung konnten auch die Heiden nicht zu der Erkenntniß gebracht werden, daß ihre Religion falsch, und die christliche göttlich sey; vielmehr haßten sie desto leichter die Christen, die sie als ihre Feinde ansahen. Den Juden begegnete man von dieser Zeit an öfters

nicht viel besser, indem die Christen sie durch Drohungen und allerley Bedrückungen zu ihrer Religion zu nöthigen suchten.

Viele Völker nehmen diese Religion an;

II. Unterdessen wurden doch auch sanfte Mittel genug seit der Regierung der ersten christlichen Kaiser angewandt, um den Juden und Heiden das Christenthum beliebt zu machen. Man bot ihnen allen Unterricht darüber, den sie verlangen konnten, mündlich und schriftlich an. Das Beyspiel des Eifers, welchen die Kaiser und die obrigkeitlichen Personen für die christliche Religion bezeigten; die Geschenke, welche den Christen ertheilt wurden; die Ehrenstellen, welche sie erhielten, und andere solche Vorzüge munterten sehr viele Juden und Heiden auf, sich freywillig zu diesem Glauben zu bekennen. Gegen das Jahr 400 also nach Christi Geburt herrschte derselbe durchgängig im römischen Reiche. Auch ausserhalb dieses Reichs war das Christenthum zu dieser Zeit, in Europa, von einem ansehnlichen Theil der Gothen, einem mächtigen und streitbaren deutschen Volke im heutigen Siebenbürgen, in der Moldau und andern Ländern gegen die Donau und das schwarze Meer zu, bis nach Polen und Rußland hinein; in Asien von den Armeniern und Iberiern, den Einwohnern des heutigen Georgien; und in Afrika von den Aethiopiern oder Abyßiniern, in dem an Aegypten gränzenden großen Lande, angenommen worden.

besonders deutsche,

Nun schien es zwar vom Jahr 400 an, da so viele deutsche Völker, die noch ganz, oder zum Theil heidnisch waren, in das abendländische römische Reich einbrachen, und dasselbe unter sich theilten, daß ihre Religion wieder ihr altes Ansehen daselbst erlangen würde.

würde. Aber alle diese Völker wurden gar bald christlich. Ob sie gleich die Ueberwinder der Römer waren: so nahmen sie doch von diesen ihren neuen Unterthanen, mit feinern Sitten, Gesetzen, Wissenschaften und Künsten, auch diese bessere Religion an. Und dadurch gewannen sie sogleich den in die Augen fallenden ungemeinen Vortheil, daß ihre heidnische Wildheit und Grausamkeit gemildert, nach und nach ganz unterdrückt wurde. So neigten sich vom Jahr 400 bis 700 hin die sämmtlichen Gothen, die in Italien und Spanien Reiche gründeten; — die Franken, welche eben dieses in den Ländern thaten, die jetzt Frankreich, die Niederlande und Deutschland, (aber nur etwas über den Rhein, den Mayn und die Donau hinüber,) heißen; — die Angelsachsen, die das noch übrige engländische Reich stifteten, und andere deutsche Völker, die sich bis in Afrika niederließen, ungezwungen zum Christenthum. Selbst die Bewohner von Irland, dieser so weit gegen Abend entlegenen Insel, traten noch vor dem Jahr 500 zu diesem Glauben. Zwischen den Jahren 700 und 800 geschah eben dieses von den Thüringern und Hessen; besonders aber von der überaus zahlreichen und kriegerischen Nation der Sachsen, die im heutigen Westphalen und Niedersachsen ihren Sitz hatten.

auch andere in Europa und den übrigen Welttheilen.

III. Dennoch war um das Jahr 800 noch ein sehr großer Theil von Europa, hauptsächlich der gegen Mitternacht und Morgen zu liegende, und selbst noch eben diese Gegend von Deutschland, heidnisch. Auch dahin drang nunmehr das Christenthum. Bald nach dem Jahr 800 kam es zuerst unter die

Dänen,

Dänen, Schweden und Norweger; aber es währte bis gegen das Jahr 1000 hin, ehe sie es auf beständig annahmen. Die Böhmen und Mähren wurden bereits vor dem Jahr 900 Christen. Nach demselben hingegen traten auch immer mehrere slavische Völker, theils außerhalb Deutschland, wie die Polen und Russen, theils in unserm Vaterlande, wo sie das heutige Meißnische und Kursächsische, von der Saale bis an die Elbe, die Lausitz, das Brandenburgische, Pommern und Mecklenburg besetzt hatten; alle slavische Einwohner dieser Länder traten allmählig zur christlichen Kirche. Nicht lange vor dem Jahr 1000 fiengen auch die Ungarn an, Mitglieder derselben zu werden. Diesen allen folgten die Liefländer gegen das Jahr 1100; die Preußen ohngefähr hundert Jahre später; und erst beynahe um das Jahr 1400 die Litthauer. Damals waren in Europa, wenn man die äußersten Grenzen gegen Mitternacht und Morgen ausnimmt, beynahe gar keine Heiden mehr übrig geblieben. Und während daß diese Bekehrungen in dem gedachten Welttheile so weit giengen, hatte man auch seit dem Jahr 600 vielen asiatischen Völkern das Christenthum nicht ohne ihren Beyfall bekannt gemacht. In China, selbst unter den alles verwüstenden Tataren und Mogolen, fand dasselbe Anhänger. Endlich, nachdem die allermeisten Völker und Länder in den drey bekannten Welttheilen diese heilsame Kenntniß der christlichen Religion erhalten hatten, wurde sie auch sogleich in den vierten Welttheil, nach Amerika, gebracht, als derselbe fast funfzehnhundert Jahre nach Christi Geburt von den Europäern entdeckt worden war.

IV. Diese

Nutzen des Christenthums für die Menschen.

IV. Diese Nachrichten von der Ausbreitung des christlichen Glaubens durch die ganze Welt, müssen euch, meine Lieben, die ihr denselben kennt und genießt, sehr erfreulich seyn. Denn es ist eben so viel, als wenn man euch erzählte, daß nach und nach die allermeisten Menschen das beste Mittel, weiser und glückseliger zu werden, kennen gelernt haben. Wirklich wurden sie auch durch dasselbe sanfter, menschenfreundlicher, mehr und auf eine liebreichere Art mit einander vereinigt, in ihren Kriegen gütiger und mitleidiger gegen ihre Feinde; kurz, menschlicher und einander werther, als sie es im Heidenthum gewesen waren. Und gleichwohl waren diese vortheilhaften Veränderungen nur gering gegen diejenigen, welche ihnen das Christenthum in Ansehung Gottes und der Ewigkeit anbot.

Sie brauchen Gewalt, um es auszubreiten.

Es ist wahr, daß diese wohlthätige Religion den Menschen öfters zu diesen Zeiten mit Gewalt aufgedrungen worden ist. Die Christen führten Kriege mit den Heiden, und nöthigten sie als Sieger zur Annehmung derselben. Sie gebrauchten auch sonst zuweilen in dieser Absicht Zwang oder Strafen gegen Juden und Heiden. Ob sie nun gleich hierinne aus Unverstand fehlten; so geschah doch solches nicht sehr oft, und auch die erzwungenen Christen gewannen diese Religion lieb, und pflanzten sie durch Beyspiel und Unterricht auf ihre Nachkommen fort.

Es wird hin und wieder unterdrückt.

Aber das war auf der andern Seite traurig, daß die christliche Religion während des erwünschten Fortgangs, den sie in so vielen Ländern gewann, in andern entweder ihre öffentliche Ausübung ganz verlor; oder doch darinne sehr eingeschränkt und gehindert wurde. Nach dem

Jahr 600 insonderheit geschah dieses in vielen asiatischen und afrikanischen Ländern, deren sich die Araber und Türken bemächtigten; so daß an die Stelle der zahlreichsten und blühendsten christlichen Gemeinen, kleine unordentliche, halb in der Unterdrückung und Unwissenheit lebende Haufen von Christen gekommen sind. Doch die Christen hatten, durch die von ihnen begangenen Fehler, an dieser unglücklichen Veränderung im äußern Zustande ihrer Religion die meiste Schuld. Nach und nach bekam sie also in ganz Europa ihren festen Sitz, wo auch mildere Sitten, treffliche Gesetze, Künste und Wissenschaften sich neben ihr, und unter ihrem Schutze niedergelassen haben. Gottes Absichten durchdringt niemand: Er allein weiß es, warum Er es habe geschehen lassen, daß das Christenthum in demjenigen Welttheile, wo es entstand, so sehr in Verfall gerathen ist. Genug, wir alle, die wir dieses lesen, sind Christen, und kommen mitten in der christlichen Kirche auf die Welt. Es gebührt sich, daß wir eben so dankbar sind, als wir uns glücklich nennen müssen.

Pracht und Schönheit beym öffentlichen Gottesdienste der Christen.

V. Allerdings suchten auch die Christen ihre Dankbarkeit gegen Gott an den Tag zu legen, als ihnen der Kaiser Constantinus nach so vielem Leiden das vollkommen freye Bekenntniß ihrer Religion erlaubte. Sie ließen nun die eifrige Liebe zu derselben auf mannichfaltige Weise blicken. Unter andern waren sie auch nicht mehr mit den schlechten und ungekünstelten, aber doch anständigen Gebäuden zufrieden, in welchen sie bisher ihren öffentlichen Gottesdienst gehalten hatten. Sie ahmten die Pracht der heidnischen Tempel nach, von welchen verschiedene

dene auch in christliche Kirchen verwandelt wurden. Constantinus gab das erste Beyspiel dieser Art, indem er sehr ansehnliche Schätze auf die Erbauung und Ausschmückung der gottesdienstlichen Versammlungshäuser wandte. Anstatt der Steine und des Holzes, das man sonst nur an denselben sah, ließ er sie inwendig und auswendig ganz mit vielfärbigtem Marmor bekleiden, die Decke aber aus sauberm mit Golde überzogenem Tafelwerke verfertigen; schenkte viele aus Gold, Silber und Edelgesteinen zusammengesetzte Gefäße und Geräthschaften in dieselben, ließ sie auch wohl von außen mit vergüldetem Erze bedecken. Der Tisch, welcher ehemals darinne zu den Geschenken der Christen und zu der Haltung des heiligen Abendmahls gedient hatte, wurde nun in einen herrlichen Altar verwandelt. Bilder von Gott, ehrwürdigen frommen Männern, und berühmten Begebenheiten des Christenthums, durfte man bis gegen das Jahr 400 hin, in den Kirchen nicht aufstellen; allein nach dieser Zeit führte man sie desto häufiger in dieselben ein. Die Christen gewöhnten sich endlich daran, weit mehr Kirchen zu bauen, als sie nöthig hatten, und ungemeine Reichthümer zur immer größern Schönheit derselben zu bestimmen. Mit allen diesen Anstalten meinten sie es allerdings sehr gut und redlich; aber ohne genugsames Nachdenken über die Hoheit Gottes und der Religion. Sie glaubten, daß solche der Verehrung Gottes ganz besonders gewidmete Gebäude wenigstens eben so prächtig seyn müßten, als königliche Paläste. Auch sahen sie es für ihre Pflicht an, Gott gleichsam einen Theil des von Ihm geschenkten Vermögens auf diese Art wieder

zu

III.



B. Rode inv. et del. J. C. Krüger sc.

Die Ausübung des Christenthums wird in Pracht verwandelt.

zu geben. Allein sie bedachten nicht, daß Gott nothwendigere und edlere Anwendungen ihrer Güter befohlen hatte, als die Verschwendung derselben an Gebäude, auf welche es nicht hauptsächlich ankömmt, um einen wahren Christen abzugeben. Daher geriethen sie auch bald auf den großen und schädlichen Irrthum, als wenn der eigentliche Gottesdienst beynahe allein in den öffentlichen Handlungen bestünde, welche in den Kirchen verrichtet werden. Sie bildeten sich weiter ein, daß die Erbauung vieler Kirchen an sich schon ein Merkmal der Frömmigkeit, und sogar ein Mittel, die Gnade Gottes zu erlangen, sey. Ueberhaupt aber verwandelte sich nach und nach die Andacht der meisten Christen in den Kirchen, wo sie von ihren stillen Betrachtungen auf so viele äußerliche Schönheiten aufmerksam gemacht und dadurch zerstreuet wurden, in Prachtliebe und angenehme Unterhaltung sowohl für das Gesicht, als für das Gehör. Viele Kirchen wurden zwar durch die herrlichsten Kunstwerke sehenswerth und bewundernswürdig; allein eben dasjenige, was darinne das vortrefflichste hätte werden sollen, wurde oft das geringschätzigste und gleichgültigste: die wahre Gottseligkeit im Herzen der versammleten Christen.

III Kupfertafel.

VI. Sie ließen es in der That nicht an neuen Andachtsübungen und Religionscärimonien fehlen. Manche darunter verdienten es auch, daß sie eingeführt wurden. So hatten sie zwar in den ersten dreyhundert Jahren an jedem Sonntage ihre feyerliche gemeinschaftliche Zusammenkunft zur öffentlichen Anbetung Gottes, zu ihrer Stärkung im Glauben und Gehorsam an Ihn, durch Sein Wort und das

Neue Religionsgebräuche.

Strengere Feyer des Sonntags.

Abendmahl Jesu, gehalten. Allein nachdem sie dieses alles vollbracht hatten, wandten sie sich wieder zu ihren gewöhnlichen Arbeiten. Eine strenge Ruhe von denselben, wie am jüdischen Sabbath, ein äußerliches Bild und Hülfsmittel der Stille des Geistes, mit welcher man Gott dienen sollte, war den Christen, die durch ihre Religion so sehr auf den innerlichen Gottesdienst angewiesen wurden, weit weniger nöthig, als den unter lauter Cärimonien Gott verehrenden Juden. Die ersten Christen, die sich so oft zum Gebete mit einander vereinigten, und ihr ganzes Leben als einen Dienst Gottes betrachteten, brauchten nicht erst die Geschäfte ihres Berufs zu unterlassen, um Ihn und Seine Gebote vor Augen zu haben. Allein zur Zeit des Kaisers Constantinus war der Eifer der Christen für ihren Glauben schon etwas erkaltet. Es war ihnen daher sehr dienlich, daß sie am ganzen Sonntage von aller Arbeit zurückgehalten wurden, damit sie sich mehr Zeit nehmen möchten, als sie sonst zu wählen pflegten, um an Gott, an den Zustand ihrer Seele und an die Ewigkeit ernstlich zu denken. Der erstgedachte Kaiser verordnete also, daß am Sonntage die ordentlichen Verrichtungen aller Stände, öffentlicher Aemter, Künstler und Arbeitsleute aufhören sollten. Nur dem Landmanne erlaubte er, sich sogar dieses Tages zu bedienen, wenn an demselben allein, unter vielen auf einander folgenden Tagen, eine bequeme Witterung einfiele, um Aecker und Weinberge bestellen zu können. „Wenn Gott selbst,“ sagte er in seinem Gesetze, „eine vortheilhafte Gelegenheit anbietet, die von Ihm geschenkten Landesfrüchte gewisser zu erwerben; so darf man dieselbe nicht ver-

loren

loren gehen lassen.“ Das war alles lobenswürdig; aber die allerwenigsten Christen haben es nachher zu nützen gewußt. Je mehr diese arbeitlose Feyer des Sonntags von vielen christlichen Fürsten bis auf die neuern Zeiten bestätigt worden ist: desto mehr ist es unter den Christen üblich worden, an diesem recht eigentlich so genannten Tage des Herrn aus bloßer Gewohnheit, und nicht viel anders als Zuschauer, sich einige Stunden in der Kirche aufzuhalten; aber dadurch wenig oder nichts für ihre Besserung zu thun: — zwar an diesem ganzen Tage sich ihrer sonst gewöhnlichen Arbeiten zu entschlagen; aber sich dagegen zu vielen Ergötzlichkeiten oder gar Ausschweifungen zu überlassen, welche allen Nutzen dieses Tags vereiteln.

Stiftung des Geburtsfestes Christi.

VII. Um gleiche Zeit fiengen die Christen auch an, das Andenken der Geburt ihres Heilandes feyerlich zu begehen. Sie hatten zwar ehemals die Größe dieser Wohlthat immer bewundert und dankbar erkannt; aber keinen besondern Tag zur nachdrücklichern Erinnerung an dieselbe festgesetzt, wie sie es in Ansehung anderer göttlichen Wohlthaten durch Christum, mit Ostern und Pfingsten thaten. Das kam wohl besonders davon her, weil es ihnen, so lange sie unter einer heidnischen Regierung lebten, nicht erlaubt, oder doch sehr übel ausgelegt worden wäre, wenn sie das Geburtsfest ihres Erlösers, unter dem sich viele Heiden einen weltlichen Fürsten vorzustellen geneigt waren, öffentlich gefeyert hätten. Doch bald nach dem Jahr 300 erlangten sie diese Freyheit. Sie wählten nach und nach alle zu diesem Feste den fünf und zwanzigsten December, und be-

giengen es mit frommen Freudensbezeugungen. Im Deutschen hat man es Weihnachten, oder die geweihte, geheiligte Nacht genannt, in welcher nämlich die Geburt Christi den Hirten verkündigt worden war, und welche auch die Christen, zum Zeichen ihrer Frölichkeit, häufig zu erleuchten, ja selbst, unter Beten und Singen, in den Kirchen zuzubringen anfiengen. Eben diese frohe Erinnerung an die Geburt Christi hat die Gewohnheit hervorgebracht, daß man, bey der Annäherung dieses Festes, euch Kindern Geschenke austheilet, von denen euch gesagt wird, daß sie von Christo herkommen. Nicht, damit ihr glauben sollt, als wenn so geringe Gaben, die in eurem Alter gefallen, die Glückseligkeit ausmachten, welche der Heiland den Menschen erworben hat; sondern man will euch frühzeitig gewöhnen, alles Gute, das ihr genießt, Gott zuzuschreiben, und insonderheit die Menschwerdung Seines Sohnes als die Quelle von allem Segen und Wohlergehen für euch, als Christen, in der Zeit und in der Ewigkeit zu betrachten. Nachdem nun die Christen einen Tag zum jährlichen dankbaren Andenken an die Geburt ihres Heilandes eingeführt hatten, zählten sie auch die Jahre genauer, welche seit dieser großen Begebenheit verflossen waren. Das geschah nach dem Jahr 500; aber erst zweyhundert Jahre später wurde es unter den Christen nach und nach üblich, bey allen Zeitbestimmungen, in Gesetzen, Geschichtbüchern, und andern schriftlichen Aufsätzen, die Jahre nach der Geburt Christi anzugeben.

Ursprung des Aberglau-

VIII. Auf diese und mancherley andere Art zeigten die Christen, wie ehrwürdig und lieb ihnen ihre Reli-

Religion, besonders aber der göttliche Stifter derselben, sey. Sie fuhren fort, dergleichen Anstalten, Gebräuche und feyerliche Tage zu stiften, die, wenn sie gleich nicht durchaus nöthig waren, doch nützliche Erinnerungen oder Sinnbilder von unsichtbaren Dingen abgaben. So begiengen sie die ganze Woche vor dem Auferstehungsfeste Christi mit Fasten, Gebet, und andern häufigern gottseligen Uebungen, zum Andenken der Erlösung des menschlichen Geschlechts, die in derselben vollendet worden war. Deswegen nannten sie dieselbe die heilige oder große Woche: und nachmals hat sie im Deutschen von einem lateinischen Worte, welches Fasten bedeutet, weil in derselben, besonders vom Freytage an, überaus streng gefastet wurde, den Namen der Carwoche bekommen. So lange die Christen bey solchen äußerlichen Religionshandlungen über den Werth derselben richtig dachten, und die Lehre Christi dadurch nicht veränderten oder verunstalteten: so lange war die Vermehrung derselben eben nicht zu tadeln. Allein das war eben der Fehler, in welchen sie gar bald verfielen, seitdem sie nicht mehr Ursache hatten, sich vor den Heiden zu fürchten. Sie glaubten, alles sey Frömmigkeit, was nur gut gemeint wäre; was nur aus einem Herzen voll eifriger Liebe gegen Gott und das Christenthum käme, es möchte nun übrigens mit den Vorschriften Gottes über diese Religion völlig übereinstimmen, oder nicht. Und daraus entstand sehr zeitig der Aberglaube unter den Christen. Christlicher Aberglaube heißt alles, was die Menschen zu der wahren christlichen Religion hinzusetzen, und es für eben so nothwendig und heilsam aus-

bens unter den Christen.

geben, als dasjenige, was gewiß und deutlich in der heiligen Schrift vorgetragen worden ist; — alle Einfälle, wodurch sie dieselbe auszuschmücken und zu verschönern gesucht, im Grunde aber ihr selbst unähnlich gemacht haben; — besonders aber alle solche neuersonnene Andachtsübungen und Merkmale der Gottseligkeit, die mit der reinen Beschaffenheit und Absicht des Christenthums nicht bestehen können, und durch welche die Christen gleichwohl Gottes Gnade leichter zu erlangen, und vollkommener in der Tugend zu werden hoffen, als diejenigen, von denen sie nicht ausgeübt werden. Nichts hat der christlichen Religion mehr Schaden gethan, als der Aberglaube, weil er von unzählichen Christen in der irrigen Einbildung nachgeahmt und immer vergrößert worden ist, als wenn sie ihrer Religion durch denselben eine Ehre erwiesen; ob sie sich gleich dadurch immer weiter von derselben entfernet haben.

Beyspiele desselben.

IX. Sie geriethen auf diesen Irrweg hauptsächlich durch die sehr falsche Meinung, die aber aus unbedachtsamem Eifer leicht entspringen kann, daß es ihnen frey stehe, von ihrer Religion so viele sinnliche Vorstellungen, zur Bewunderung und Belustigung an derselben, zum Beweise ihrer vorzüglichen Frömmigkeit, zu erfinden, als sie nur wollten; — da doch, nach dem Willen des Erlösers, der äußerlichen Zeichen und Cärimonien seiner Religion nur überaus wenige seyn sollten. Ihr habt bereits gelesen, meine Lieben, wie die Christen von den Zeiten des Kaisers Constantinus an, in der Kostbarkeit, Pracht und Menge ihrer Kirchen, ihre Gottseligkeit zu zeigen bemüht gewesen sind. Das war schon Nah-

rung

rung genug für den Aberglauben; aber er wurde zugleich auf eine noch tadelhaftere Art gestärkt. Daß Christus durch den am Kreuze erlittenen Tod den Menschen Begnadigung bey Gott erworben habe, das glaubten alle Christen, weil Er es selbst versichert hatte. Daß aber das hölzerne Kreuz, an welches Er geschlagen worden, und die Nägel an demselben besonders verehrt werden müßten, daß sie eine gewisse wunderthätige Kraft äußern würden, das hatte Er niemals gesagt oder versprochen; das hatten auch die Christen in den ersten dreyhundert Jahren nicht geglaubt; das war endlich einer so erhabenen, geistigen und göttlichen Religion nicht einmal anständig, ihre bessernden Wirkungen durch Holz und Eisen zu zeigen. Gleichwohl fiengen die Christen nunmehr an, sich dieses einzubilden. Sie gruben in der Nachbarschaft von Jerusalem nach dem gedachten Kreuze, glaubten es gefunden, und daran entdeckt zu haben, daß eine tödtlich kranke Person durch die Berührung desselben sogleich gesund worden wäre; hoben es ehrerbietig auf, und schrieben nicht allein den Stücken desselben wunderthätige Kräfte, der Stadt, wo sie aufbehalten würden, beständige Glückseligkeit zu; sondern zweifelten auch nicht daran, daß selbst die Nägel aus demselben einen Fürsten vor aller Gefahr in der Schlacht bewahren, und die bloße Abbildung des Kreuzes an seiner Fahne ihm allemal den Sieg über seine Feinde verschaffen müßte. — Das hieß offenbar das Christenthum zu Spielwerken mißbrauchen, und von Gott durch solche Mittel außerordentlichen Beystand erwarten, durch welche er solchen zu ertheilen keineswegs verheißen hatte.

Verehrung des Kreuzes Christi.

Wallfahrten. X. Nachdem aber die Christen einmal an solchen willkührlichen Vorstellungen ihr Vergnügen gefunden hatten, überhäuften sie ihre Religion geschwind mit mehrern derselben. Von dieser Art waren die Wallfahrten oder andächtigen Reisen, welche sie an die sogenannten heiligen Oerter anstellten. Mit diesem Namen belegten die Christen diejenigen Gegenden, wo Christus und die Apostel gelebt hatten, und gestorben, auch wohl begraben worden waren. Da, glaubten sie, müßte ihr Gebet und jeder gute Gedanke Gott weit gefälliger, und überhaupt kräftiger seyn, als an andern Orten. Allein sie betrogen sich wiederum durch diese Meinung. Der Erlöser hatte gerade das Gegentheil gesagt, nämlich: daß man mit einem gläubigen und rechtschaffenen Herzen an jedem Orte, mit einerley gewissem Vertrauen auf die göttliche Gnade, beten könne. Alles, was sie durch ihren Aufenthalt an den gedachten Oertern erlangten, war dieses, daß sich ihre Einbildungskraft mit den ehrwürdigen Personen, die ehemals daselbst gewesen waren, lebhafter beschäftigte; aber das Christenthum sollte nicht der Einbildungskraft, sondern dem Verstande und Willen zu thun geben. Dahin gehört auch die Bemühung der Christen dieser Zeit, die Körper der Apostel zu entdecken, um sie in Kirchen beyzusetzen; und überhaupt die nunmehr aufkommende Gewohnheit, Leichname in Kirchen, als in einer vermeinten heiligern Erde, zu begraben. In den erstern Jahrhunderten hatten die Christen ihren verstorbenen frommen Glaubensgenossen nur diejenige Ehre erwiesen, welche ihre Religion erlaubte. Sie behielten dieselben in einem rühmlichen Andenken,

Begräbnisse in Kirchen u. d. gl. m.

ken, versammleten sich, wenn es um der Religion willen hingerichtete Christen waren, an ihrem jährlichen Todestage, bey den Gräbern derselben, und munterten sich durch Gebet und andere Andachtsübungen, die an Gott allein gerichtet waren, zur Nachahmung eines solchen gottseligen Lebens auf. Aber die Leichname derselben, wenn es gleich die heiligsten Christen gewesen waren, ließen sie in der gebührenden Ruhe ihres Grabes liegen. Jetzt hingegen, nach dem Jahr 300, fiel es ihnen ein, die Körper oder Gebeine ihrer ehemaligen tugendhaftesten Mitchristen außerhalb ihrer gewöhnlichen Gräber zu sammeln und aufzubewahren, auch wohl zu küssen und zu verehren, und sich wunderbare Wirkungen von denselben zu versprechen: gleichsam als wenn nicht die Erde, in welche alle Verstorbene verwandelt werden, auch für alle einerley Wohnhaus abgeben müßte; oder, als wenn die Stifter des Christenthums jemals den Knochen der Todten einige besondere Heiligkeit und Kraft beygelegt hätten. Eben so sehr fehlten die Christen, zwar auch aus guter Meinung, aber ohne verständige Ueberlegung, darinne, daß sie nun anfiengen, die Leichname ihrer Kaiser, Lehrer, bald auch anderer von ihnen, in den Kirchen zu begraben. Sie glaubten ohne eine göttliche Anweisung, daß nach einem solchen Begräbnisse die Seele des Verstorbenen, durch das in der Kirche so häufig gesprochene Gebet, Gott weit nachdrücklicher empfohlen würde. Eigentlich aber übertraten sie dadurch den ehrerbietigen Wohlstand, den sie in einem der Verehrung Gottes bestimmten Gebäude zu beobachten schuldig waren, daß sie darinne Todte beysetzten; sie

schadeten sogar der Gesundheit derer, die sich daselbst versammleten, indem diese die schädlichen Ausdünstungen der verwesenden Körper einziehen mußten.

Entstehung des Mönchslebens.

XI. So versuchten es die Christen, durch vielerley neue Mittel, Gott zu gefallen, und gefielen eigentlich nur sich selbst in solchen seltsamen Uebungen der Frömmigkeit, welche nicht Ausübung des Christenthums, sondern ein Geräusche von spielenden Cärimonien waren. Sie verfolgten auch gar bald diejenigen, die entweder solche Gebräuche verwarfen, oder überhaupt lehrten, die christliche Gottseligkeit bestehe nicht in äußerlichen Anstalten: zumal wegen des gefährlichen Mißbrauchs, zu dem sie sehr leicht führen könnten. Aber es hatte sich unter den Christen, nicht lange nach dem Jahr 300, eine Art von Leuten in großer Menge hervorgethan, welche ihnen diese abergläubische und eigenmächtig ausgebildete Andacht, durch Beyspiel und Lehren so eifrig empfohlen, daß ihnen fast jedermann Beyfall gab. Dieses waren die Mönche. Ihr aus dem Griechischen entsprungener Name bedeutet einen einsam lebenden Menschen. Die Christen waren nach und nach auf diese Lebensart gerathen. Frühzeitig gab es unter ihnen Personen, die sich vielerley Bequemlichkeiten, Aemter, Geschäfte, Vergnügungen, des Ehestandes, auch des schmackhaftesten Essens und Trinkens, freywillig enthielten: alles nur darum, damit sie desto weniger zu Sünden gereizt werden, und in der Tugend geschwinder wachsen möchten. Sie irrten freylich darinne, daß sie glaubten, man könne nicht gottselig genug leben, wenn man sich nicht vieler erlaubten Dinge beraubte. Doch blieben sie in der

Gesell-

Gesellschaft der Menschen, und beobachteten ihre meisten Pflichten mit gutem Herzen. Andere aber, die man hauptsächlich um das Jahr 250 in Aegypten aufkommen sah, übten noch eine größere Strenge an sich aus, in der Hoffnung, desto heiligere Christen zu werden. Entfernt von allen Menschen, hielten sie sich in unbewohnten Gegenden auf dem Lande, in Höhlen der Berge, oder unter Hütten auf, und wurden davon Eremiten, das heißt, Einsiedler, genannt. Sie waren elend gekleidet, aßen und tranken sehr wenig und sehr schlecht, fasteten, wachten und beteten desto mehr, beschäftigten sich immerfort mit geistlichen Betrachtungen, und wollten daher als Christen angesehen seyn, die für die gegenwärtige Welt so gut als todt wären, nur für die zukünftige lebten. Unterdessen war dieses eine starke Abweichung von dem Willen Gottes, der sie, gleich andern Menschen, nicht zu einem vermeintlichen heiligen Müßiggange, sondern zur Anwendung aller ihrer Kräfte für das allgemeine Beste, im gesellschaftlichen Leben, und bey einem weisen Genusse Seiner Gaben, geschaffen hatte. Aus diesem Einsiedlerleben nun entstand die neue Lebensart der Mönche, die wiederum einiges zu jenem hinzusetzten, um es noch ehrwürdiger zu machen.

Beschaffenheit und Folgen desselben.

XII. Anstatt nämlich, daß die Einsiedler, ein jeder in seiner Zelle oder Kluft allein zu wohnen pflegten, vereinigten sich jetzt mehrere derselben mit einander. Sie folgten einerley Vorschrift in ihren geistlichen und andern Uebungen, kamen auch öfters zum Gebete, zu gottseligen Ermahnungen und Betrachtungen zusammen. Antonius, ein ägyptischer Einsiedler,

siedler, der ein überaus hartes Leben in den Wüsteneyen dieses Landes führte, legte den ersten Grund zu diesen Verbindungen des Mönchslebens. Sein Schüler Pachomius aber brachte es völlig zu Stande, indem er eine Anzahl solcher einsam lebender Christen in gemeinschaftlichen Gebäuden versammlete, die man nachmals Klöster von einem lateinischen Worte, welches Einschließen bedeutet, (Claustrum) nannte. Denn diese Gebäude wurden fern von Städten, und von dem Umgange mit den übrigen Menschen, angelegt; so daß die Mönche auch darinne, wie in der völligen Einsamkeit verschlossen, lebten. Mehrere hundert hielten sich wohl in nahe an einander liegenden Hütten auf: und alle gehorchten Einem Vorsteher, den sie ihren Vater (Abbas, woraus unser deutsches Abt entstanden ist,) nannten. Sie trugen ordentlich einen Schaf- oder Ziegenpelz, verfertigten nicht nur ihre Kleidung selbst, sondern bestellten auch den Acker und Garten, um daraus ihren geringen Unterhalt zu ziehen. Sonst kamen sie mit den Einsiedlern in allen andern Uebungen, in der Armuth und Enthaltsamkeit, im häufigen Fasten, Beten, Singen und Nachdenken über die Religion, bey Tage und auch öfters bey Nacht, überein. Man bewunderte sie als Muster der höchsten christlichen Heiligkeit: und ihre Lebensart, die in Aegypten angefangen hatte, breitete sich so schnell in den benachbarten asiatischen Ländern, in Italien und andern europäischen Ländern aus, daß man die Mönche bald zu vielen Tausenden zählen konnte. Eben so gieng es auch unter den Christinnen. Schon lange hatten sich mehrere derselben einer solchen strengern Gottseligkeit

ligkeit ergeben, welche sie in der beständigen Enthaltung vom Ehestande, von andern erlaubten Dingen und allen Ergötzlichkeiten setzten; wiewohl sie deswegen ihrer Eltern oder Verwandten Haus nicht verliessen. Nunmehr aber vereinigte sich nach und nach eine Anzahl derselben, um beysammen, und nach einerley Ordnung, ebenfalls getrennt von der übrigen menschlichen Gesellschaft, und überhaupt ohngefähr wie die Mönche, zu leben. Dieses ist der Ursprung der Nonnen, mit welchem ägyptischen Namen, der eine Mutter anzeigt, man solche Frauenspersonen, aus Ehrerbietung gegen sie, nannte. — Aber Mönche und Nonnen fielen nicht allein in eben denselben Irrthum von den Pflichten eines frommen Christen, wie die Einsiedler; sie machten ihn auch ungleich mehr beliebt und schädlich. Es wurde nun, nach ihrem Vorbilde, immer gewöhnlicher zu glauben, das eifrige Christenthum bestehe blos in guten Gedanken, Betrachtungen und Empfindungen; nicht aber in eben so vielen rechtschaffenen und gemeinnützigen Handlungen. Das gesellschaftliche arbeitsame Leben mitten unter den Menschen, der Ehestand, und andere Verbindungen, auf welche Gott so viel irdischen Segen gelegt hatte, wurden darüber verachtet, und der einsamen Unthätigkeit weit nachgesetzt. Diese letztere feuerte die Einbildungskraft so gewaltig an, daß man anstatt wirklicher Geschäfte und Menschen, göttliche oder andere Erscheinungen zu sehen glaubte, überhaupt aber viel Wunderbares erwartete, und auch selbst zu thun schien, weil man auf eine außerordentliche Art lebte. Endlich bestärkten auch die vielen Büßungen und Mühselig-

keiten,

keiten, durch welche die Mönche und Nonnen ihren Körper auszehrten, sie in dem falschen Vertrauen, daß sie, weil sie sich freywillig für ihre Sünde bestraften, desto weniger einige Strafe von Gott zu befürchten hätten.

Die Mönche werden Lehrer der Christen.

XIII. Alles dieses wurde unter den Christen schon lange vor dem Jahr 400 gewöhnlich. So bald hatte sie der Aberglaube verführt, daß sie sich in vielen Dingen weiser dünkten, als die ausdrücklichen göttlichen Gebote. Zwar gehörten die Mönche zu dieser Zeit, und noch lange nachher, nicht unter die eigentlichen Lehrer der Christen. Sie wollten auch im Anfange desto weniger dafür angesehen seyn, weil sie gar nicht nach Gelehrsamkeit strebten; sondern vielmehr ohne scharfsinnige Untersuchung und Wissenschaft, blos durch ihre gottseligen Uebungen, eine weit höhere Kenntniß von göttlichen Dingen erlangt zu haben glaubten, als die gelehrtesten Männer. Aber eben darum, weil man ihnen dieses gern glaubte, sie für vollkommene, oft sogar wunderthätige Christen hielt, nahm man auch ihren außerordentlichen Unterricht über ihre neuen Mittel, Gott zu gefallen, begierig und ehrfurchtsvoll an. Diejenigen, welche ordentliche Lehrer der Gemeinen werden wollten, bereiteten sich zuweilen eine Zeit lang im Mönchsstande, durch die andächtigen Beschäftigungen desselben, zu einem solchen Amte vor. Man wählte auch die öffentlichen Lehrer bald häufig aus den Mönchen, weil diese so viele äußerliche Frömmigkeit zur Schau trugen, und auch zeitig anfiengen, sich um einige Gelehrsamkeit zu bewerben. Durch solche Schritte erlangten es endlich die Mönche, daß

sie

sie insgesammt unter die Religionslehrer der Christen gerechnet wurden. Diese Lehrer überhaupt hatten sich noch niemals durch Witz, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit so viele Ehre verschafft, als eben zwischen den Jahren 300 und 400. Da machten sie sich die Wissenschaften und sinnreichen Künste der heidnischen Griechen und Römer, besonders die Philosophie, Geschichtkunde, Sprach- und Auslegungskenntniß, Dichtkunst und Redekunst, sehr glücklich eigen. Sie wurden dadurch geschickter in der Erklärung, Empfehlung und Vertheidigung ihrer Religion, die zwar auch ohne dergleichen Hülfsmittel die liebenswürdigste blieb; aber doch mit denselben versehen, noch mehr Wege zu den menschlichen Gemüthern fand.

Berühmte christliche Lehrer und Schriftsteller

XIV. Einige von den vielen berühmten christlichen Lehrern zwischen den Jahren 300 und 400 verdienen von euch besonders gekannt zu werden. Darunter gehört vorzüglich Eusebius, ein Bischof in Palästina, dem die Christen aller folgenden Zeiten sehr großen Dank dafür schuldig sind, daß er die Geschichte ihrer Religion und Kirche in den ersten dreyhundert Jahren, zuerst unter ihren Lehrern, und mit so vielem Fleiß und Wahrheitsliebe, ihnen zum Unterrichte, beschrieben hat. Dabey war er ein eben so gelehrter als frommer Christ; bediente sich der ungemeinen Gnade des Kaisers Constantinus, deren er genoß, nicht zur Erwerbung vieler Reichthümer oder ansehnlicher Aemter, sondern zum allgemeinen Besten der Religion und Gelehrsamkeit, und suchte bey den heftigsten Streitigkeiten über den christlichen Glauben die Gemüther durch friedliche

Eusebius.

Mäßi-

Mäßigung zu vereinigen. Ein anderer sehr ehrwürdiger Lehrer der Christen, Johannes Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel, hat den seltenen Ruhm hinterlassen, daß sein Vortrag und Unterricht über die Religion der beredteste und einnehmendste gewesen sey, den man noch seit den Zeiten der Apostel gehört hatte. Die ersten Christen wußten zwar sehr wohl, daß der Lehrer, welcher zu ihrer öffentlichen Unterweisung auftrat, nicht suchen dürfe, blos wegen seiner Kunst, wegen der Schönheit und Zierlichkeit seiner Ausdrücke, gelobt und bewundert zu werden. Denn spricht er nur um seiner Ehre willen zu der Gemeine: so wird sie desto weniger von ihm lernen, weiser und besser zu werden. Gleichwohl wurde, als Chrysostomus lebte, von vielen Christen eine solche prächtige und glänzende Beredtsamkeit bey ihren Lehrern begierig erwartet. Aber die seinige war so herablassend deutlich, so geschickt, die Seelen der Zuhörer zum Gehorsam gegen die göttlichen Gebote zu bewegen, so unermüdet fleißig in der faßlichen Erklärung der heiligen Schrift, und so liebreich auch in seinen scharfen Bestrafungen der von den Christen begangenen Sünden, daß es ihnen in die Augen fallen mußte, Chrysostomus sey weit mehr auf ihren Nutzen, als auf seinen Ruhm bedacht. Da er die Laster an den Vornehmsten eben sowohl, als an den Geringsten, öffentlich tadelte, und Wahrheit und Gottseligkeit gegen jedermann vertheidigte: so fehlte es ihm nicht an Feinden. Diese verfolgten ihn so lange, bis er ins Elend vertrieben, von mancherley Mühseligkeiten entkräftet, sein Leben darinne endigte.

Chrysostomus.

XV. Er

XV. Er und Eusebius lehrten in den morgenländischen Gemeinen des römischen Reichs, wo die griechische Sprache die gewöhnlichste war, und wo überhaupt die gelehrtesten Christen sich am häufigsten befanden. Unter den abendländischen, welche meistentheils lateinisch redeten, gab es auch einige Lehrer und Schriftsteller, die sich vor vielen andern hervorthaten. Ein solcher war zum Beyspiel **Ambrosius.** Er hatte sich zwar viele Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit erworben; aber, um ein Rechtsgelehrter und Staatsmann zu werden: und er war auch Statthalter einiger Landschaften des obern Italiens geworden. Doch die Christen zu **Meyland** (oder **Mediolanum**, wie damals diese große Stadt hieß,) verehrten seine Rechtschaffenheit und Frömmigkeit so sehr, daß sie, als sie uneins geworden waren, wen sie zu ihrem Bischof wählen sollten, ihn einmüthig dazu ernannten, und durch anhaltendes Bitten nöthigten, dieses Amt zu übernehmen. Auch verwaltete er es darauf mit so ausnehmendem Eifer und Nutzen, als wenn er sich in seinem ganzen vorhergehenden Leben dazu tüchtig gemacht hätte. **Sein ernstes Bestreben, die Sitten der Christen zu bessern, erstreckte sich bis zu den Kaisern.** Einer derselben hatte in der Hitze seines Zorns gegen die Einwohner von **Thessalonica,** die ihn durch die Ermordung eines ansehnlichen Kriegsbedienten sehr beleidigt hatten, eine Schaar Soldaten abgeschickt, um sie dafür zu züchtigen; und diese hatten über siebentausend Einwohner, Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied, getödtet. Der Kaiser kam gleichwohl, nachdem er diese unmenschliche Grausamkeit hatte verüben lassen, in die

Noch mehrere derselben.

Ambrosius.

Kirche zu Meyland, um dem öffentlichen Gottesdienste beyzuwohnen. Allein Ambrosius stellte ihm in Gegenwart der Gemeine vor, daß er schuldig sey, gleich andern Christen, eine öffentliche Reue über eine so ärgerliche That zu bezeigen, wenn er wirklich für einen frommen Christen angesehen werden wollte. Diese Erinnerung nahm der Kaiser willig an, wurde acht Monate lang ein Büßender, und konnte also auch erst nach dem Verlauf derselben wieder mit den übrigen Christen das heilige Abendmahl genießen. Es ist wahr, daß eine solche Demüthigung desselben vor jedermanns Augen nicht durchaus nothwendig gewesen ist, und daß er vielleicht deswegen manchem seiner unverständigern Unterthanen verächtlich möchte vorgekommen seyn. Er konnte sich auch blos insgeheim vor Gott über seinen groben Fehler anklagen, um Vergebung desselben bitten, und sich bessern; öffentlich aber durch Gesetze und andere Anstalten die schlimmen Folgen desselben aufheben, und auf das Künftige verhüten. Unterdessen war es doch rühmlich, daß er, nach einem gegebenen so schlimmen Beyspiel, durch welches ein Fürst, wegen seiner großen Macht, weit mehr Schaden und Verführung stiften kann, als irgend einer von seinen Unterthanen, lediglich als ein Christ, nicht als ein Kaiser, und öffentlich zeigen wollte, wie sehr es ihn gereue. Ambrosius aber meinte es ohne Zweifel sehr gut mit dieser eifrigen Handlung; er scheint auch nicht aus Stolz darauf gerathen zu seyn: denn kein Christ glaubte damals noch, daß ein Bischof seinem Fürsten befehlen könne. — Noch ist aus eben diesen Zeiten Hieronymus bemerkenswerth, der gelehrteste Lehrer der lateinischen Kirche, ihr bester Schriftausleger, ein unge-

Hieronymus.

ungemein arbeitsamer Mann und feuriger Vertheidiger der Religion, in dessen Schriften viel Nützliches beredt und angenehm vorgetragen ist.

Die Unwissenheit der Christen befördert ihren Aberglauben.

XVI. Aber eben dieser Lehrer war zugleich ein Mönch, und pries daher den Christen das Einsiedler- und Mönchsleben so hitzig an, als wenn außerhalb desselben keine wahre oder vorzügliche Frömmigkeit ausgeübt werden könnte. Das thaten auch die übrigen Lehrer, wie selbst Chrysostomus, nur gar zu oft: zwar in der wohlgemeinten Absicht, die Christen von allen Reizungen zur Sünde zu entfernen; allein mit merklichem Schaden für das gesellschaftliche und bürgerliche Leben, auch für das reine Christenthum überhaupt. Da sie überdies die andächtigen Cärimonien beständig vervielfältigten, und sich endlich selbst der Einbildungskraft, Leichtgläubigkeit, spielenden Veränderungssucht und Künsteley bey ihrer Religion ganz überließen: so wurde sie nach und nach größtentheils in Aberglauben verwandelt. Dieses gieng besonders nach dem Jahr 400 an. Denn damals wurde nicht nur die Verachtung der Gelehrsamkeit unter den allermeisten Christen so allgemein, daß nur die Lehrer ihrer Religion sich damit beschäftigten; sondern selbst diese begnügten sich blos an den Anfangsgründen der Wissenschaften, bearbeiteten manche derselben gar nicht, und nahmen, ohne selbst zu untersuchen, alles für wahr an, was die ältern Gelehrten geschrieben hatten. Dadurch mußte die Religion selbst immer mehr leiden. Weil es den Christen an Nachdenken, freyer Prüfung und durch Gelehrsamkeit geschärfter Beurtheilung fehlte: so waren sie desto bereitwilliger, jeden

Einfall und jede fromm scheinende Erfindung für Christenthum zu halten. Und das könnt ihr euch nicht tief genug einprägen, meine Lieben: **Unwissende Menschen**, die ihren Verstand sehr wenig gebrauchen, und gewohnt sind, knechtisch nach fremden Vorschriften zu denken, **stehen am meisten in Gefahr, auf falsche Begriffe von der christlichen Religion zu verfallen, und immer darinne zu verbleiben.**

Fernere Beschreibung desselben.

XVII. Daher stieg denn auch der Aberglaube unter den Christen mit jedem Jahrhunderte höher. Sie erbaueten, aus vermeinter Gottseligkeit, eine **unbeschreiblich große Menge von Kirchen**, von denen sie nur einen sehr geringen Theil zu ihren Versammlungen brauchten, und schmückten dieselben mit **so vielen Kostbarkeiten und Kunstwerken** aus, als wenn sie dadurch hauptsächlich Gott verherrlichten. Sie füllten dieselben unter andern mit **Bildern**, welche Gott, besonders Christum, die Jungfrau Maria, die Apostel, und eine Menge anderer für heilig und fromm geachteter Christen vorstellten. Vor

Heiligen- und Bilderverehrung.

diesen Bildern, welche sie auch außerhalb der Kirchen häufig aufstellten, **fielen sie nieder**, und **verrichteten ihr Gebet an diejenigen, welche dadurch abgebildet waren.** Allein Gott hatte schon den Israeliten verboten, Ihn unter keinem Bilde anzubeten: desto mehr mußte dieses in der weit vollkommenern, ganz geistigen christlichen Religion beobachtet werden. Noch ungleich weniger aber war es nach den Lehren Christi erlaubt, verstorbene Menschen um Hülfe und Fürsprache bey Gott anzurufen, und viele tausend Gemälde und Bildsäulen derselben zu verfertigen, um zu ihnen, als wenn sie gegenwärtig wären,

beten

beten zu können. Als diese Heiligen- und Bilderverehrung schon zu einer höchst anstößigen Stärke gekommen war, fiengen mehrere Christen an, sich derselben zu schämen. Die Kaiser zu Constantinopel verboten sie ganz und gar; sie wollten auch deswegen die Bilder gar nicht mehr in den Kirchen dulden: und Christen genug erkannten eben dieses. Allein die allermeisten derselben widersetzten sich dieser Verbesserung, weil sie fälschlich glaubten, man verachte die verstorbenen Heiligen, wenn man ihnen nicht eine mehr als menschliche Verehrung erwiese. Darüber wurde zwischen den Jahren 700 und 800 sehr heftig gestritten; aber endlich behielt doch der tief eingewurzelte Aberglaube die Oberhand, und man trieb ihn immer weiter. Das unaufhörliche Suchen, Entdecken, Sammeln und Verehren der Gebeine, Kleider, Geräthschaften, und anderer Ueberbleibsale der Heiligen, von den Zeiten der Apostel an, mit leicht geglaubten Wundern, die durch alle diese leblose Dinge gewirkt werden sollten: das wurde eine Hauptbeschäftigung der christlichen Andacht. Die Verehrung Gottes selbst und unsers Heilandes fiel darüber so merklich, daß Kirchen und öffentliche Cärimonien nach und nach hauptsächlich nur für die Heiligen bestimmt zu seyn schienen. Insonderheit wandte man sich im Gebete am häufigsten an die Jungfrau Maria, indem man sich wiederum irrig einbildete, man müsse, um sie zu ehren, weit mehr thun, als ihre Tugend bewundern, preisen, und nachahmen; und mehr Pflichten hatte doch die heilige Schrift auch gegen die gottseligsten Männer nicht vorgeschrieben. Zur Unterhaltung und Erweiterung einer

 solchen

solchen Andacht, wurden unzählige, den Heiligen gewidmete Feyertage gestiftet. Aber überhaupt ist mit der Menge der Festtage unter den Christen nur Müßiggang und Ueppigkeit, unter dem Vorwande der Gottseligkeit, oder vielmehr zu ihrem Schaden, gewachsen. So wurden auch sonst der in dieser Absicht erfundenen Cärimonien immer mehrere; und fast keine derselben war dem alten wahren Christenthum gemäß. Man ersann, zum Beyspiel, um das Jahr 1100 den sogenannten Rosenkranz, oder den Psalter der Jungfrau Maria; das heißt, eine Sammlung von Kügelchen, die an eine Schnur zusammengereihet wurden, und nach deren beträchtlichen Anzahl man entweder ein Gebet an die gedachte Jungfrau, oder das Vater Unser, oftmals nach einander hersagte. Es war vielerley an dieser Gewohnheit zu tadeln; vornehmlich auch dieses, daß man glaubte, die christliche Andacht komme auf eine Menge schnell hinter einander, ohne Gedanken und Empfindung, gesprochener Gebete an. Und von diesem Mißbrauche des Gebets erwarteten die Christen gleichwohl geistlichen Segen bey Gott, und Vergebung ihrer Sünden.

Die christliche Religion wird verändert.

XVIII. Da sie nun eine so unersättliche Begierde hatten, ihre Religion durch Andachtsübungen und Gebräuche von ihrer Erfindung auszuschmücken, und Gott durch ihre Einfälle zu gefallen: so mußte schon dadurch das Christenthum eine große Veränderung leiden. Zwar wollten die Christen durchaus nicht dafür angesehen seyn, als wenn sie von ihrem Glauben abwichen; sie behaupteten vielmehr, daß sie außer demjenigen, was Christus ausdrücklich gelehrt hätte,

hätte, noch weit mehr Gutes zur Ehre Gottes und zu ihrem Heil verrichteten. Aber das ist eben das Unglück des abergläubischen Christen, daß er, indem er weiser und frömmer seyn will, als er es durch seine Religion gelernet hat, diese, ohne es selbst zu merken, ungemein verändert. So gieng es auch mit der christlichen Religion zu diesen Zeiten, selbst in Ansehung ihrer Hauptlehren. Denn das wußten und bekannten zwar alle damalige Christen, daß der Erlöser der Welt durch seinen Tod ihnen Gnade und Vergebung der Sünden von Gott erworben habe. Dennoch aber waren sie so kühn und unbesonnen, sich zu überreden, daß ihnen Gott ihre Sünden noch eher verzeihen werde, wenn sie der Fürbitte der Heiligen bey Ihm gewiß wären, oder den Kirchen und Klöstern vieles schenkten, oder sich freywillig geisselten, und auf andere Art marterten. Anstatt daß die ältern Christen, wenn sie grobe Ausschweifungen begangen hatten, sich durch gewisse Büßungen oder kirchliche Strafen, nur mit der Gemeine, die von ihnen beleidigt worden war, wieder aussöhnten, und von derselben auch zuweilen eine Erlassung oder Milderung solcher Strafen bekamen: so fiengen die Christen jetzt an zu glauben, daß diese von einem ansehnlichen Bischof für einige fromm scheinende Handlungen oder gar für Geld bewilligte Erlassung, die man auch den Ablaß nannte, die von Gott den Sündern angedrohten Strafen ebenfalls aufhebe. In den ersten Zeiten hatten die Christen das heilige Abendmahl entweder allemal bey dem öffentlichen Gottesdienste eines jeden Sonntags, oder doch sehr häufig genossen, weil dadurch das Andenken des Todes und der Erlö- Ablaß.

sung Christi oft erneuert werden sollte. Nunmehr aber mußte gleich nach dem Jahr 500 ein Gesetz gegeben werden, daß jeder Christ doch wenigstens dreymal in einem Jahre dasselbe empfangen sollte; und endlich mußte man sogar verordnen, daß jeder zum wenigsten einmal des Jahrs dasselbe zu geniessen hätte. Ein Beweis, daß die Christen die von ihnen ersonnenen Cärimonien höher schäzten, als die geheiligte Handlung, welche ihr Heiland selbst eingeführt hatte. Dagegen sezten sie zu derselben Gebräuche hinzu, die er nicht vorgeschrieben hatte; begnügten sich, ganz wider seine Absicht, blos Zuschauer derselben abzugeben; bildeten sich nach und nach ein, daß ihnen das heilige Abendmahl auch ohne wirklichen Genuß heilsam werden könne; und machten es zulezt, blos von einem einzigen Lehrer gefeyert, zu einem Opfer, in welchem er täglich Gott den Leib und das Blut Christi zur Vergebung der menschlichen Sünden darbrächte. Diese neue Lehre belegten sie mit dem Namen der Messe, oder des Meßopfers, weil man in alten Zeiten das heilige Abendmahl, nach der Stiftung Christi gehalten, auf lateinisch Missa, das heißt, denjenigen Theil des Gottesdienstes genannt hatte, von welchem sich alle entfernen mußten, die es nicht genießen durften. Dabey blieben die Christen noch nicht stehen: sie machten es, wiewohl erst nach dem Jahr 1400, zu einer Glaubenslehre, daß, obgleich Christus allen seinen Verehrern gesegnetes Brodt und Wein im heiligen Abendmahl zu genießen befohlen hätte, doch diejenigen, welche keine Lehrer wären, nur das erstere empfangen sollten.

Verachtung des h. Abendmahls.

Meßopfer und andere Verunstaltungen des h. Abendmahls.

XIX. Chri-

Noch andere Ursachen und Beyspiele der veränderten Religion.

XIX. Christen, welche sich unterstanden, so willkührliche Aenderungen an ihrer Religion vorzunehmen, konnten unmöglich der heiligen Schrift, in der man dieselbe allein nach ihrer ersten reinen Gestalt findet, die gebührende Ehrerbietung erweisen. Und dieses war auch einer der schädlichsten Fehler, den sie begiengen. Weit gefehlt, daß sie alle, wie in den ersten Gemeinen, die Bibel, auch wohl in Sprachen übersetzt, welche sie verstanden, hätten lesen können: so fehlte es nicht allein an solchen Uebersetzungen; es wurde auch endlich für keine Pflicht der Christen mehr gehalten, sich selbst aus der heiligen Schrift zu unterrichten. Selbst die Lehrer der Religion lasen und erklärten sie selten, auch mit sehr weniger Geschicklichkeit. Was ansehnliche Männer unter ihnen gelehrt, gebilligt und empfohlen hatten, das galt nunmehr in Religionssachen eben so viel, und noch mehr, als die klaren Aussprüche der heiligen Schrift: und nachdem diese also durch menschliches Ansehen und andere schon beschriebene Ursachen, ihren Werth verloren hatte, war es leicht, in das Christenthum Lehrsätze zu bringen, die zu demselben gar nicht gehörten. So war es einigen christlichen Lehrern gegen das Jahr 400 eingefallen, mit einigen heidnischen Philosophen der Griechen zu behaupten, daß Gott die Seelen der bessern Menschen für manche geringere Sünden, auch nach dem Tode, in einem gewissen Feuer so lange büßen lasse, bis sie, durch dasselbe hinlänglich gereinigt, zur völligen Seligkeit gelangen könnten. Obgleich nun die heilige Schrift nicht das Geringste davon sagt; so bekam doch diese Meinung unter dem

Fegefeuer. Namen des Fege- oder Reinigungsfeuers, gegen das Jahr 600 schon sehr großen Beyfall unter den Christen. Man glaubte bald, daß Seelen, welche in diesem Feuer gequält würden, den noch Lebenden erschienen; daß die Messe zur Erleichterung und Befreyung derselben diente; daß man daher viele Messen für Geld halten lassen müsse; — und so brachte eine leere Einbildung immer die andere hervor. Eben so kam

Sieben Sacramente. man nach dem Jahre 1200 auf die Lehre von sieben Sacramenten; wiewohl sie erst dreyhundert Jahre später zu einer allgemeinen Glaubenslehre gemacht wurde. Weder Christus noch die Apostel hatten irgendwo gelehrt, daß außer der Taufe und dem Abendmahl Jesu, noch andere äußerliche Religionscärimonien eine ausnehmende Kraft zum Glauben, zur Gottseligkeit und Hoffnung der ewigen Seligkeit haben sollten. Aber einige angesehene christliche Lehrer setzten noch fünf andere hinzu: die Beichte, oder das Bekenntniß der Sünden vor dem Lehrer, mit seiner darauf folgenden Lossprechung von Sünden; die Firmelung, oder die Bestätigung derer durch den Bischof, welche des heiligen Abendmahls theilhaftig werden könnten; die Einweihung zum Lehrstande; die Salbung der Sterbenden mit Oele; und den Ehestand. Alles dieses, davon manches von Gott nicht einmal befohlen war, nannte man nunmehr Sacramente, weil in der ersten Kirche nicht nur jene zween von Christo gestiftete Gebräuche, sondern auch jede andere geheiligte Handlung, mit diesem allgemeinen Namen bezeichnet worden war.

Verwandlung der XX. Nun schien es zwar ohngefähr vom Jahr 1100 an, daß viele christliche Lehrer es versuchen wollten,

wollten, den Aberglauben und überhaupt die so zahlreichen Verfälschungen ihrer Religion aufzuheben. Sie fiengen an, über die Lehrsätze derselben zu philosophiren, das heißt, ihre wahre Beschaffenheit, ihre Ursachen, Beweise und Zusammenhang durch scharfsinniges Nachdenken zu untersuchen. Und da hätte man erwarten sollen, daß sie den schlechten Grund vieler Religionsmeinungen und Gebräuche leicht würden entdeckt haben. Allein sie begiengen dabey ein doppeltes großes Versehen. Erstlich setzten sie voraus, daß die ganze Verfassung des Christenthums, im Glauben, Leben und öffentlichen Gottesdienste, unverbesserlich sey. Sie bemühten sich folglich bey allem, was dazu gehörte, nicht damit, auf den Ursprung und die Gründe desselben zurückzugehen; sondern hielten es für hinlänglich, dasselbe auf alle Art zu bestätigen und zu vertheidigen. Zweytens vernachlässigten sie eben so sehr, als es bisher geschehen war, das aufmerksame Forschen in der heiligen Schrift. Ohne diese genugsam zu kennen und zu verstehen, philosophirten sie über die christliche Religion, als wenn es dabey blos auf die Einsichten und Erklärungen ihres Verstandes ankäme. Durch denselben glaubten sie in das Innerste der Religion eindringen zu können, suchten alles begreiflicher zu machen, als es die heilige Schrift selbst gemacht hatte, und warfen eine unbeschreiblich große Menge sonderbarer und unnöthiger Fragen über die Religion auf, deren Beantwortung blos die menschliche Neubegierde fordern konnte. Das nannte man die scholastische Theologie, oder die scharfsinnigere und edlere Religionswissenschaft. Im Grunde aber war es nichts als

christlichen Religionswissenschaft in eine Streitkunst.

als eine unglückliche Kunst, über die Religion spitzfindige Gedanken und Muthmaßungen auszusinnen, auch über dieselben unaufhörlich zu streiten.

Die christlichen Lehrer werden Herren der Christen.

XXI. Es wird euch vielleicht wunderbar vorkommen, meine Lieben, daß die christlichen Lehrer selbst, welche doch am besten wissen mußten, was christliche Religion sey, und woher man sie nehmen müsse, es haben geschehen lassen, daß ihr so viel Schaden zugefügt worden sey, oder sie auch eigenmächtig verunstaltet haben. Allein es giengen mit ihnen selbst in diesen Zeiten so seltsame Veränderungen vor, daß es beynahe das Ansehen hatte, sie vergäßen es ganz und gar, wozu ihr Amt gestiftet worden wäre. Vor dem Jahr 300 erfüllten sie die Pflichten desselben, ohne die Rechte und Geschäfte anderer Stände an sich zu ziehen. Sie lehrten das wahre Christenthum öffentlich, suchten immer mehrere Menschen zur Annehmung desselben zu bewegen; bey denen, die sich dazu bekannten, es recht brauchbar, werth und liebenswürdig zu machen; auch die äußerliche Ruhe und Ordnung ihrer Gemeine, während der feindseligen heidnischen Regierung, zu befördern. Seitdem aber christliche Fürsten zu regieren anfiengen, wurden nicht allein die Einkünfte der Lehrer sehr vermehrt; sondern auch den Kirchen, zu welchen sie geordnet waren, und in der Folge eigentlich den Heiligen, denen man diese Kirchen gewidmet hatte, so ungemein viele und große Geschenke gemacht, daß die Lehrer, und besonders die Bischöfe, denen die Verwaltung und Anwendung davon überlassen blieb, dadurch überaus reich wurden. So entstanden Bisthümer, denen

denen ein ansehnlicher Strich Landes, der mehrere Städte, Flecken und Dörfer in sich faßte, eigenthümlich zugehörte. Sehr zeitig waren schon in manchem Lande die Besitzungen und Einkünfte der Kirchen und Bischöfe so ansehnlich, und noch ansehnlicher als die Reichthümer des Landesfürsten. Sogar die Klöster oder Abteyen, deren Bewohner, nach der ersten Einrichtung, arm seyn, und ihre wenigen Bedürfnisse mit ihren eigenen Händen schaffen sollten, bekamen so viele Güter, daß von dem Ertrage derselben funfzig- und hundertmal mehr Personen, ohne alle Arbeit, gemächlich leben konnten. Durch so reiche Besitzungen aber wurden die Lehrer, oder Geistlichen, wie sie auch wegen ihrer Beschäftigung mit geistlichen Dingen genannt worden sind, viel zu sehr in die Sorge für irdische Angelegenheiten verwickelt; sie wurden habsüchtig und begierig, immer mehr Schätze zu erwerben; Pracht, üppiges Wohlleben und Trägheit folgten auch gar bald in den Sitten der vornehmsten von ihnen: und die unermeßlichen Güter, welche man aus falscher Gottseligkeit der Kirche gab, wurden dem dringendern Gebrauch der bürgerlichen Gesellschaft entzogen. Zugleich erhielten viele christliche Lehrer neue Vorzüge, Ehrennamen, Titel und Würden; so daß nach und nach eine Anzahl derselben über die andern, unter dem Namen der Erzbischöfe und Patriarchen, hervorragten. Der letztern, welche die obersten Bischöfe der ganzen Christenheit vorstellten, wurden vier: der zu Rom, zu Constantinopel, zu Alexandrien, und zu Antiochien. Diese Erhöhungen brachten Stolz und Streitigkeiten ohne Ende hervor. Die Geist-

Geistlichkeit wurde aber auch immer mächtiger. Sie eignete sich nicht nur die Gewalt zu, nach ihrem Gefallen Verordnungen über Glauben, Sitten und äußerlichen Gottesdienst zu machen, denen die Christen gehorchen mußten; sie führte auch Zwangsmittel und Kirchenstrafen genug ein, um dieselben in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Viele reiche Bischöfe und Aebte wurden Fürsten und Reichsstände in den meisten Ländern, und geboten oft ihrem Landesherrn selbst, unter dem Vorwande der Religion. Die Geistlichen nahmen an allen wichtigen weltlichen Geschäften, öfters an der Regierung ganzer Länder, und an der Führung von Kriegen selbst Antheil. Da die übrigen Christen meistentheils gar keine Gelehrsamkeit, und desto mehr abergläubische Folgsamkeit besaßen: so demüthigten sie sich in allen Stücken unter die Aussprüche ihrer Lehrer. Unter vielen andern Gesetzen ließen sie sich auch von denselben bald nach dem Jahre 1200 die Ohrenbeichte auflegen, das heißt, die Nothwendigkeit, alle von ihnen begangene Sünden umständlich einem Geistlichen zu bekennen, wenn sie von Gott Vergebung derselben erlangen wollten; anstatt daß man in der alten Kirche nur grobe Sünden vor der Gemeine öffentlich bekannt hatte, um von ihr Verzeihung zu erhalten.

Die Bischöfe von Rom errichten ein mächtiges Reich.

XXII. In der That wich das christliche Lehramt schon durch alles dieses sehr weit von seiner ersten Bestimmung und Nutzbarkeit für die Religion ab. Allein die Veränderung desselben erstreckte sich noch viel weiter. Einer dieser Lehrer, der römische Bischof, erhob sich nach und nach zum allgemeinen geistlichen und weltlichen Fürsten von beynahe

ganz

ganz Europa. Zu den Zeiten der Apostel war dieser Bischof nichts mehr als der ordentliche Lehrer, oder, nach unserer Art zu reden, Pfarrer der kleinen Gemeine zu Rom. Ohngefähr um das Jahr 100 wurde er zugleich ein eigentlicher Bischof, oder Aufseher über diese Gemeine, und nach und nach auch über einige benachbarte. Da aber seine Gemeine in der Hauptstadt des römischen Reichs angelegt war, die Apostel Petrus und Paulus selbst zu Lehrern gehabt hatte, gar bald sehr zahlreich wurde, auch von derselben aus das Christenthum in viele andere europäische Länder durch abgeschickte Lehrer gieng: so sah man schon vor dem Jahr 200 den römischen Bischof als den vornehmsten und ersten Bischof in Ansehung des Rangs und der Ehre an; ob er gleich im Grunde nicht mehr Gewalt und Rechte hatte, als die übrigen Bischöfe. Er blieb auch, wie sie alle, den christlichen Kaisern, welche nach dem Jahr 300 regierten, unterthan; nahm aber, seitdem sie besonders ihren Sitz von Rom wegverlegt hatten, und die Meinung ziemlich herrschend geworden war, daß der Apostel Petrus der erste Bischof zu Rom gewesen sey, an Ehrerbietung immer zu. Gegen das Jahr 400 ward er der erste unter den christlichen Patriarchen, und suchte in den nächstfolgenden Zeiten die drey übrigen, welche doch einerley Ansehen mit ihm hatten, an Macht, Menge der ihm untergebenen Gemeinen, und andern Vorzügen zu übertreffen. Es gelang ihm auch in diesen unwissenden und abergläubischen Zeiten stets besser: viele Bischöfe und Gemeinen unterwarfen sich seinem Willen; Könige und Fürsten verlangten seine Entscheidungen;

er mischte sich in große weltliche Geschäfte, Thronbesetzungen, und andere mehr. Daher bekam er endlich, gleich nach dem Jahr 750, von den fränkischen Königen eine Anzahl Städte und Dörfer im mittlern Italien, am adriatischen Meere, geschenkt; doch dergestalt, daß er ferner noch ein Unterthan dieser Könige und ihrer Nachfolger, der römischen Kaiser, blieb. So wurde der Grund zu der seltsamen und unerhörten Verwandlung eines christlichen Lehrers in einen Landesfürsten gelegt. Und von dieser Zeit an wußten die römischen Bischöfe ihr Gebiet durch vermeintlich fromme Schenkungen, Kauf, listige und andere Mittel immer zu vergrößern. Sie nahmen endlich auch gegen das Jahr 1200 den deutschen Kaisern Rom weg, das bis dahin der Sitz ihres Reichs gewesen war, und gelangten solchergestalt zu dem uneingeschränkten Besitze eines beträchtlichen Landes, welches man den Kirchenstaat genannt hat.

Weitere Erzählung von der Stiftung dieses Reichs.

XXIII. Wäre dieses in den ersten Jahrhunderten der Christen vorgefallen: so würden sie über einen solchen Bischof erstaunt seyn, und ihn genöthigt haben, Länder und Unterthanen, Hofbedienten, Soldaten, und andere Merkmale einer weltlichen Regierung (von denen Christus ausdrücklich versichert hatte, daß sie für ihn und die Lehrer seiner Religion nicht gehörten,) fahren zu lassen, wenn er ferner ein christlicher Lehrer heißen wollte. Allein nach dem Jahr 700, da die Christen schon den ältesten Zustand ihrer Lehrer nicht mehr kannten, noch weniger frey über dieselben urtheilen durften, wurden sie leicht von den römischen Bischöfen überredet, zu glauben,

ben, daß diese Nachfolger des Apostels Petrus im Bißthum zu Rom, und in der allgemeinen Herrschaft über alle Christen wären; ja daß ihm und ihnen zugleich bereits der erste christliche Kaiser Rom und einen großen Theil von Italien geschenkt habe. Solche Nachrichten breiteten sie gegen das Jahr 800 aus: und nicht sehr lange darnach eigneten sie sich allein den ehrwürdigen Namen Papä, Päpste, oder Väter, zu, der vorher allen Bischöfen gegeben wurde. Um das Jahr 1100 wurden sie endlich, und das vornehmlich durch den kurz vorher verstorbenen Papst Gregor den siebenten, dessen Familienname Hildebrand war, einen eben so schlauen als herrschsüchtigen Mann, Herren von den allermeisten europäischen Ländern im Geistlichen und Weltlichen. Das heißt, sie setzten seitdem die Kaiser, Könige und andere Fürsten nach Gefallen ab und ein; verboten, wenn sie wollten, den Unterthanen derselben, ihnen zu gehorchen; zwangen die Fürsten, alle ihre Befehle auszuüben; führten überhaupt ein Gesetzbuch ein, nach dem sich jedermann richten mußte, und forderten in den mehresten europäischen Ländern unermeßliche Geldsteuern ein. Diese neue und fürchterliche Hoheit erlangten die römischen Päpste unter andern auch durch Hülfe der übrigen Geistlichkeit, die unter und mit ihnen gemeinschaftlich über die Christen regierte. Sie nöthigten zwar dieselbe, besonders seit den Zeiten des eben genannten Gregors, durchaus im ehelosen Stande zu leben; als wenn sie dadurch einen Beweis von ausnehmender Gottseligkeit ablegen könnte. Aber eben dadurch wurden auch die Lehrer von den übrigen Christen desto mehr abgesondert, genauer mit den Päp-

sten verbunden, und der Herrschaft ihrer gesetzmäßigen Obrigkeit immer stärker entzogen. Ohne das so unnatürliche und schädliche ehelose Leben der Geistlichkeit aufzuheben, kann also kein Fürst dieser Kirche die unrechtmäßige Gewalt der Päpste und der Geistlichkeit in seinem Lande mit bleibendem Nachdrucke verringern. Die Päpste hatten aber auch besonders den **Mönchen** sehr viel zu danken. Unter denselben waren nach und nach mehrere **Orden**, das heißt, große Gesellschaften aufgekommen, die nach einerley Regel eines hochgeachteten Mannes lebten. Der älteste derselben im abendländischen Europa war der **Benedictinerorden**, den ein italiänischer Abt **Benedictus**, bald nach dem Jahr 500, gestiftet hatte. Doch die Mönche wurden so reich und üppig, daß man gar nicht mehr an ihnen die harten und äußerst mäßigen Sitten der ersten Einsamlebenden fand. Daher wollten nun viele andächtige Christen die alte Armuth und Strenge des Mönchslebens wieder herstellen, und sich blos von den erbetenen Gaben ihrer Mitchristen ernähren. So entstanden die **Bettelmönche**; insonderheit um das Jahr 1200 die beyden ansehnlichsten Orden derselben, die **Dominicaner** und **Franciscaner**: jene von einem Spanier **Dominicus**, diese von dem Italiäner **Franciscus**, errichtet. Ihre Lebensart war freylich viel rauher und schlechter, als bey den bisherigen Mönchen; sie erhielten ihren Unterhalt durch Almosen, und bezeigten auch vielen Eifer, diejenigen Pflichten zu erfüllen, welche den gewöhnlichen Lehrern der Christen oblagen. Doch bekamen sie in kurzer Zeit Einkünfte genug; so daß sie das Betteln nur zum Scheine beybehalten durften. Und die beyden gedachten Orden sind es haupt-

sächlich

sächlich gewesen, welche die Herrschaft der Päpste und der gesammten Geistlichkeit über die Christen recht befestigt haben.

XXIV. Wie es damit zugegangen sey, das sieht man insonderheit aus dem Verhalten, welches gegen irrgläubige Christen, die man Ketzer nannte, beobachtet wurde. Da die Menschen jeden Augenblick der Gefahr zu irren ausgesetzt sind: so glaubten die ersten Christen nicht, daß solche ihrer Mitbrüder, die auf falsche Religionsmeinungen geriethen, deswegen gehaßt, oder gar gemartert und umgebracht werden müßten. Sie hatten auch von den Aposteln gelernet, den Fehlenden mit sanftmüthigem Geiste zurechte zu weisen. Aber nach dem Jahr 300 wollten sie auch hierinne ihre neuerlangte vollkommene Freyheit zeigen, daß sie keinen in der Religion irrenden unter sich duldeten, auch sogar Leibes- und Lebensstrafen an dergleichen Menschen vollzogen. Beharrte der Irrgläubige auf seiner Meinung: so nannten sie dieses eine hartnäckige Bosheit; und gleichwohl konnte Gott allein Richter über denselben seyn, ob er muthwillig bey seinem Irrthum bleibe, oder nicht? Unglücklicherweise fieng man schon vor dem Jahr 400 an, nicht allein diejenigen für Ketzer zu halten, welche den christlichen Glauben sehr verfälschten; sondern auch andere Christen, die mit den gewöhnlichen Cärimonien und Andachtsübungen unzufrieden waren, oder wirkliche Verbesserungen in den damaligen Religionslehren der Christen vorschlugen. Und endlich erklärten die Päpste und die übrigen Geistlichen allen Widerstand gegen ihre Befehle für ketzerisch. Es fanden sich nämlich, be-

Die irrgläubigen Christen werden verfolgt und hingerichtet.

sonders nach dem Jahr 1100, starke Haufen von Christen in Frankreich, Italien, England und Deutschland, welche öffentlich klagten, daß die christliche Religion schon seit langer Zeit ungemein verändert worden sey, und daß sich die Geistlichkeit eine Gewalt über die Christen angemaßt habe, welche ihr von Christo nicht ertheilt worden wäre. Sie verlangten daher, daß diese Gewalt wieder aufgehoben, und die Religion aus der heiligen Schrift hergestellt werden sollte. Das waren wenigstens Beschwerden, die eine sehr ernstliche und aufrichtige Untersuchung verdienten. Aber anstatt diese zu übernehmen, faßte vielmehr die Geistlichkeit den heftigsten Zorn gegen jene Christen, daß sie sich ihres Rechts bedient hatten, über ihre Religion nachzudenken. Sie ließ dieselben ins Gefängniß werfen, viel Elend ausstehen, und endlich gar verbrennen, oder auf eine andere Art hinrichten. Um solche Christen desto eher ausfindig zu machen, und in ihre grausame Gewalt zu bekommen, stifteten die Dominicaner, mit Bewilligung der Päpste, ein besonderes Ketzer- und Blutgericht, die Inquisition genannt, welches nach und nach viele tausend Christen, blos darum, weil sie Ketzer wären, zum Tode verurtheilt hat. Die Unmenschlichkeit gieng so weit, daß man bisweilen Heere von Soldaten in ein Land, wo viele sogenannte Ketzer beysammen wohnten, abschickte, und durch dieselben die Einwohner von ganzen Städten und vielen Dörfern ermorden ließ. Es waren unter diesen Ketzern genug redliche und gegen die Religion sehr wohlgesinnte Menschen, die, wenn sie auch in einigen Lehren irr-

ten, doch deswegen keine so unchristliche Verfolgung verdienten, und sich doch dem ersten Christenthum mehr näherten, als ihre Feinde.

XXV. Ein solcher Mann war auch Johann Huß, Lehrer der Theologie auf der Universität Prag, und Prediger in eben dieser Hauptstadt von Böhmen, um das Jahr 1400. Zu seiner Zeit war die Aufführung der Päpste ärgerlicher, als jemals vorher. Anstatt daß sonst Ein Bischof der römischen Kirche für den Statthalter Christi auf der Welt, und den allgemeinen Gesetzgeber der Christen in Religionssachen gehalten seyn wollte, gab es seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts zween, endlich gar drey zugleich, welche diese oberste geistliche Regierung an sich zogen. Sie verklagten und verfolgten einander selbst; daher waren die Christen zwischen ihnen getheilt, und ungewiß, wem sie anhängen sollten. Einer dieser Päpste führte Krieg mit dem Könige von Neapel. Er bot sogar den Christen Vergebung ihrer Sünden an, wenn sie gegen diesen Fürsten die Waffen ergreifen wollten. Und das pflegten die Päpste das Kreuzpredigen zu nennen: gleichsam als wenn sie jedermann zur Vertheidigung des Kreuzes Christi oder seiner Religion auffordern müßten. Huß stellte den Christen vor, wie schändlich alle diese Ausschweifungen wären, die im Namen der Religion, oder vielmehr zu ihrer Entheiligung begangen würden. Er lehrte daher mündlich und schriftlich, daß die Christen keinen Papst brauchten, und auch in den ersten Zeiten keinen gehabt hätten; daß kein Mensch etwas befehlen dürfe, was der heiligen Schrift widerspräche; daß diese von den Christen gelesen,

Der Christ Johann Huß wird von Christen wegen seiner Religion verbrannt.

und daraus ihre wahre Religion, die seit langer Zeit verdorben wäre, erkannt werden müsse; daß die Fürsten und andere Obrigkeiten das Recht hätten, die Päpste und die übrige Geistlichkeit von ihrem lasterhaften Leben abzuhalten, und dergleichen mehr. Obgleich Huß durch alles dieses lauter wahre und sehr nützliche Lehren vortrug; so wurde er doch um derselben willen für einen Ketzer erklärt, und vor das Gericht vieler Bischöfe und anderer Geistlichen, oder vor die Kirchenversammlung zu Costnitz, einer Stadt in Schwaben, gefordert. Der Kaiser versprach ihm, daß er frey dahin reisen und wieder zurückkehren könnte: allein die Kirchenversammlung ließ ihn in ein elendes Gefängniß werfen, dessen Beschwerlichkeiten ihn um seine Gesundheit brachten; sie erlaubte ihm nicht, sich zu verantworten, begegnete ihm als dem ärgsten Missethäter, und drohte ihm den Tod, wenn er seinen Irrthümern nicht entsagen würde. Bey allen diesen Drangsalen verlor Huß seinen Muth und seine Standhaftigkeit niemals. Er versicherte, daß er keine Irrthümer widerrufen könne, so lange man ihm dieselben nicht in seinen Lehren gezeigt hätte, und war voll Vertrauens auf seinen gewissenhaften Eifer für das wahre Christenthum. Eben so verhielt er sich, als er endlich im Jahr 1415, auf Veranstaltung dieser unchristlichen Geistlichen, lebendig verbrannt wurde. Seinem Tode näherte er sich so gelassen, daß er beym Anblicke eines Bauern, der in der Meinung, es sey eine überaus gottgefällige Handlung, Ketzer zu verbrennen, Holz zu dem Scheiterhaufen trug, auf welchem Huß verbrannt werden sollte, mit sanftem Mitleiden ausrufen konnte: O der heiligen Einfalt!

IV Kupfertafel.

Darauf



B. Rode inv: et del: F. C. Krüger. sc.

Der Christ Iohann Huſs wird wegen ſeiner Religion verbrant.

Darauf empfohl er seine Seele Gott im Gebete, und starb mitten unter den Flammen, die ihn umgaben, sehr getrost mit der Versicherung, so gelehrt und gelebt zu haben, daß er sich eine ewige Glückseligkeit von der göttlichen Gnade versprechen könne.

Beyspiele frommer und nützlicher Lehrer der Christen.

XXVI. Hier werdet ihr sagen, meine Lieben, daß christliche Lehrer, die einem so frommen und wahrheitliebenden Manne das Leben nahmen, abscheuliche Menschen gewesen seyn müssen. Es ist auch wahr, daß sie gewiß das Christenthum nicht gekannt haben, welches von seinem Ursprunge an die allerliebreichste Religion gewesen war. Gleichwohl meinten sie es sehr gut mit dieser Religion, die sie besser als andere Christen zu kennen glaubten, und sahen alle diejenigen als strafwürdige Bösewichter an, die nicht wie sie von derselben dächten. So führt die erste geflissentliche Abweichung von den Lehren Christi zu einer Menge anderer, davon immer die folgenden schlimmer sind, als die vorhergehenden. Unterdessen dürft ihr nicht glauben, daß es zu diesen Zeiten an wirklich gottseligen und ehrwürdigen christlichen Lehrern ganz gefehlt habe. Selten waren sie freylich, und es wurde jetzt in diesem Stande, der seit vielen hundert Jahren nur mächtig, gefürchtet und reich seyn wollte, dafür aber den Christen nicht viel mehr als unzähliche Cärimonien einschärfte, immer schwerer, die anfängliche Nutzbarkeit des christlichen Lehramtes wieder zu treffen. Wenn aber ein Lehrer nur ernstlich entschlossen war, dieselbe zu verstehen und auszuüben: so konnte er sich durch den Gebrauch der heiligen Schrift bald in den Stand setzen, solches zu thun. Daher gelang es bald nach dem Jahr 1100 einem Abte in Frank-

Bernhard. reich, Bernhard, den Christen viele heilsame Vorschriften mit einnehmender Beredtsamkeit zu ertheilen, und sie zu rührenden Betrachtungen über den Zustand ihres Gemüths und Lebens anzuführen: denn er wußte den hohen Werth der biblischen Lehren zu schätzen, wenn er gleich auch die von Menschen ausgekünstelte Frömmigkeit nicht ganz verließ. Noch nützlicher wurden den Christen zween andere Lehrer in Tauler. Deutschland: Johann Tauler, ein Dominicanermönch zu Straßburg, nicht lange nach dem Jahr 1300, der den Zuhörern seiner Predigten nicht, wie die meisten andern Lehrer dieser Zeit, das Anrufen der Heiligen, das Beten des Rosenkranzes, und eine Menge anderer solcher abergläubischer Gebräuche, als Merkmale der Gottseligkeit, empfohl; sondern ihnen die heilige Schrift faßlich erklärte, und sie aus derselben unterrichtete, daß nur die dauerhafte Besserung aller Gesinnungen, Empfindungen und Handlungen des gläubigen Christen einen Beweis seiner Frömmigkeit Thomas von Kempen. abgebe; — und Thomas von Kempen, einer Stadt im cöllnischen Erzbißthum, nicht lange vor dem Jahr 1500, dessen schönes Buch von der Nachahmung Christi deutlich zeigt, daß er aus den schriftlich aufgezeichneten Worten Christi und der Apostel selbst, seine Religionskenntniß geschöpft habe. Aber solcher Lehrer gab es sehr wenige; sie wurden bey weitem nicht so hochgeschätzt, als diejenigen, welche vor allen Dingen das gewöhnliche andächtige Cärimoniel empfohlen; sie liefen auch Gefahr, wenn sie dasselbe zu verachten schienen, für Ketzer gehalten zu werden: und sie konnten daher nur einen geringen Theil des Nutzens stiften, dessen ihre Bemühungen werth waren.

XXVII. In diesem Zustande befand sich die christliche Religion gegen das Jahr 1500. Ihre Hauptlehren waren zwar unter den Christen nicht gänzlich untergegangen: und sie konnten sich auch nicht völlig verlieren, weil Jesus nicht allein versprochen hatte, daß seine Religion sich bis zum Ende der Welt erhalten sollte; sondern weil er sie auch zu dem Ende in bleibenden Schriften hatte aufzeichnen lassen. Aber verdunkelt und verunstaltet war nunmehr diese Religion so sehr, daß sie wenige heilsame Wirkungen thun konnte. Sie machte nicht, wie es Gottes Wille war, bessere Menschen; sondern blos Liebhaber von Cärimonien. Sie war den Christen und andern Religionsgenossen durch die Zwangsmittel und Strafen, die man im Namen derselben ausübte, fürchterlich geworden; anstatt daß sie selbst, und durch sie Gott, den Menschen überaus liebenswürdig werden sollte. Sie hatte Lehrer, welche lieber regierten, als unterrichteten; mehr Schätze zu sammeln, als ein tugendhaftes Beyspiel zu geben, bedacht waren. Kurz, sie war größtentheils aus einem der edelsten Geschenke Gottes, ein Werk der Menschen geworden, das sich nach ihrer Einbildungskraft und ihren Begierden richten mußte. Nicht zwar eben durch ihre Bosheit, oder durch eine vorsätzliche Absicht, diese Religion zu verfälschen; sondern vielmehr aus Unverstand und Unbesonnenheit, durch den fast unverzeihlichen Fehler, daß sie nicht zu allen Zeiten die heilige Schrift zuerst und allein gefragt hatten, was Christenthum sey, sondern dieses aus den Einfällen und Meinungen der Menschen hatten lernen wollen. Sie waren daher allerdings beklagens-

Die Christen sehnen sich nach einer Verbesserung ihrer Religion, Kirche und Lehrer.

würdig; und nach und nach empfanden es viele unter ihnen, daß sie es wären. Je weiter sie sich von dem ersten Christenthum, und ihre Lehrer von der ersten Bestimmung ihres Standes entfernten, desto stärker sehnten sich Christen von allen Ständen nach einer Verbesserung. Dieses Verlangen wurde nach dem Jahr 1400 häufiger, lauter und nachdrücklicher an den Tag gelegt, als jemals vorher. Kaiser, Könige und andere Fürsten, ganze Versammlungen von Geistlichen, gelehrte und ungelehrte Christen, begehrten eine solche Verbesserung, oder Reformation, wie sie dieselbe nannten, durch welche zum wenigsten die unerträglich gewordene Herrschaft der Päpste, denen Glauben, Gewissen, Leben, Freyheit, Sitten und Gelder der Christen zu Gebote stehen mußten, eingeschränkt werden möchte. Man machte darüber Versuche; aber man kam nicht weit, weil die Päpste alles zu hindern wußten. Die Christen mußten es geduldig erwarten, ob nach langen oder wenigen Jahren eine glücklichere Zeit der Freyheit kommen dürfte, da es ihnen, gleich ihren allerersten Glaubensgenossen, erlaubt seyn würde, in der That Christen zu seyn; das heißt, in Ansehung ihrer Religion nur von Gott abzuhängen, und nichts als Christenthum anzunehmen, was nicht gewiß von seinen heiligen Befehlen herkäme.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der christlichen Religion von Luthern bis auf unsere Zeiten.

Die Zeiten der Wiederherstellung des Christenthums, und der neuen Freyheit der Christen.

Vom Jahr 1517 bis zum Jahr 1780.

Etwas über drittehalbhundert Jahre.

I.

Diese Zeit kam weit früher, als man sich zu hoffen unterstanden hatte: und diejenigen beförderten sie wider ihren Willen am meisten, welche hauptsächlich die Religionsfreyheit der Christen unterdrückt hatten. Kurz vor dem Jahre 1500, und mehrere Jahre nach demselben, regierten einige Päpste über die abendländischen Christen, welche viele ärgerliche Ausschweifungen desto ungescheuter begiengen, weil sich entweder niemand erkühnte, ihnen zu widerstehen, oder auch ein Widerstand gegen ihre gewaltige Macht vergeblich war. Der erste unter denselben, Alexander der sechste, wandte List, Betrug, Gewalt, Grausamkeit, und jedes andere schlimme Mittel ohne Bedenken an, um sich und seinen Kindern Länder, Reichthümer und Ansehen zu verschaffen. Kein Papst war noch so allgemein von seinen Zeitgenossen verabscheuet worden, als er. Darauf kam

Die Religionsverbesserung wird durch die Aufführung der Päpste befördert.

kam Julius der zweyte, ein heftiger und streitbarer Fürst, der Italien durch Kriege beunruhigte, selbst mit seinen Soldaten zu Felde zog, und Städte belagerte; aber sich dadurch ebenfalls vielen Haß zuzog. Von einer weit sanftern und menschenfreundlichern Gemüthsart war sein Nachfolger, Leo der zehnte, der auch die Gelehrsamkeit eifrig liebte und beförderte. Allein er hatte doch eben so wenig die Eigenschaften eines christlichen Bischofs an sich, als seine Vorgänger. Mit der Religion beschäftigte er sich selten; dagegen suchte er mehr ein vergnügtes Leben, unter kostbaren Mahlzeiten, vielerley Ergötzlichkeiten, und einem prächtigen Hofstaate, zu führen. Aber dieser große Aufwand verursachte ihm Mangel an Gelde: und um sich dieses zu verschaffen, wählte er ein von der Religion hergenommenes Mittel, das den Päpsten schon oft ansehnliche Geldsummen eingebracht hatte. Er ließ in Deutschland und in den mitternächtigen Königreichen von Europa seinen Ablaß predigen: das heißt, wie solches schon an einem andern Orte erklärt worden ist, er ließ den Christen dieser Länder eine völlige Erlassung ihrer Sündenstrafen anbieten, wenn sie eine seiner schriftlichen Lossprechungen, oder einen seiner Ablaßbriefe, kaufen, und daneben einige andächtige Cärimonien verrichten würden. Nun hatten zwar schon lange Fürsten und andere Christen über den päpstlichen Ablaß sich beschwert, weil er oft wiederholt wurde, und viel Geld aus den Ländern nach Rom zog. Doch die Päpste kehrten sich an diese Beschwerden nicht; zumal da die meisten Christen den Ablaß immer als eine nützliche Gabe,

die im Namen Gottes ausgetheilt würde, betrachteten.

II. Als aber Leo den seinigen ankündigen ließ, lebte zu Wittenberg, der Hauptstadt des sächsischen Kurkreises, Martin Luther, Lehrer der Religionswissenschaft auf der dortigen Universität, und zugleich ein Mönch in dem dasigen Kloster des Augustinianerordens, der unter den Bettelmönchen der geringste war. Dieser Mann hatte schon seit einiger Zeit aus der heiligen Schrift bessere Begriffe vom Ursprunge und Fortgange der christlichen Gottseligkeit geschöpft, als man damals kannte; und er hatte sie auch in Predigten vorgetragen. Da nun der päpstliche Ablaß in der Nachbarschaft von Wittenberg sehr anstößig empfohlen, und von vielen gekauft wurde, die sich einbildeten, wenn sie nur diesen erlangt hätten, auch zugleich Vergebung der Sünden bey Gott, und völlige Freyheit, künftig zu leben wie sie wollten, auch die Befreyung der Seelen der Verstorbenen aus dem Fegefeuer, erhalten zu haben: so glaubte Luther, daß er zu so schädlichen Irrthümern, die auch unter seinen Zuhörern sich ausbreiteten, nicht schweigen dürfe. Er bestritt also in einer am letzten October des Jahrs 1517 bekannt gemachten Schrift, und bald auch in einer Predigt, den so sehr gemißbrauchten päpstlichen Ablaß, und zeigte, wie man nach der Lehre Christi davon denken müsse. Gott allein, sagte er, vergiebt die Sünden, wenn man mit herzlicher Bereuung derselben und Besserungsbegierde auf die Erlösung Christi sein Vertrauen setzt. Er fordert dafür keine Strafen oder Büßungen von den Menschen: denn ihr Heiland hat durch seinen Tod diese Strafen ausge-

Luther bestreitet den päpstlichen Ablaß.

aufgehoben; wohl aber verlangt Er, daß die Christen täglich in der Ihm angenehmen Buße fortfahren, das ist, besser und heiliger werden sollen. Mithin können auch die Päpste und übrigen Geistlichen nur diejenigen Strafen der Sünden erlassen, welche sie selbst auferlegt haben, nämlich die kirchlichen Büßungen: und ihr Ablaß hilft also dem Menschen gar nichts zur Erwerbung der Gnade Gottes, und zur Seligkeit nach diesem Leben.

Er sagt dem Papste den Gehorsam auf.

III. Das waren sehr wichtige Lehren des Christenthums, über die es wohl der Mühe werth war, die heilige Schrift zu Rathe zu ziehen, was man davon glauben sollte. Luther wollte darum die Gemeinschaft mit den übrigen Christen nicht aufheben, weil er wußte, daß sie darinne irrten. Er wollte nur ihre Lehrer, besonders die Ablaßprediger, erinnern, die wahren christlichen Grundsätze der Frömmigkeit nicht so offenbar zu verfälschen. Und er hoffte, daß der Papst, als ihr Oberhaupt, dergleichen grobe Mißbräuche untersagen würde, durch welche selbst der geringe Nutzen, den sein Ablaß, gehörig eingeschränkt, bey der Kirchenbuße, haben konnte, ganz verloren gieng. Allein diese Sache lief wider alle Erwartung Luthers. Er wurde sogleich als strafbar angesehen, weil er Religionslehren untersucht hatte, die doch im Namen des Papstes vorgetragen wurden, und denselben widersprach. Der Papst befohl ihm, seine Irrthümer zu widerrufen; aber Luther begehrte vergebens, daß man ihm aus der heiligen Schrift beweisen möchte, er habe wirklich einen Irrthum des Glaubens. Endlich drohte ihm der Papst die fürchterlichen Strafen eines Ke-

tzers, wenn er nicht binnen einer gesetzten Zeit sich seinem Willen unterwerfen, und alles, was er bisher gelehrt und geschrieben hatte, selbst für falsch erklären würde. Ein solches Verfahren konnte wohl einen Mann niederschlagen und in Furcht setzen, der blos aus Leichtsinn oder eigennützigen Absichten neue Meinungen ausgestreuet hätte. Allein **Luther** hatte es aus Liebe zur Religion und Wahrheit gethan: er **wurde also durch diese Verfolgung vielmehr aufgemuntert, in seinen Nachforschungen über das Christenthum noch weiter zu gehen.** Da fand er bald, daß noch mehr Lehrsätze der bisher eingeführten Religion von einer spätern Erfindung wären; daß auch kein Bischof das Recht habe, einem andern christlichen Lehrer Untersuchungen über die Religion zu verbieten, oder ihn gar wegen derselben zu bestrafen. Nachdem er also **drey Jahre** lang, durch seine eifrige, aber doch **friedliebende Bemühungen**, dem damaligen verdorbenen Christenthum Hülfe zu verschaffen, nichts weiter bey den mächtigsten Lehrern desselben ausgerichtet hatte, als daß sie im Begriff waren, mit ihm als mit einem Verbrecher umzugehen, beschloß er, **sich selbst in diejenige Freyheit zu setzen**, die allen Christen gebührt, und die sie auch in den ersten Zeiten gehabt hatten. **Zum öffentlichen Merkmale davon**, und um auch andere seiner Mitchristen dazu aufzumuntern, **verbrannte er** an einem der letzten Tage des Jahrs 1520 außerhalb Wittenberg, in Gegenwart vieler Zuschauer, **das päpstliche Gesetzbuch.** Dadurch gab er nämlich vor jedermanns Augen zu erkennen, daß er den Papst für einen unrechtmäßigen Oberherrn der Christen halte, dessen Ver-

ordnungen er weiter nicht gehorchen wolle. Zugleich stiftete er eine besondere, nicht mehr den Päpsten unterworfene, freye christliche Gemeine. In der That hatten ihm schon viele Christen frohen Beyfall gegeben; und die meisten warteten nur auf einen Anführer, der ihnen Mittel zeigen möchte, sich ihrer langwierigen geistlichen Knechtschaft zu entreißen.

Er vertheidigt die verbesserte Religion vor einer Menge Fürsten.

IV. Luther, der sich nunmehr noch weniger, als vorher, vor menschlichen Drohungen fürchtete, wenn es auf das Bekenntniß der Religion, wie er sie als wahr erkannt hatte, ankam, gab bald darauf einen merkwürdigen Beweis von seiner Unerschrockenheit. Der Kaiser befohl ihm, nach Worms, einer deutschen Reichsstadt am Rhein, zu kommen, und daselbst vor ihm und den versammleten deutschen Fürsten sich zu verantworten, warum er durch seine in mehrern Schriften bekannt gemachte Meinungen so viele Bewegungen in Deutschland gestiftet, und dem Papste ungehorsam gewesen sey? Es war für Luthern sehr gefährlich, diese weite Reise anzutreten, weil sowohl unterwegens, als zu Worms, seiner Feinde, die ihm nach Freyheit und Leben trachteten, sehr viele waren. Allein er bezeugte ein vollkommenes Vertrauen auf Gott und die gute Sache, welche er vertheidigen sollte; und er verfertigte bey dieser Gelegenheit ein Denkmal seiner Gesinnungen an dem Liede: Eine feste Burg ist unser Gott! Eben so wenig setzte ihn auf der Reichsversammlung zu Worms, vor welche er geführt wurde, der Anblick des Kaisers und so vieler großen Fürsten in Schrecken. Man drang im Namen und in Gegenwart derselben in ihn, daß er die in seinen Schriften enthaltenen Lehren widerrufen

V Kupfertafel.

sollte,

V.



B. Rode inv. et del. J.C. Krüger sc.

Luther vertheidigt die Wiederherstellung des Christenthums.



sollte, wenn er die den Ketzern bestimmten Strafen von sich abwenden wollte. Luther aber zeigte so freymüthig, als es einem christlichen Lehrer anständig war, daß er dieses nicht thun könne; und er schloß mit der Erklärung, die eigentlich ein jeder seiner Religion getreue Christ in einem solchen Falle zu der seinigen machen sollte: So lange ich nicht durch Zeugnisse der heiligen Schrift, oder durch klare und helle Gründe und Ursachen überwiesen werde, daß ich Irrthümer habe, so kann und will ich nichts widerrufen, weil es mir nicht erlaubt ist, wider mein Gewissen zu handeln. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen. Diese ungemeine Standhaftigkeit erregte Bewunderung, und gewann Luthern noch mehrere Freunde. Zwar brachten es diejenigen, welche die herrschende Religion und die Regierung der Päpste nicht untergehen lassen wollten, dahin, daß die Reichsversammlung durch ein überaus scharfes Gesetz Luthers und seiner Anhänger Bestrafung anbefohl. Sein Landesherr, der Kurfürst von Sachsen, ließ ihn daher, wider seinen Willen, auf eine Zeitlang in eines seiner Schlösser bringen, damit er vor den Anfällen seiner Feinde in Sicherheit seyn möchte. Allein Luther kehrte aus diesem Zufluchtsorte bald nach Wittenberg zurück, um sein angefangenes großes Werk frey und öffentlich fortsetzen zu können. Es war auch damals bereits unter den deutschen Christen von allen Ständen eine so allgemeine Begierde rege geworden, sich über die Religion eines Bessern belehren zu lassen, und der christlichen Freyheit zu genießen, die ihnen Luther

empfohl, daß es unmöglich war, sie ohne die äußerste Härte und traurige Unruhen davon zurückzuhalten.

Er übersetzt die h. Schrift in die deutsche Sprache.

V. Jetzt erkannte Luther, wie nothwendig es sey, daß er seinen deutschen Mitchristen die heilige Schrift in ihrer Sprache zu lesen übergäbe. Er hatte sich schon so oft auf dieselbe berufen; gleichwohl konnten und durften sie die allerwenigsten gebrauchen: die meisten Lehrer sogar kannten und verstanden sie nicht. Daher eben gab man Luthern, der doch seine Lehren aus ihr genommen zu haben versicherte, Schuld, daß er Ketzereyen vortrüge. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er seine Meinungen und Einfälle die christliche Religion nenne, und gaben daher seinen Anhängern den Spottnamen der Lutheraner; gleichsam als wenn sie nicht Christi, sondern Luthers Glauben hätten. Diese wollten zwar lieber Evangelische heißen, das heißt, Christen, welche das reine Evangelium Christi wieder zur Richtschnur ihres Glaubens machten. Da ihnen aber der Name Lutheraner geblieben ist: so haben sie sich auch nicht geschämt, von demjenigen Manne genannt zu werden, der ihnen zwar nicht selbst die Vorschriften ihrer Religion gegeben hatte; wohl aber ihr Wegweiser, um dieselben zu finden, gewesen war. In dieser Absicht also eilte Luther, die Bibel ins Deutsche zu übersetzen. Schon im Jahr 1522 gab er das Neue Testament in dieser Sprache heraus; in den folgenden Jahren aber nach und nach auch das Alte. Es waren freylich schon funfzig bis sechzig Jahre vorher deutsche Uebersetzungen der Bibel gedruckt worden; allein sie

hatten

halfen beynahe niemandem etwas. Denn sie waren nicht aus dem Hebräischen und Griechischen, worinne die biblischen Bücher aufgesetzt sind, sondern aus einer fehlerhaften lateinischen Uebersetzung verfertigt; außerdem waren sie undeutlich und verworren; endlich hatten auch ungelehrte Christen die Erlaubniß nicht, sich ihrer zu bedienen, noch weniger, ihre Religion nach denselben zu prüfen. Luthers Uebersetzung hingegen kam sogleich vielen tausend Christen in die Hände, weil sie sich diesen freyen Gebrauch, den er ihnen empfohl, nicht länger vorenthalten ließen. Er übersetzte auch aus den Ursprachen selbst so treu und verständlich, als es ihm möglich war. Seine Schreibart in dieser Uebersetzung ist überdieß so rein, fließend und angenehm, daß unsere Sprache überhaupt durch dieselbe sehr viel gewonnen hat. Er fand sich freylich nicht im Stande, alle Stellen der heiligen Schrift vollkommen deutlich und mit der richtigsten Genauigkeit zu übersetzen. Aber wenn man bedenkt, daß er der erste gewesen ist, der eine so schwere Arbeit, über ein so altes, in weit von unsern Gegenden entfernten Ländern geschriebenes, und von so erhabenen Lehren handelndes Buch, mit solcher Gewissenhaftigkeit übernommen hat: so muß man ihn deswegen dankbar loben, daß er es größtentheils so glücklich übersetzt hat. Hätte Luther weiter nichts als dieses zum Besten der christlichen Religion gethan: so würde er den Christen schon eine überaus große Wohlthat erwiesen haben. Er brauchte nun, den Deutschen besonders, nicht mehr zu sagen, was Christenthum sey, oder nicht: sie belehrten sich selbst darüber aus der heiligen Schrift, und die Un-

 gelehr-

gelehrten, die Christinnen eben sowohl, als die übrigen.

Aus derselben zeigt er, was Christenthum sey.

VI. Aber er leistete ihnen doch hierinne viel Beystand und Anweisung. Vor allen Dingen zeigte er aus der heiligen Schrift, wie man bisher eine Menge Lehrsätze zum christlichen Glauben gerechnet habe, welche in derselben gar keinen Grund hätten, oder ihr auch offenbar widersprächen. Dergleichen waren unter andern: daß irgend ein Mensch, ohne einen göttlichen Befehl und Auftrag vorzuweisen, befehlen und vorschreiben könne, was man in Religionssachen glauben oder thun müsse; — daß Zwang und Gewalt ein Gott angenehmes Mittel sey, die Religion unter den Menschen auszubreiten; — daß die Hauptsache des Christenthums in äußerlichen andächtigen Gebräuchen bestehe; — daß man sich mit Gott durch Büßungen an seinem Leibe aussöhnen, und durch gute Handlungen sich von Ihm das völlige Recht der Belohnung verdienen könne; — daß die Erhörung unsers Gebets von Ihm, durch die Fürsprache verstorbener Heiligen sehr befördert werde, und daß man also diese eifrig verehren und anrufen müsse; — und so viele andere Verfälschungen der christlichen Religion mehr, von denen ihr schon im Vorhergehenden Nachricht gelesen habt. — Desto leichter wurde es ihm hierauf, die gewissen göttlichen Lehren dieser Religion aus eben derselben Quelle wiederherzustellen. Solche waren zum Beyspiel: daß jedermann die heilige Schrift lesen könne und dürfe, aber auch müsse, wenn er anders überzeugt seyn wolle, daß er den wahren christlichen

Glauben

Glauben habe: wobey Luther bemerkte, daß zwar die Christen einer gewissen Vorbereitung und Hülfe ihrer Lehrer zum Lesen der heiligen Schrift bedürften; daß aber diese in allem, was zur Seligkeit zu wissen nöthig wäre, deutlich sey, und nur durch die Partheyen und Streitigkeiten der Christen über dieselbe vielen habe unverständlich werden müssen; — daß der einzige Weg, zur Gnade Gottes, und daraus entspringenden Seligkeit, in Zeit und Ewigkeit zu gelangen, dieser sey, daß man, im Vertrauen auf Christi Erlösung, von Ihm Vergebung seiner Sünden bitte, täglich besser und frömmer werde, und aus Liebe und Gehorsam gegen Gott alle Seine Gebote eifrigst zu erfüllen suche; — und was sonst Christus und seine Apostel für den Verstand und den Willen der Menschen gelehret haben. Denn will man damit die Religion, welche Luther vorgetragen hat, vergleichen: so wird man bald sehen, wie ehrlich er dabey verfahren habe. Er verlangte durchaus nicht, daß man ihm allein in Ansehung derselben glauben sollte; sondern lediglich dem Zeugnisse der heiligen Schrift, das für ihn sprach.

Er verbessert den christlichen Gottesdienst;

VII. Indem er aber das Ganze der damaligen Religion verbesserte, war es natürlich, daß er zugleich auch die äußerliche und gemeinschaftliche Uebung derselben, welche man den öffentlichen Gottesdienst zu nennen pflegt, wieder in ihren ersten Zustand zu versetzen sich bemühte. Er warf also eine überaus große Menge abergläubischer Cärimonien weg, durch welche nicht Liebe und Ehrerbietung gegen Gott und Religion, sondern kindische, falsche und schädliche Begriffe von beyden waren angezeigt worden. Doch

war er keineswegs der Meinung, daß alle von Menschen eingeführte Religionsgebräuche, wenn sie sich gleich aus richtigen Grundsätzen erklären und anwenden ließen, abgeschafft werden müßten. Daher glaubte er auch, daß eine bescheidene Verzierung der Kirchen gar wohl Statt haben könne; und daß man sogar manche Bilder in denselben, die sonst so sehr gemißbraucht worden waren, zu wirklich frommen Erinnerungen und Gedanken beybehalten dürfe. Er lehrte weiter, daß die Handlungen des öffentlichen Gottesdienstes nicht mehr, wie bisher, in der lateinischen, sondern in der allen daran Theilnehmenden Christen verständlichen Sprache begangen werden müßten; — daß der einzige Endzweck und Inhalt einer christlichen Predigt dieser sey, das Wort Gottes so faßlich, für jedermann brauchbar, und zu guten Gesinnungen rührend zu erklären, und auf den Zustand der Zuhörer anzuwenden, als es nur mit Weglassung aller menschlichen Erfindung in Religionssachen geschehen kann; — daß damit Gebete, aber an Gott allein, nach Seinem Willen abgefaßt, und von allen Anwesenden mit gleicher andächtiger Empfindung nachzusprechen, verbunden werden müßten; — und daß eben dieses in Ansehung der Religionsgesänge zu beobachten sey, die bey einer solchen Beschaffenheit und Anwendung für einen grossen Haufen Christen zu gleicher Zeit ungemein erwecklich werden könnten. Von allem diesem gab Luther auch selbst Beyspiele. Unter andern verfertigte er eine Anzahl geistlicher Lieder in deutscher Sprache, die dem bisherigen Mangel derselben glücklich abhalfen, und die gottseligen Bewegungen in der Seele

eines

eines Christen so getreu und stark ausdrückten, daß diese Lieder nimmermehr ihren Werth verlieren können, wenn gleich unsere Sprache und Dichtkunst seitdem weit schöner und vollkommener geworden sind.

VIII. Durch so viele Verbesserungen brachte Luther auch bey dem christlichen Lehrstande eine eben so nothwendige als heilsame Veränderung zuwege. Er bewies, daß die Lehrer des Christenthums in der That Lehrer, nicht Befehlshaber, Gesetzgeber, Richter, oder gar Fürsten seyn sollen; — daß es ferner ihre Schuldigkeit sey, Lehrer der heiligen Schrift, keineswegs aber ihrer eigenen, für Religion gehaltenen Einfälle abzugeben; — daß sie aber auch fromme Lehrer seyn müssen, die durch ihr Leben alles, was sie vortrügen, als höchst werth empfunden und ausgeübt zu werden, den übrigen Christen zum Vorbilde darstellen. — Damit auch diese Lehrer der Religion eine weit gründlichere Erkenntniß in allem, was zur Erklärung, Empfehlung und Vertheidigung derselben gehört, erlangen möchten, als andere Christen, erinnerte sie Luther, daß ihre theologische Gelehrsamkeit um sehr vieles die bisher gewöhnliche übertreffen müsse. Und obgleich eben diese Erinnerung damals auch vom Erasmus (einem niederländischen Gelehrten, der vortreffliche Wissenschaft, und eben so große Geschicklichkeit, sie nutzbar zu machen, besaß,) gegeben, und durch seine Schriften noch beliebter wurde: so that doch Luther dabey weit mehr. Denn er verschaffte mit viel größerm Ernst und Muth den christlichen Lehrern, so wie allen Christen, die alte Freyheit wieder, um ihren Verstand ungehindert zur Erwerbung aller wahren Gelehr-

ingleichen den Lehrstand der Christen.

lehrsamkeit gebrauchen zu können. Er brachte es auch dahin, daß weit mehrere und bessere Schulen errichtet, die Jugend in und außerhalb derselben geschickter in der Religion, den Wissenschaften und Künsten unterrichtet, und diejenigen besonders, welche dereinst Lehrer der Religion abgeben wollten, zu diesem Amte auf die nützlichste Art vorbereitet wurden. — Außerdem machte er es den Christen begreiflich, daß der geheiligte Müßiggang, die Büßungen und andere Uebungen des Mönchsstandes, kein Dienst Gottes, sondern Aberglaube wären; und daß die unauflöslichen Gelübde, wodurch sich Personen beyderley Geschlechts an diesen Stand fesselten, als unnatürlich und sehr schädlich für sie und andere Menschen, aufgehoben werden müßten. — Besonders aber griff er denjenigen christlichen Lehrer an, der sich zum obersten Herrn und Fürsten aller Christen in Religions- und in weltlichen Angelegenheiten aufgeworfen hatte: den Papst. Luther machte die Christen auf den späten Ursprung, auf die schlimmen Hülfsmittel, und den unbeschreiblich großen Schaden der päpstlichen Herrschaft aufmerksam, durch welche so viele tausend Christen Freyheit und Leben, die christliche Religion und Kirche aber ihre erste Verfassung und Gemeinnützlichkeit verloren hatten. Er drang also mit dem lebhaftesten Eifer darauf, daß sich alle Christen von diesem unglücklichen Joche losmachen möchten.

Er wendet die Religion zum Besten der weltlichen Regierung an.

IX. Schon dadurch gewannen die weltlichen Fürsten, deren Ehre und Macht von diesem geistlichen Regenten so lange Zeit hindurch äußerst vermindert worden war, ungemein viel. Aber Luthern war es nicht

nicht darum zu thun, den Fürsten größere Gewalt, sondern nur diejenigen Rechte wieder zu verschaffen, welche sie in den ersten Zeiten des Christenthums gehabt hatten, und welche ihnen nach den Lehren dieser Religion gebühren. Er brachte es also den Christen von neuem ins Andenken, daß ihre Lehrer allerdings Unterthanen ihres Landesfürsten wären; — daß dieser die höchste Aufsicht über die ganze kirchliche Gesellschaft führe, zwar nicht um zu befehlen, wie jeder über die Religion denken müsse, (denn das bleibt seinem Gewissen vorbehalten, über welches Gott allein richtet;) sondern um die Wohlfahrt, Ruhe und Ordnung in jener zahlreichen Gesellschaft durch sein Ansehen zu erhalten; — und daß endlich die christliche Religion vielmehr die weltliche Regierung befestige, auch durch dieselbe die irdische Glückseligkeit der Menschen beförderе, als daß sie solche stören sollte. — Zugleich machte sich also Luther auch um die allgemeine bürgerliche Gesellschaft der Menschen, die durch Obrigkeiten, Gesetze, Gewerbe, Stände und Beschäftigungen von mancherley Art unter sich verbunden ist, sehr verdient. Indem er die Christen mehr Verträglichkeit in Religionssachen, oder vielmehr diese seit so vielen hundert Jahren vergessene Tugend zuerst wieder lehrte, verhalf er ihnen auch zu einer desto grössern Sicherheit des Lebens, zu einem gewissern und angenehmern Genuß irdischer Vorzüge, Rechte und Güter. Man durfte weiter, wenn man ihm, oder eigentlich den ältesten christlichen Grundsätzen, die er wieder aufweckte, folgen wollte, die Christen in dem Besitze von allem diesem nicht durch

einen Mißbrauch der Religion stören. Sie versüßte wieder jede erlaubte Freude, bedeckte aber keinesweges mehr, oder munterte Laster durch angebotene kirchliche Freysprechungen auf. — Besonders aber vereinigte Luther dadurch viele tausend Christen genauer und sanfter mit den übrigen, daß er für ihre Lehrer die völlig freye Erlaubniß, in den Ehestand zu treten, wiederherstellte, die denselben nach und nach, um einer vermeinten Heiligkeit willen, zuletzt aber aus listigen Ursachen war entrissen worden.

Größe und Werth aller dieser Religionsverbesserungen.

X. Alles dieses nun, was Luther vorschlug, empfohl und zu Stande brachte, wird die Reformation, das heißt, die durch ihn bewirkte Verbesserung der christlichen Religion und Kirche, ihres öffentlichen Gottesdienstes, ihrer Lehrer, ja überhaupt der Denkungsart und der Sitten der Christen in Absicht auf ihre Religion, genannt. Ob diese seine große Unternehmung eine wahre Verbesserung gewesen sey? — ob die Christen, welche sich derselben bedienten, wirklich weiser und glücklicher geworden sind? — und ob also die Reformation eine wichtige Wohlthat für die Menschen geworden sey? diese Fragen könnt ihr sogar selbst, meine Lieben, aus der bisherigen Erzählung, und durch Vergleichung dieses neuern Zustandes der Christen mit ihrem ältern beurtheilen. Es war aber auch in der That ein sehr schweres Werk, das Luther hiermit vollendete. Zwar wurde es einigermaßen dadurch befördert, daß unzähliche Christen schon lange sich nach einer solchen Religionsverbesserung eifrigst sehnten; — daß mehrere Fürsten in und außerhalb Deutschland dieselbe schützten; — daß bey-

nahe alle Gelehrte von freyen und trefflichen Einsichten solche billigten; — daß die zahlreichen Schriften, worinne er die dazu gehörigen Lehrsätze erklärte und vertheidigte, durch Hülfe der nicht lange vor ihm erfundenen Buchdruckerey, sehr geschwind in die allermeisten europäischen Länder kamen; — und daß es ihm auch nicht an Gehülfen bey dieser heilsamen Arbeit fehlte; die nach seiner Anweisung der Religion ein neues Licht und Leben zu verschaffen suchten: unter welchen Philipp Melanchthon, der gleichfalls auf der Universität Wittenberg lehrte, der liebenswürdigste, gelehrteste und nützlichste war. — Allein die Hindernisse, welche Luther auf seinem Wege fand, waren noch größer. Er hatte die fürchterliche Macht der Päpste gegen sich, die jeden Christen, welcher ihre Herrschaft angriff, noch eben so leicht ins Gefängniß, oder zum Tode führen lassen konnten, wie sie es sonst so häufig gethan hatten. Die mit den Päpsten innigst verbundene Geistlichkeit, besonders die an Ländern, Unterthanen und Einkünften reiche, welche das allermeiste von diesen durch Luthers Verbesserung des Lehrstandes verlieren sollte, wandte desto mehr alle ihre Kräfte dazu an, ihn zu unterdrücken. Weiter kostete es unbeschreibliche Mühe, bey vielen Christen den Aberglauben auszurotten, der, weil er so viel Gekünsteltes, für die Einbildungskraft Schimmerndes und Spielendes an sich hat, ihnen weit mehr gefiel, als die ernste, einfache Religion. Viele Fürsten gaben scharfe Gesetze wider Luthern und alle, die mit ihm einstimmig über das Christenthum dachten; weil man sie überredet hatte, daß er gefährliche Irrthümer ausbreite, und daß

Lehren,

Lehren, welche seit mehrern hundert Jahren eingeführt wären, von keinem Christen bestritten werden dürften. Es kam auch bald so weit, daß nicht nur **Luther und seine Anhänger** der äußersten **Leibes- und Lebensgefahr** ausgesetzt waren, sondern daß auch **nicht wenige** derselben blos darum hingerichtet wurden, weil sie öffentlich bekannten, daß sie die christliche Religion nicht mehr aus den Befehlen des Papstes und der Geistlichkeit, sondern lediglich aus dem göttlichen Unterrichte in der heiligen Schrift zu lernen entschlossen wären. — So starke Hindernisse, welche von Menschen der **Reformation** entgegengesetzt wurden, konnten gleichwohl ihre völlige Aufnahme von vielen tausend Christen, und alle ihre fruchtbare Anwendung nicht zurückhalten. Da nun hierbey auf die bessere Erkenntniß und Verehrung Gottes von allen Christen, überhaupt aber auf ihre Glückseligkeit so sehr viel ankam: so müssen wir glauben, daß diese **große Veränderung im Zustande der Christen,** nicht allein **dem** weisen und gnädigen **Willen Gottes** vollkommen **gemäß** war, sondern auch **von Ihm außerordentlich** gegen den mächtigsten Widerstand **unterstützt** worden ist.

Länder, in welchen Luthers Reformation aufgenommen wird.

XI. In Deutschland, wo sie ihren Anfang genommen hatte, **breitete sie sich** gleich in den ersten Jahren **durch alle Gegenden aus.** Besonders aber geschah dieses **in Ober- und Niedersachsen,** in den Ländern **am Rhein,** in **Franken,** Schwaben, Oesterreich und Böhmen. Vom Jahr 1525 an, nahmen zuerst die Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, nachher auch die Kurfürsten von Pfalz und **Brandenburg,** viele andere Reichsfürsten und Reichs-

städte

städte mit den Einwohnern ihrer Länder die Reformation an. Freylich fanden dabey die Fürsten und Obrigkeiten mancherley Vortheile, wie schon vorher gezeigt worden ist. Allein sie zogen sich auch dadurch Haß, Krieg und andere Gefahren zu; sie wandten die ansehnlichen Güter, die von dem Ueberfluß der Geistlichkeit auf sie zurückfielen, grossentheils zum Besten der Kirchen, Schulen und Lehrer an, und zeigten auch durch ihr Leben, daß sie die verbesserte Religion aus eifriger Ueberzeugung zu der ihrigen gemacht hätten. Ja ihre meisten Unterthanen erklärten sich noch früher für dieselbe, als die Fürsten selbst. So sehr fiel es Christen von allen Ständen, auch den unwissendsten, in die Augen, daß diese Religion mehr christlich und für den Geist brauchbar seyn müsse, als ihre bisherige. Daher hatten auch die Fürsten keine Gewalt nöthig, als sie dieses wiederhergestellte Christenthum in ihren Ländern einführten: sie durften nur den Einwohnern die längst gewünschte Freyheit ertheilen, sich zu demselben zu bekennen. Aber eben diese Religion würde den Fürsten nicht einmal erlaubt haben, Härte und Zwangsmittel zu ihrer Ausbreitung zu gebrauchen. Die evangelischen Fürsten in Deutschland vereinigten sich also zwar mit einander, um im höchsten Fall der Noth sich und ihre Unterthanen und Freunde bey dem Bekenntnisse dieses Glaubens gegen feindselige Angriffe, mit welchen sie lange bedroht wurden, selbst mit den Waffen zu schützen; dazu hatten sie auch als christliche Obrigkeiten ein gegründetes Recht. Hingegen bedienten sie sich niemals der Waffen, um andere Glaubensgenossen dadurch zur Annehmung ihrer

Religion

Religion zu nöthigen. — Diese fand gar bald auch in den allermeisten übrigen europäischen Ländern eine freywillige günstige Aufnahme. In Schweden, Dänemark und Norwegen bekannten sich die Könige mit ihren gesammten Unterthanen dazu. Sehr viele Christen in den Niederlanden, in England, Frankreich, Spanien, Italien, Ungarn und Polen traten zu dem evangelischen Glauben. Und in einigen dieser Länder hat sich noch eine große Anzahl von Anhängern desselben erhalten.

Er stirbt, wie er gelebt hat.

XII. Luther erlebte sehr viel von diesem glücklichen Fortgange der durch ihn wiederhergestellten Religion. Sein Tod erfolgte erst im Jahr 1546 zu Eisleben, in seiner Vaterstadt, wohin er eine Reise vorgenommen hatte. Er starb, wie er gelebt hatte, das heißt, standhaft im Bekenntnisse desjenigen Glaubens, den er versichert war, nach seinem besten Wissen und Gewissen aus der heiligen Schrift erlernt, aber auch im Leben ausgeübt zu haben; unter heißem Gebete, durch welches er seine Seele Gott übergab, und voll Hoffnung eines bessern ewigen Lebens. Man begrub seinen Leichnam in der Schloß- und Universitätskirche zu Wittenberg. Eine metallene Platte, welche sein Grab bedeckt, und auf welcher in wenigen Zeilen sein Name, sein Amt, das Jahr seines Todes und seines Alters, eingegraben sind, dieses und sein Bild an der nahen Wand ist es alles, was man daselbst zu seinem Andenken sieht. Aber kein dankbarer Christ nähert sich seinem Grabe, ohne an ihn anders, als an einen großen Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu denken. Die beste und würdigste Art, vortreffliche Männer zu loben

und zu ehren, ist diese, daß man ihrem Beyspiele, so viel es möglich ist, nachfolgt, und das Gute, welches sie gestiftet haben, mit angenehmer Erinnerung an sie genießt. Luther war einer der gelehrtesten, beredtesten und arbeitsamsten Lehrer seiner Zeit. Daß er es mit der Religion höchst aufrichtig gemeint habe, erkennt man schon daraus, weil er durch alles, was er für dieselbe that, nicht große Macht und Reichthümer, sondern lediglich die Ehre gesucht hat, das erste Christenthum wieder erneuert, und die Christen glücklicher gemacht zu haben. Man sieht es aber auch daran, weil er sich bey allem, was er lehrte, unveränderlich an das göttliche Wort hielt, und sowohl aus diesem, als aus seinem häufigen eifrigen Gebete, Stärkung und Trost in allen Anliegen des Lebens schöpfte. Ein solcher Mann mußte wohl wahre christliche Rechtschaffenheit besitzen; und die Handlungen seines Lebens bewiesen es ebenfalls. Gleich allen andern Menschen aber, hatte Luther auch seine Fehler. Unterdessen Fehler an großen Männern sind sehr lehrreich für die übrigen Menschen; Fehler an Christen, welche mit augenscheinlicher Redlichkeit alle ihre Jahre und Kräfte zum Besten der Religion angewandt haben, können nicht aus einem bösen Herzen kommen. So muß man auch von Luthern urtheilen. Man wirft ihm besonders vor, daß er überaus heftig und hitzig im Reden und in Schriften gewesen sey, wenn er über die Religion zu streiten hatte. Er selbst hielt dieses gar nicht für rühmlich; allein es fällt doch zugleich in die Augen, daß er es blos aus brennendem Eifer für die Religion gethan hat, die,

nach

nach seiner Meinung, von seinen Gegnern muthwillig verfälscht wurde. Bey einem Manne, der so ungemein viel Gutes gestiftet hat, das alle Christen, welche wollen, noch jetzt genießen, und immer genießen können, muß man seine Schwachheiten vergessen. Ueberdies kömmt es den Christen, die seiner Anweisung gefolgt sind, nicht darauf an, ob er auch einige Irrthümer oder Fehler an sich gehabt habe, sondern darauf, ob die Hauptlehren der Religion, welche er ihnen empfohl, wahres Christenthum sind, oder nicht?

Zwingel arbeitet in der Schweiz an der Verbesserung der Religion.

XIII. Zu gleicher Zeit mit Luthern stand auch ein Lehrer in der Schweiz, Ulrich Zwingel, (oder eigentlich Zwingli,) Prediger zu Zürich, auf, um das Christenthum in seinem Vaterlande gleichfalls zu verbessern. Er war auch ein sehr gelehrter, wahrheitliebender, muthiger und standhafter Mann, der eben so wie Luther, durch unermüdetes Forschen in der heiligen Schrift, erkannt hatte, es sey schon lange nicht mehr die Religion Christi, welche dafür ausgegeben würde. Bald sagte er dieses auch vor jedermann; und da ihm besonders der in der Schweiz seit dem Jahr 1518, eben so wie kurz vorher in Deutschland, verkaufte päpstliche Ablaß mißfiel, predigte er im Jahr 1519 öffentlich wider denselben. Man gab ihm Beyfall; er gieng weiter, und tadelte immer mehrere der gewöhnlichen Religionslehren und Gebräuche; seine Landesobrigkeit unterstützte ihn; er befreyte sich von der päpstlichen Oberherrschaft; und in wenigen Jahren war auch in seinem Vaterlande ein ziemlicher Haufe von Christen vorhanden, der es dankbar gestand, unter Zwingels Anführung die

erste

erste und älteste christliche Religion wieder gefunden zu haben. Es konnte nicht fehlen, daß er und Luther, ohne es im geringsten mit einander verabredet zu haben, ohne sogar einander zu kennen, fast in allem, was die eigentliche christliche Religion betraf, mit einander übereinstimmten. Denn sie hatten beyde die Absicht, diese Religion von allen unnützen menschlichen Zusätzen und Veränderungen zu reinigen: und das durch ihre einzige lautere Quelle, die heilige Schrift.

Worinne er und Luther von einander abwichen?

XIV. Daher gieng auch Zwingel nur in Ansehung Einer Glaubenslehre von Luthern ab: in der Erklärung der Lehre vom Abendmahl Jesu. Er glaubte, das Brodt und der Wein in demselben, die durch Gebet zum heiligern Gebrauche gesegnet worden, wären nur Sinnbilder und Zeichen, bey deren Genusse sich die Christen des Leibes und Blutes Christi, oder der durch seinen Tod geschehenen Erlösung, gläubig erinnern sollten; — da hingegen Luther behauptete, die Worte des Heilandes sagten weit mehr, nämlich, daß mit jenem Brodte und Weine der Leib und das Blut Christi wirklich dargereicht würden. Beyde suchten durch ihre Erklärung den andächtigen Genuß des heiligen Abendmahls bey den Christen zu erleichtern und zu stärken. Und da sie dieselben auf die heilige Schrift verwiesen, um selbst daraus zu lernen, welche Meinung die richtigste sey: so war diese Uneinigkeit eine neue Erinnerung für die Christen, sich in Religionslehren nicht blos an die Aussprüche ihrer Lehrer, sondern vornehmlich an das Wort Gottes zu halten. — Außer dieser einzigen wichtigen Verschiedenheit zwischen Luthern und Zwin-

geln, gab es keine andere: und daraus erkannten eben die Christen, daß beyde die Wahrheit an einerley Orte suchten, wo man sie mit einem aufrichtigen Herzen gewiß finden muß. Zwar schaffte der schweizerische Lehrer alle in den Kirchen befindliche Bilder, die Orgeln, die Lichter und andere Gebräuche oder Zierrathen in denselben ab, die entweder zum Aberglauben gedient hatten, oder doch bey dem ältesten, ganz ungekünstelten Gottesdienste der Christen nicht vorhanden waren; — anstatt daß Luther vieles davon mit einem unschädlichen frommen Gebrauche beybehalten wissen wollte. Eben so führte auch Zwingel eine völlige Gleichheit des Ansehens unter allen christlichen Lehrern der von ihm gestifteten Gemeine ein, weil auch in den ersten Zeiten des Christenthums kein Unterschied zwischen ihnen gewesen war. Luther aber schlug um der guten Ordnung willen vor, einige Lehrer zu Vorgesetzten und Aufsehern der übrigen zu machen: eine Einrichtung, welche auch sehr zeitig unter den Christen getroffen worden war. Doch über alle diese äußerliche Anstalten hatten Christus und seine Apostel nichts Gewisses für alle Zeiten vorgeschrieben; sondern es den Christen überlassen, dasjenige zu wählen, was die Ehre und Nutzbarkeit ihrer Religion befördern könnte.

Zwingel stirbt für sein Vaterland.

XV. Zwölf Jahre lang hatte Zwingel solchergestalt mit redlichem Eifer und unverdrossener Arbeitsamkeit, unter vielen Gefahren, die wahre christliche Lehre und Kirchenverfassung wiederherzustellen gesucht, als er im Jahr 1531 in einem Kriege, welchen sein Vaterland, der Canton Zürich, gegen fünf andere Cantons zu führen hatte, das Leben verlor.

Er

Er begleitete, auf Befehl seiner Obrigkeit, als Feldprediger, die Hauptfahne seines Vaterlandes zur Schlacht. Diese fiel unglücklich für die Züricher aus; aber Zwingel blieb, da seine meisten Landsleute sich flüchteten, mit wenigen, die sich noch vertheidigten, auf dem Schlachtfelde. Er wurde verwundet, sah nun, daß er dem Tode nicht entgehen könne, rief jedoch mit christlicher Standhaftigkeit aus: **Welch Unglück ist denn das? Den Leib können sie wohl tödten; aber die Seele nicht!** Und so endigte er auch sein Leben unter beständigem Gebete, als ihn seine Feinde gleich darauf umbrachten. Mit seinem Tode hörten die Früchte seiner Predigten, Schriften und anderer edeln Handlungen nicht auf. Er hatte es nebst einigen gleichgesinnten Lehrern dahin gebracht, daß in den Cantons Zürich, Bern, Basel, Schafhausen und in andern schweizerischen Ländern die von ihm gereinigte Religion größtentheils eingeführt wurde. Nach und nach bekannten sich auch viele Tausende in dem benachbarten Frankreich, in Italien, Deutschland, in den Niederlanden, in England und Schottland, und in andern europäischen Reichen, zu derselben. Man nannte seine Anhänger **Zwinglianer**; in Frankreich, spottweise, **Hugonotten**, von einem alten Könige dieses Reichs, **Hugo**; ihr gemeinster Name aber, an welchen überhaupt alle ein Recht hatten, welche die christliche Religion, die bisher durch die Menschen so viel gelitten hatte, zu verbessern suchten, war der Name **Reformirten**.

Ausbreitung der von ihm errichteten Gemeine.

XVI. Einer von denen, welche, durch Luthers und Zwingels Beyspiel aufgemuntert, über die Religion nachdachten, und sie nach ihrer Anweisung von neuem aus der heiligen Schrift zu schöpfen sich bemühten,

Calvin setzt Zwingels Reformation fort.

ten, war Johann Calvin, ein sehr scharfsinniger und beredter Franzose, der ohngefähr dreyßig Jahre nach Zwingeln, als Prediger und Lehrer der Religionswissenschaft zu Genf in der Schweiz, verstorben ist. Er arbeitete ungemein glücklich an der Ausbreitung der Reformation in der Schweiz und in Frankreich. Da er aber von jenem schweizerischen Lehrer in zwo Glaubensmeinungen abgieng, so hat man diejenigen Reformirten, welche ihm Beyfall gaben, auch wohl Calvinisten genannt. Calvin näherte sich nämlich Luthern einigermaßen in der Erklärung des heiligen Abendmahls, indem er behauptete, daß fromme Christen in demselben den Leib und das Blut Christi zu einem geistlichen Genusse empfiengen. Aber er entfernte sich sowohl von Luthern als von Zwingeln darinne, daß er glaubte, in der heiligen Schrift gefunden zu haben, Gott wähle blos nach seinem Wohlgefallen, ohne auf die Eigenschaften und das Verhalten der Menschen zu sehen, eine Anzahl derselben, die er selig machen wolle, und andere hingegen, die ewig unglücklich seyn sollten. Ihr dürft euch nicht darüber verwundern, meine Lieben, daß christliche Lehrer, welche die Religion in der heiligen Schrift aufsuchten, dennoch mit einander nicht völlig einig waren. Sie waren es in den wichtigsten und unentbehrlichsten Grundsätzen der Religion, wenn sie es gleich nicht in allen Meinungen waren oder seyn konnten. Das heißt: in der allgemeinen Denkungsart über das Christenthum stimmten sie mit einander überein; sie glaubten alle, daß man es blos auf das Zeugniß Gottes in seinem Worte annehmen müsse; daß nur durch Christum Vergebung der Sünde, Gewissens-

wissensruhe und Seligkeit erlangt werden könne; daß es zwar etwas Großes und Nothwendiges sey, richtig zu glauben und Gott recht zu erkennen; ein heiliges Leben aber ein eben so unentbehrliches Merkmal eines wahren Christen sey; und dergleichen mehr. Aber in der Erklärung einzeler Religionslehren, folgte jeder seinen Einsichten in den Verstand der heiligen Schrift. Hätten sie das nicht gethan, sondern sich und andere Christen gezwungen, dem ersten und frühesten unter ihnen in allen seinen Meinungen nachzufolgen: so würden sie eben dieselbe Freyheit in Religionssachen, welche sie wiederherstellen wollten, selbst vernichtet haben. — Daher entstand auch noch eine dritte Gemeine, welche zwar in der Hauptsache sehr viel Aehnliches mit den von Luthern und Zwingeln gestifteten hatte, aber in einigen Meinungen die Mittelstraße zwischen diesen beyden trat. Das ist die englische Kirche, welche um das Jahr 1560 ihren Anfang nahm. Ihre Mitglieder halten besonders dafür, daß keine christliche Gemeine ohne Bischöfe seyn dürfe, weil diese so zeitig unter den Christen aufgekommen sind. Doch die Evangelischen selbst haben, wenn sie gleich diese kirchliche Einrichtung nicht für äußerst nothwendig ansehen, dieselbe gleichwohl in Dänemark, Norwegen und Schweden beybehalten. In andern Ländern aber haben sie wenigstens ihre Lehrer in ein verschiedentliches Ansehen über einander gesetzt; und der lateinische Name, Superintendent, den einige derselben führen, bedeutet eben so viel, als der griechische Name Bischof: nämlich einen Aufseher.

Reformation in England.

XVII. Alle diese Christen und Gemeinen, welche nicht länger unter der Herrschaft der Päpste stehen,

Ursprung des Namens: Protestanten.

hen, noch überhaupt von Menschen Befehle über Religion und Gewissen annehmen wollten, bekamen nach und nach den gemeinschaftlichen Namen der Protestanten. Denn weil die evangelischen Fürsten und andere Reichsstände in Deutschland, im Jahr 1529, gegen einen Schluß oder Befehl des damaligen Reichstags zu Speyer protestirt, das heißt, sich erklärt hatten, sie könnten demselben nicht gehorchen, indem er die Religionsfreyheit, die sie von Gott erhalten hätten, einschränken und hindern sollte: so wurden sie nachmals von ihren Gegnern Protestanten genannt. Dieser Christen und Gemeinen nun wurden noch vor dem Jahr 1600 überaus viele in Europa; und es hatte das Ansehen, als wenn endlich die allermeisten Christen, aus ungezwungener Entschließung, sich eben dieser altchristlichen Freyheit wieder bedienen würden. Allein diese überall rege gewordene Begierde der Christen hörte endlich in verschiedenen Ländern auf sich zu zeigen; denn sie wurde mit der äußersten Gewalt unterdrückt und bestraft. Die Päpste und die ihnen getreue Geistlichkeit, die durch die Reformation so sehr viel an Herrschaft, Unterthanen und Einkünften verloren, hinderten deswegen den weitern Fortgang derselben mit allen Kräften. Gesetze, Drohungen, Leibes- und Lebensstrafen, alles mußte ihnen dazu dienen, es zu verhüten, daß nicht immer mehr Christen von ihnen abfielen; oder auch diejenigen, welche es bereits gethan hatten, durch die heftigste Furcht und zugefügtes Elend wieder unter ihren Gehorsam zu nöthigen. Manche Fürsten standen ihnen hierinnen durch ihre Macht bey; und so sind ohngefähr vom Jahr 1520, bis

Gewaltsame Verhinderungen der Ausbreitung der Reformation.

bis gegen 1600 hin, viele tausend Protestanten, besonders in Frankreich, Spanien, Italien, in den Niederlanden und in England, verfolgt, gemartert, verbrannt, oder auf andere Art hingerichtet worden. Ein König von Frankreich ließ sogar im Jahr 1572 in Einer Nacht alle seine protestantische Einwohner zu Paris, welche ruhig auf sein eidliches Versprechen schliefen, an der Zahl dreyßig tausend, überfallen und ermorden. Ein anderer französischer König vertrieb, ohngefähr vor hundert Jahren, einige hundert tausend seiner protestantischen Unterthanen aus seinem Reiche; nahm den Zurückbleibenden, die noch weit zahlreicher waren, alle Freyheit und Uebung ihrer Religion, die er doch selbst und seine Vorfahren ihnen mehrmals bestätigt hatten; nöthigte auch eine große Menge derselben, durch mancherley Drangsalen und Qualen, ihren Glauben zu verlassen. Diese verfolgende Fürsten, Päpste und Geistlichen bildeten sich freylich ein, daß sie die Ehre ihrer Religion, und Gottes selbst, an vermeinten Ketzern rächen müßten. Allein sie bedachten nicht, daß ein solcher Eifer, nach den Vorschriften Jesu beurtheilt, unchristlich sey; daß sie dadurch den Protestanten nur mehr Abneigung gegen sich und ihre Religion beybrächten, und daß überhaupt Gewalt in Dingen des Verstandes und Gewissens ein Merkmal von Unverstand oder von einer bösen Sache sey, die sich nicht durch Ueberzeugung und freywilligen Beyfall retten lasse.

Erweiterung und bleibender Werth der Reformation.

XVIII. Daher bestärkten sich auch die Protestanten, mitten unter diesen Bedrückungen, desto mehr in dem Vorsatze, die wichtigen Vortheile, welche sie

sie mit so vieler Gefahr erworben hatten, zu vertheidigen, und immer besser zu nützen. Sie sahen wohl ein, daß Luther, Zwingli und ihre Gehülfen nur eigentlich einen großen und sehr glücklichen Anfang zur Verbesserung der Religion und der Christen selbst, gemacht, doch aber zugleich die Mittel gezeigt hätten, mit welchen man es in dieser heilsamen Beschäftigung immer weiter bringen könnte. Freylich stellten sie die Hauptlehren des Christenthums dadurch völlig wieder her, daß sie jedermann darauf verwiesen, den göttlichen Lehrer desselben in der heiligen Schrift selbst zu hören. Allein es war so lange Jahrhunderte hindurch an diesen Lehren so viel gekünstelt und verändert worden, daß die unzählichen falschen Erklärungen und Anwendungen derselben nicht in kurzer Zeit entdeckt oder getilgt werden konnten. Es gab außerdem bey dem christlichen Lehramte, beym Gottesdienste und dem ganzen Zustande der Christen ungemein vieles zu verbessern, das aus Mißverstand der wahren Religion entstanden war, und nur nach und nach ausgerottet werden konnte, weil es sich viel zu tief eingewurzelt hatte. Dazu kam noch dieses, daß leicht voraus zu sehen war, es würden auch bey den Anhängern der Reformation, neben den Ueberbleibseln alter Irrthümer und Mißbräuche, neue empor kommen, die zumal in den erhabenen Religionskenntnissen, bey der menschlichen Schwachheit, unvermeidlich sind. Und das ist eben noch stets der vorzüglich schätzbare Werth der Reformation. Sie hat diejenigen Grundsätze ausgebreitet und eingeführt, durch welche die Christen, sie mögen sich auf irgend eine Art, und noch so oft von dem geraden Wege ihrer Religion entfernen,

fernen, sehr bald und gewiß auf denselben zurückgeführt werden können. Die Protestanten also gaben sich alle Mühe, die Reformation für sich immer nützlicher zu machen. Daß sie es ihnen gleich geworden war, sah man unter andern auch daraus, weil sie nach den Vorschriften der wieder erkannten christlichen Frömmigkeit zu leben sich bestrebten. Die christliche Religion wirkte abermals, wie in ihren allerersten Zeiten, ungehindert alles Gute in den Gesinnungen und Sitten der Menschen: und das ist das sicherste Merkmal, daß sie unverdorben sey. Aber die Protestanten suchten auch in der Erkenntniß der Religion immer mehr zu wachsen, und zur geschickten Vertheidigung derselben sich tüchtig zu machen. Deswegen gebrauchten sie, so viel es nur möglich war, alle Wissenschaften und feinere Künste zum Dienste der Religion; so wie sie von dieser hinwiederum Schutz, Licht und Vollkommenheit für die Gelehrsamkeit nahmen. Sie haben eine große Menge guter, und sogar vortrefflicher Schriftsteller und Bücher für die Religion hervorgebracht. Mit Hülfe ihrer Religion haben sie nützliche Bürger, Unterthanen, Kinder, mit einem Worte, sehr viele hochachtungswürdige Menschen von allen Ständen gezogen, und sie eben durch diese Früchte den übrigen Christen noch mehr empfohlen.

Fehler der protestantischen Christen.

XIX. Dennoch gieng es auch ihnen öfters, wie kurz vorher von den Menschen überhaupt bemerkt worden ist. Die Protestanten warfen zwar die alten irrigen Vorstellungen von der Religion größtentheils weg; allein es blieb noch manches davon, besonders bey einem Theil von ihnen, übrig; und neue Ausschweifungen,

irrige Meinungen oder üble Gewohnheiten, kamen unter ihnen selbst häufig zum Vorschein. So hatten sie zwar niemals eine gewaltsame Ausbreitung ihrer Lehrsätze gebilligt. Aber doch hielten es die meisten von ihnen lange genug für Recht, daß man Ketzer, oder Christen, denen man grobe Verfälschungen ihrer Religion zuschrieb, mit empfindlichen Leibesstrafen belegte, auch wohl gar zuweilen hinrichtete. Die Gemeinen der Protestanten, die in einigen Lehren oder Gebräuchen von einander abgiengen, nahmen feindselige und gehäßige Gesinnungen gegen einander an; da sie sich vielmehr genauer mit einander hätten vereinigen sollen, weil sie auf einerley Grund erbauet worden sind. Viele gottesdienstliche Cärimonien wurden noch ferner für sehr nothwendig und kräftig gehalten, die entweder überflüßig waren, oder nur darum anfänglich geduldet wurden, um nach und nach abgeschafft zu werden. Der ältere Aberglaube erhielt sich bey vielen Protestanten in demjenigen, was sie von Zauberern und Hexen, von Gespenstern und andern seltsamen Vorfällen oder Erscheinungen dachten, anstatt daß sie es der Weisheit und Güte Gottes hätten zutrauen sollen, daß Er weder bösen Geistern, noch verstorbenen Menschen die Macht ertheilen werde, sie zu verführen oder zu beunruhigen: da beydes durch sie selbst, oder durch andere lebende Menschen, nur zu oft geschieht. Es kam sogar bey vielen Protestanten so weit, daß sie glaubten, es sey genug, wenn sie alles, was die heilige Schrift von Gott und dem Menschen lehrt, weit besser wüßten, und mit mehr Ueberzeugung für wahr hielten, als andere Christen, ohne daß sie auch ein solches Leben

ben führten, wie das göttliche Wort von ihnen fordert. Sie überlegten nicht, daß Rechtgläubigkeit, wenn sie nicht mit Rechtschaffenheit des Herzens und Lebens verbunden ist, wenig helfe, aber auch die Schuld und Verantwortung der Menschen vergrößere. Selbst viele Lehrer der Protestanten begiengen mit der besten Absicht doch mancherley Fehler beym Vortrage der Religion, wodurch die Nutzbarkeit derselben sehr gehindert wurde. So erklärten sie in ihren Predigten selten auf eine faßliche Weise das Wort Gottes; sondern legten vielmehr über dasselbe ihren Zuhörern mannichfaltige Gelehrsamkeit, sinnreiche Gedanken, Streitigkeiten und andere Dinge vor, welche sie weder erwarten noch brauchen konnten. Und gleichwohl ist nur diejenige eine wahrhaftig christliche Predigt, die jeder Zuhörer, auch der ungelehrte, für den Zustand seiner Seele nutzen kann.

Verbesserung derselben.

XX. Da dergleichen Mißbräuche unter den Protestanten, besonders immer stärker nach dem Jahr 1600, aufkamen, fanden sich auch bald weise Männer genug bey ihnen, welche ernstlich darauf drangen, daß solche abgeschafft werden müßten. Ihr eignes Beyspiel, ihr mündlicher Unterricht und ihre Schriften brachten es endlich dahin, daß sie ihren Endzweck grossentheils erreichten. Merkwürdig ist es unter andern, daß gegen das Jahr 1700 gleichsam eine zweyte Reformation oder Verbesserung vieler Mißbräuche in der evangelischen Kirche angestellt worden ist. Ihr Stifter war hauptsächlich Philipp Jacob Spener, Prediger zu Frankfurt am Mayn, zu Dresden und endlich zu Berlin; obgleich auch andere treffliche Männer, durch ihn aufgemuntert, daran arbeiteten. Dadurch

durch geschah es, daß ein neuer Eifer für die Gottseligkeit unter den Evangelischen erweckt wurde, und viele von ihnen sich entschlossen, die Religion nicht mehr blos in ihrem Verstande wohnen zu lassen. Ein fleissigeres und nützlicheres Forschen in der heiligen Schrift wurde weit gewöhnlicher als vorher. Das gereichte sogleich den Predigten zum Vortheil, welche mehr biblisch, allgemein verständlich und rührend, auch von allem entbehrlichen Schmucke frey wurden. Man fieng an, die Freyheit zu denken, lehren und schreiben, die seit geraumer Zeit unter den Evangelischen überaus eingeschränkt worden war, dergestalt wiederherzustellen, daß sie von gewissenhaften und scharfsinnigen Männern zum Besten der wichtigsten Religionsuntersuchungen angewandt werden konnte. Die noch übriggebliebene Erbitterung gegen anders denkende Christen wurde ziemlich aufgehoben, und der Verfolgungsgeist konnte sie seitdem nicht mehr so leicht treffen. Auch hörte man nach und nach auf, sich von abergläubischer Furcht vor unsichtbaren Feinden regieren zu lassen. Man verbrannte nicht mehr unschuldige oder schwachsinnige Menschen, wegen der Beschuldigung der Zauberey. Kurz, nicht allein bey den Evangelischen, sondern auch unter den Reformirten, wurden in den neuern Zeiten manche Flecken getilgt, oder doch vermindert, und auf eine geraume Zeit weggewischt, welche die Kenntniß und Ausübung der Religion verunstaltet hatten. Daran hat man noch bis auf unsere Tage unter den Protestanten von einer Zeit zur andern zu verbessern. Sie werden eben so gut Menschen bleiben, und kleinen oder großen Irrthümern ausgesetzt seyn, wie andere Christen;

sten; aber in ihren Gemeinen werden auch alle Abweichungen von der Religion stets am leichtesten eingesehen und gehoben werden, weil ihnen die unaufhörlich fruchtbaren Grundsätze der Reformation immer zu Diensten stehen.

XXI. Sie hatten sich freylich, wiewohl ungern, diejenigen Christen zu Feinden gemacht, die noch ferner den Papst als ihr Oberhaupt verehrten, und nur eine geringe Verbesserung in Religions- und Kirchensachen, nicht im eigentlichen Glauben, für nothwendig hielten. Diese nennen sich die römischkatholischen Christen, das heißt, die Anhänger der rechtgläubigen römischen Kirche. Lange haben sie versucht, den Protestanten die Religionsfreyheit zu entreißen, welche von diesen immer als ihre kostbarste Besitzung angesehen wurde. Nachdem sie aber dieses in einigen Ländern wirklich mit Gewalt ausgerichtet hatten, haben sie doch immer mehr gesehen und empfunden, daß sich zwar das öffentliche Religionsbekenntniß der Protestanten durch Befehle und Strafen unterdrücken lasse; daß aber die christlichen Grundsätze derselben unter ihnen selbst, den Römischkatholischen, einen unaufhaltsamen Fortgang erhielten, und zum Theil erhalten müßten. Von den Zeiten der Reformation an, bis auf die unsrigen, hat es in der römischkatholischen Kirche viele rechtschaffene Männer gegeben, welche es einsahen und gestanden, daß Mißbräuche genug in derselben zu verbessern wären. Zwar kam ihnen eine durchgängige Reformation zu schwer, und beynahe unmöglich vor; doch stifteten sie nach und nach unter ihren Glaubensgenossen viel Gutes. Sie gaben Gelegenheit,

Zustand des Christenthums bey den Römischkatholischen.

daß

daß wenigstens ein kleiner Theil der heilsamen Freyheit in Sachen des Verstandes und Gewissens, welche die Protestanten wiederhergestellt hatten, auch in einigen römischkatholischeu Ländern, wie zum Beyspiel in Frankreich, einigermaßen auch in Italien und Deutschland, sich regen durfte. Viele alte abergläubische Gebräuche, Meinungen und Erzählungen wurden hin und wieder abgeschafft, oder doch erträglicher ausgelegt. Ihr ganzer Lehrbegriff wurde gemildert, von verständigen und gelehrten Männern immer besser erklärt. Die Lehrer dieser Kirche befleißigten sich in manchen Ländern einer gründlichern Religionswissenschaft und einer nützlichern Fähigkeit zu predigen. Der grausame Religionshaß gegen die Protestanten verlor sich allmählich bey vielen tausend Römischkatholischen, auch Geistlichen derselben; und sie lernten wieder, was man so lange vergessen hatte: daß alle Christen unter einander Brüder sind. Die Fürsten dieser Kirche gelangten von neuem zu einigen wichtigen Rechten, die ihnen durch Mißbrauch der Religion waren entzogen worden. Selbst die fürchterliche Macht der Päpste ist immer mehr eingeschränkt worden: einige derselben haben auch liebreich, wie es Lehrern gebühret, die Christen ihrer Kirche zu leiten, ihre Begriffe und Sitten zu bessern gesucht; ob sie gleich selbst noch stets weltliche Fürsten und Befehlshaber aller Christen ihrer Kirche geblieben sind. Alle diese vortheilhaften Veränderungen der römischkatholischen Gemeinen machen zwar nur erst einen geringen Anfang aus. Aber doch sind sie ein redender Beweis von der Nothwendigkeit der durch die Protestan-

ten angestellten Reformation. Sie nähern beyde einander entgegengesetzte Kirchen täglich mehr; und vielleicht kömmt einst die glückselige Zeit, da die Unterscheidungsnamen, Katholiken, Evangelischlutherische und Reformirte, aufhören können, und nur der Name Christen übrig und nöthig ist, weil sie alle auf dem einzigen Wege fortgehen, den ihnen ihr gemeinschaftlicher Lehrer Christus gezeiget hat.

Schicksale der griechischen Christen.

XXII. Außer diesen drey großen Gemeinen der Christen, deren Namen ihr, meine Lieben, am häufigsten werdet nennen hören, und zu deren einer ihr ohne Zweifel auch gehöret, hat sich noch eine sehr zahlreiche erhalten, die eigentlich die älteste unter allen christlichen Gemeinen ist. Sie heißt die griechische Kirche, weil sie gleich mit dem Anfange des Christenthums in den asiatischen und benachbarten europäischen Ländern, wo Griechisch gesprochen wurde, zum Theil auch noch gesprochen wird, war errichtet worden. Auch war sie sonst unter dem Namen der morgenländischen Kirche bekannt, eben weil die gedachten Länder gegen Morgen zu gelegen sind. Viele hundert Jahre nach einander, stand sie mit den übrigen christlichen oder abendländischen Gemeinen in einer genauen Uebereinstimmung des Glaubens und der vornehmsten kirchlichen Einrichtungen. Nach dem Jahre 800 wurden zuerst sehr heftige Streitigkeiten und Beschuldigungen beyder Hauptkirchen gegen einander erregt. Aber nach dem Jahre 1000 trennten sie sich allmählich ganz, oder hoben alle kirchliche Gemeinschaft mit einander auf. Das allermeiste, worüber sie mit einander uneinig geworden waren, hatte nicht so gar viel zu bedeuten. Die grie-

chischen

chischen Christen waren nach und nach, eben sowohl als die abendländischen, von dem ersten reinen Christenthum in vielen Stücken, besonders in abergläubischen Gebräuchen und Uebungen der Andacht, abgewichen; obgleich unter den erstern mehr Gelehrsamkeit und Einsicht bey Christen von allen Ständen übrig blieb, als unter den letztern. Weil aber beyde in manchen kirchlichen Einrichtungen und Gewohnheiten, auch in einer Glaubensfrage, die aber keine der wichtigsten war, von einander abgiengen: so machten sie sich darüber bittere Vorwürfe, als wenn dieser Unterschied grobe Irrthümer des Glaubens beträfe. Der Widerwille zwischen beyden Kirchen stieg dadurch auf das höchste, weil die Päpste auch die griechischen Christen nöthigen wollten, sich ihnen zu unterwerfen, nachdem sie die abendländischen dazu gezwungen hatten, bey jenen aber einen beständigen Widerstand dagegen antrafen. — Die griechische Kirche verlor unterdessen immer mehr von ihrem äußerlichen Wohlstande durch die Eroberungen der Araber und Türken im griechischen Kaiserthum; vornehmlich aber, nachdem dieses von den Türken im Jahr 1453 gänzlich unter ihre Botmäßigkeit gebracht worden war. Seitdem leben zwar noch immer viele hundert tausend griechische Christen in den europäischen und asiatischen Ländern des türkischen Reichs, denen es auch vergönnt ist, ihren öffentlichen Gottesdienst, selbst zu Constantinopel, zu halten. Doch haben Furcht, Zwang und zuweilen auch Gewaltthätigkeiten, welche sie unter dieser Regierung der Muhammedaner fühlen, ihren Muth und Eifer für die Religion und die Wissenschaften

größten=

größtentheils niedergeschlagen. Viele andere griechische Christen wohnen bis jetzt mit mehrerer Freyheit im venetianischen Gebiete, in Ungarn, Polen und andern Ländern christlicher Fürsten. Aber dasjenige Reich, wo ihr Glaube und ihre Kirche schon seit vielen hundert Jahren herrschend und uneingeschränkt sind, ist das rußische. Die Fürsten desselben und der größte Theil der Einwohner bekennen sich zur griechischen Kirche. Sie stehen daher auch in kirchlicher Gemeinschaft mit dem Patriarchen von Constantinopel, welcher seit langer Zeit der oberste Lehrer und Aufseher aller griechischen Gemeinen ist, aber sich niemals zum Herrn und Gesetzgeber derselben aufzuwerfen versucht hat. Die rußischgriechische Kirche war in den ältern Zeiten, noch mehr als die abendländischen christlichen Gemeinen, in Unwissenheit und Aberglauben verfallen, womit sich auch harte Gesinnungen gegen andere Christen vereinigt hatten. Allein nach dem Jahr 1700 ist viele gute Erkenntniß des Christenthums durch geschickte Lehrer in derselben ausgebreitet, und mancher Mißbrauch verbessert worden. — Die griechischen Christen unterscheiden sich zwar darinnen von den Protestanten, daß sie den Gemälden der Heiligen eine gewisse Verehrung erweisen, und manche andere später aufgekommene Andachtsübungen oder Religionslehren annehmen. Aber sie entfernen sich auch von den Römischkatholischen in vielen Stücken, und besonders, indem sie die Meynung derselben verwerfen, daß Ein Bischof das befehlende Oberhaupt der ganzen christlichen Kirche sey.

XXIII. Noch haben sich einige andere kleinere Gemeinen von Christen in den neuern Jahrhunderten

Es entstehen andere kleinere Gemeinen

unter den Christen. ten erhoben, und von den übrigen bisher beschriebenen abgesondert; auch unter dem Schutze derjenigen edeln Freyheit, über die Religion zu denken und zu lehren, welche Europa den **Protestanten** zu danken hat. Zwar ist an den Lehrsätzen und Anstalten dieser Gemeinen einiges mit Rechte getadelt worden; sie haben auch wohl wichtige Lehren des Christenthums angegriffen; allein auch daraus ist der wahre Nutzen geflossen, daß man die ernste und genaue Untersuchung von allem, was zur Religion gehört, desto häufiger angestellt hat; und bisweilen haben diese Religionspartheyen den übrigen Christen merkwürdige Erinnerungen gegeben. So ist bald nach dem Jahr 1500 die Parthey der **Wiedertäufer** entsprungen, welche jetzt von einem ihrer Lehrer, **Menno**, die **Mennoniten** genannt werden, und besonders in Holland und England, in einer ziemlichen Anzahl, ihre freye Religionsübung genießen.

Wiedertäufer. Diese behaupten, daß nicht kleine Kinder, sondern blos Erwachsene, die bereits sagen und erklären könnten, an wen, und was sie glaubten, die heilige Taufe empfangen dürften. Ihr mögt aber selbst urtheilen, meine Lieben, die ihr bereits die Lehre Jesu kennet, ob dieses sein Wille gewesen sey. Er versicherte, daß die Kinder Antheil an allen seinen Wohlthaten hätten; er stellte ihren unschuldigen und unverdorbenen Sinn den erwachsenen Christen zum Beyspiel dar: und er sollte nicht befohlen haben, daß sie frühzeitig in die glückselige Gesellschaft seiner gläubigen Verehrer aufgenommen werden möchten? Freylich brauchen sie nachmals einen desto fleißigern Unterricht über die Religion, wenn ihnen die Taufe recht heilsam werden soll. Aber eines solchen Unterrichts

sind die meisten Menschen ihr ganzes Leben hindurch benöthigt. — Gegen das Jahr 1650 kam die Parthey der **Quäker** in England zum Vorschein. Sie erhielten ihren Namen von dem englischen Worte, **quäken**, das heißt, **zittern**, weil sie ihren Feinden die Warnung zuriefen: **Zittert vor dem Herrn!** Das sind Leute, welche von der heiligen Schrift, vom christlichen Lehramte und vom öffentlichen Gottesdienste sehr wenig halten; aber desto mehr von stillen Betrachtungen über Gott und sich selbst, die unter einer gänzlichen Abwendung ihrer Sinne von allen äußerlichen Dingen angestellt werden. Sie beobachten auch viele gewöhnliche Sitten und Gebräuche der Höflichkeit nicht; nennen jedermann Du, ziehen vor niemanden ihren großen, über das Gesicht hängenden Hut ab; verachten alle Zierlichkeit und Pracht der Kleidung, und suchen überhaupt durch ein ungekünsteltes und strengeres tugendhaftes Leben sich hervorzuthun. In der That beschämen sie dadurch viele der übrigen Christen, besonders auch durch die Redlichkeit im Handel und übrigen Umgange, die ihnen eigen ist. Sie haben sich auch außerhalb England, im mitternächtigen Amerika ausgebreitet, und daselbst **Pensilvanien**, (das sie unter dem Schutze der Könige von England seit ohngefähr hundert Jahren besaßen, das nun aber auch einer von den Amerikanischen Freystaaten geworden ist,) aus einem wüsten, blos waldigten Lande, zu einem der blühendsten und am besten eingerichteten gemacht. — Endlich ist vor etwas mehr als sechzig Jahren unter den Evangelischen in der Oberlausitz die **Brüdergemeine**, wie sie sich genannt wissen will, weil geflüchtete **Mährische Brüder**, oder Nachkom-

Quäker.

Brüdergemeine, oder Herrnhuter.

men der Hußiten in Mähren und Böhmen, die erste Anlage dazu hergaben, entstanden. Man nennt sie aber meistentheils die Gemeine der Herrnhuter, weil ihr erster Sitz ein kleiner Ort, nicht weit von Zittau, war, der an dem dortigen Hutberge angelegt worden ist, und davon den Namen Herrnhut bekommen hat. Ihr Stifter, der Graf Nicolaus Ludwig von Zinzendorf, hatte zur Hauptabsicht, Christen, welche nicht in allen Lehren ihrer Religion einig wären, durch die einzige Hauptlehre von der Erlösung Christi mit einander zu vereinigen, ihnen von dieser und andern Lehren sinnlichrührende Empfindungen beyzubringen, und alle Mitglieder seiner Gemeine in einer strengen äußerlichen Frömmigkeit zu erhalten. Nun machte er zwar aus den Begriffen und Gesinnungen der Religion zu sehr ein Spiel der Einbildungskraft und der Sinne; anstatt daß sie eigentlich eine Beschäftigung für den Verstand und das Herz seyn sollte. Gleichwohl ist es immer rühmlich, daß er eine Gesellschaft von Christen errichtet hat, die wenigstens alle frey von ärgerlichen Ausschweifungen, sich einer eifrigen Gottseligkeit gemeinschaftlich befleißigen. Sie hat sich in Deutschland und andern Europäischen Ländern, auch bis nach Amerika, ausgebreitet; in den neuesten Zeiten sich ganz zum Lehrbegriffe der Evangelischen Kirche bekannt; die Fehler ihres Stifters immer glücklicher aufgehoben, mehr Werth auf Gelehrsamkeit gelegt, und sich durch edle Einfalt und Stille der Sitten, auch einen christlichen würdigen öffentlichen Gottesdienst, hervorzuthun gesucht.

Das Christenthum erhält sich un-

XXIV. Aber eben diese Freyheit in Religionssachen, deren sich so viele Christen seit drittehalb hundert

hundert Jahren bedient haben, ihre Meinungen vom Christenthum vorzutragen und auszuüben, ist von vielen mit großer Kühnheit und Undankbarkeit gegen diese Religion selbst angewandt worden. Jedem, der sie ehrt und liebt, kommt dieses beynahe unbegreiflich vor. Denn hat er einmal ihren heilsamen Unterricht, ihre Tröstungen und Hoffnungen kennen gelernt, so wird er sich im Leben und im Tode alles andere eher nehmen lassen, als den Genuß der christlichen Religion. Dennoch hat es Leute genug gegeben, welche diese Religion angegriffen, und entweder für unnütz oder gar für falsch erklärt haben. Vermuthlich werden euch ebenfals, meine Lieben, dereinst Gegner des Christenthums vorkommen. Es ist euch daher überaus nützlich zu wissen, daß sie nicht alle von einerley Art gewesen oder noch sind, und daß man immer auf ihr ganzes Betragen und die Ursachen sehen müsse, warum sie das Christenthum verachten. Nicht wenige haben solches aus Liebe zu einem lasterhaften Leben gethan. Die Pflichten des Christenthums hinderten sie daran; daher suchten sie sich von diesem ganz los zu machen. Hört ihr also wollüstige, träge, grausame oder andere schlechte Menschen von der Religion übel reden: so darf euch dieses keineswegs in Verwunderung setzen. — Andere haben aus Leichtsinn, um für sinnreiche und lustige Köpfe gehalten zu werden, über Lehren, Erzählungen und Gebräuche, die zur christlichen Religion gehören, gespottet, und auch andere darüber zum Gelächter bewegen wollen. Das ist eine sehr kleine und elende Kunst. Es ist freylich nicht schwer, auch über die besten und ehrwürdigsten Lehren oder Personen zu lachen; aber wenn man

ter allen Angriffen.

es thut, wird man dadurch nur selbst verächtlich. Große und wichtige Dinge, an denen Millionen Menschen unbeschreiblich viel gelegen ist, müssen auch mit aller möglichen Ernsthaftigkeit und Bedachtsamkeit behandelt werden. — Noch haben einige aus **Uebereilung, Mangel an Einsicht, Prüfung und Beurtheilung**, die Religion oder die heilige Schrift verworfen, weil sie solche nicht durchgängig verstanden. Diese sind zwar einigermaßen werth, beklagt zu werden; aber sie haben sich doch selbst am meisten geschadet. Sie urtheilten, ohne dazu die nöthige Fähigkeit zu besitzen; oder sie begnügten sich nicht daran, so viel vom Christenthum deutlich zu wissen, als jedem Christen unentbehrlich ist. — Die letzte Art von Gegnern der christlichen Religion mitten unter den Christen ist die seltenste von allen. Es sind **rechtschaffene und wahrheitliebende Männer**, welche bey einer gewissenhaften **Ueberlegung der christlichen Lehren** und ihrer Gründe, **Zweifel** wider sie gefunden zu haben glaubten, die sie für unauflöslich hielten. Sie verdienen es allein, daß mit ihnen eine **Untersuchung** über das Christenthum angestellt werde, weil es ihre Absicht ist, sich zu belehren, und weil auch eine solche Untersuchung allemal belohnt wird. Denn entweder folgt aus derselben, daß die gegen die christliche Religion vorgebrachten Einwendungen zu schwach und unerheblich sind; oder es zeigt sich, daß dieselben nicht das Christenthum der heiligen Schrift, sondern die menschlichen Zusätze zu demselben, getroffen haben, die man stets bereit seyn muß wegzuwerfen. Alle jetzt beschriebene **Arten von Leuten** haben, besonders **in den letzten hundert Jahren**, das Christen-

thum sehr oft, mündlich und in Schriften bestritten: und es hat dadurch weder an seiner Wahrheit, noch an seiner Gemeinnützlichkeit etwas verloren.

XXV. Die christliche Religion hat sich also unter so vielerley Veränderungen und Schicksalen, welche sie seit mehr als siebzehn hundert Jahren betroffen haben, in ihrer ganzen Kraft erhalten. Sie hat sich auch immer weiter ausgebreitet, und in den letztern Jahrhunderten durch ihren Sieg über Aberglauben und Unglauben, durch ihre neue Wiederherstellung und Reinigung von so vielen Verfälschungen der Menschen, dergestalt befestigt, daß es nur auf die Christen ankommt, ob sie ihnen so heilsam werden soll, als es der Wille Gottes ist. Zwar ist diese Religion noch jetzt nicht von dem größten Theil des menschlichen Geschlechts angenommen worden: aber doch von dem verständigsten und gesittetsten, der sie am besten zu nützen gewußt hat. Der übrige ungemein zahlreiche Theil der Menschen, welcher der jüdischen, muhammedanischen, heidnischen, oder auch einer Art von natürlicher Religion zugethan ist, hat wenigstens die christliche, durch die eifrigen Bemühungen ihrer Anhänger, kennen gelernt, und sieht die ausnehmend großen Vortheile, welche aus derselben den Menschen in allen ihren Verfassungen zuwachsen. Europa, wo die christliche Religion herrschend ist, empfindet es unaufhörlich, daß ohne dieselbe Unwissenheit und Wildheit, mit allen ihren traurigen Folgen, regieren würden. Sie schützt noch immer die öffentliche Ruhe der Völker, lehrt ihren Verlust eine Zeit lang ertragen, und sie wieder zurückführen. Wenn gleich das Nachforschen der Christen über ihre

Zustand desselben in unsern Zeiten.

Religion nicht durchgehends glücklich ist: so können sie doch in demjenigen, was die Ausübung und Anwendung derselben betrifft, schwerlich fehlen. Sie hat sich seit drittehalb hundert Jahren gleichsam von neuem zum Bande der Einigkeit zwischen allen Menschen angeboten. Insbesondere ist in ihrem Namen die Religionsverträglichkeit unter den Christen wieder eingeführt worden, die sie vorher weder gegen einander, noch gegen Nichtchristen, zu beobachten verstanden. Diese Tugend besteht nicht darinne, daß es uns völlig gleichgültig sey, zu was für einer christlichen Religionsparthey wir uns bekennen: denn wir sind schuldig, diejenige zu wählen, in welcher wir die allermeiste Beruhigung für unser Gewissen finden. Auch ist sie nicht einmal darinne zu setzen, daß wir ganz unbekümmert und sorglos dabey bleiben, wenn wir unsern Nächsten ohne alle Kenntniß der Religion, oder in groben Irrthümern derselben, sehen. Es ist alsdenn unsere Pflicht, sobald wir eine bequeme Gelegenheit dazu finden, ihn auf eine sanfte Art eines Bessern zu belehren. Das ist vielmehr wahre christliche Religionsverträglichkeit, daß wir alle Religionsverwandten neben uns dulden, niemanden um seines Glaubens willen hassen, verfolgen, oder zu dem unsrigen nöthigen: und dieses aus dem Grunde, weil Gott zu erkennen und zu verehren, auf freyen Ueberzeugungen und Entschliessungen beruht. Freylich fällt es den meisten Christen schwer, eine solche Duldung zu üben: denn jeder glaubt die Wahrheit in Religionssachen gewiß zu besitzen, und sieht die Abweichung eines andern davon als einen Tadel sei-

ner



Die Religions-vertræglichkeit wird unter Christen wiederhergestellt.

ner Einsichten an. Daher wurde zwar die Religionsverträglichkeit schon durch die Reformation bestätigt; aber kaum seit hundert Jahren erst, in protestantischen Ländern, mit einiger Vollkommenheit eingeführt. Holland und England waren die ersten, welche dieses thaten; und in dem letztern dieser Länder ist sie am höchsten gestiegen. Man sieht daselbst fast alle christliche, und auch andere Religionspartheyen ruhig neben einander leben. Der englische Geistliche, der Quåker, und der Jude, so sehr sie in ihrem Glauben von einander abweichen, erweisen sich alle Pflichten des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens auf eine so freundschaftliche Art, als Mitglieder einer einzigen großen Familie. Lebten sie dreyhundert Jahre früher, oder in Ländern, wo der Verfolgungsgeist das Christenthum schåndet: so würde keiner vor der Wut oder den Nachstellungen des andern jemals sicher seyn. Von Zeit zu Zeit gewinnt diese christliche Tugend bey den Protestanten, auch sogar hin und wieder bey den Römischkatholischen, einen immer größern Fortgang. Man erträgt und liebt sich; man hilft und dient einander bey aller Verschiedenheit der Denkungsart, wenn sie nur von Rechtschaffenheit begleitet wird. Und auch darinne beweiset sich das Christenthum als die edelste und liebenswürdigste von allen Religionen.

VI. Kupfertafel.

Zweytes Buch.

Geschichte der Israeliten, oder Juden, von Christo an;

oder von der Verbindung ihrer Religion mit der christlichen, bis auf unsere Zeiten.

Vom Jahr 1 der christlichen Zeitrechnung, bis zum Jahr 1787.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Israeliten von Christi Geburt an, bis zum Untergange von Jerusalem, und ihrer Staatsverfassung, im Jahr Christi 70.

I.

Fernere Wichtigkeit der israelitischen oder jüdischen Geschichte.

Nach der Geschichte der christlichen Religion, die bisher erzählt worden ist, werdet ihr nun, meine Lieben, die merkwürdigsten Veränderungen derjenigen Völker zu lesen begierig seyn, welche seit dem Ursprunge der gedachten Religion, oder in den neuern Zeiten der Weltgeschichte, berühmt worden, oder es auch aus den ältern Jahrhunderten geblieben sind. Und darunter gebührt der Geschichte der Israeliten, die man auch Juden nennt, die erste Stelle. Sie verdienten schon vor Christi Geburt, wie ihr euch erinnert, wegen ihrer Religion und außerordentlichen Schicksale, eine allgemeine

meine Aufmerksamkeit der Menschen. Aber seit dieser Zeit werden ihre Begebenheiten beynahe noch wichtiger. Die Juden waren dasjenige Volk, unter welchem die christliche Religion zuerst und mit vielem Beyfall verkündigt wurde. Ihnen widerfuhr sogar vor allen andern Völkern die ausnehmende Ehre, daß der göttliche Stifter des Christenthums aus diesem Volke ein Mensch geboren wurde. Ihre Religion wurde nun mit der christlichen zu Einer verbunden. Sie verloren bald darauf alle ihre bisherigen Vorzüge der kirchlichen und bürgerlichen Einrichtung; und erhielten sich gleichwohl als ein besonderes Volk, zerstreut in allen Welttheilen, bis auf unsere Tage.

Herodes beherrscht die Juden.

II. Zu der Zeit, als Jesus unter den Juden geboren wurde, herrschte der König Herodes über sie, wie ihr euch dessen aus dem Beschluß der ältern jüdischen Geschichte erinnern werdet. Er war durch Tapferkeit, List und kühnen Muth nach und nach auf den Thron gekommen; aber zum Mißvergnügen der Juden, als ein Ausländer, der ihre so verdiente Maccabäische oder Chasmonäische Familie von der Regierung und dem Hohenpriesterthum verdrängte. Die römischen Großen, besonders der Kaiser Augustus, schützten ihn; und er stand eigentlich, sammt den Juden, unter ihrer Botmäßigkeit. Sein Reich breitete er noch über die Gränzen von Palästina aus, brachte beynahe alles zu Stande, was er unternahm, besaß große Reichthümer, und machte einen prächtigen Gebrauch von denselben. Wegen aller dieser Ursachen wurde er von vielen für einen sehr glücklichen und beneidenswerthen Fürsten gehalten, auch daher Herodes der Große genannt. Im Grunde aber war er

einer der verächtlichsten und unglücklichsten Regenten, die in der Geschichte vorkommen: und es ist der Mühe werth, daß ihr euch dieses recht deutlich erklären lasset, meine Lieben, weil die Menschen so gar oft in ihren Begriffen von Glückseligkeit irren. Herodes hatte sehr gute Gaben des Verstandes, und viele Geschicklichkeit seine Absichten zu erreichen; aber er wandte alles dieses meistentheils sehr übel an. Das kam hauptsächlich davon her, weil er in seiner Religion blos ein Heuchler war. Er wollte für einen eifrigen Anhänger des jüdischen Glaubens angesehen seyn; aber nur, um sich bey seinen Unterthanen beliebt zu machen. Daher übertrat er die Vorschriften dieses Glaubens, sowohl im öffentlichen Gottesdienste, als in seinen Sitten, so oft es ihm beliebte. Hingegen ließ er auch den Tempel zu Jerusalem sehr weitläuftig, kostbar und herrlich wieder aufbauen, obgleich der vorhandene noch völlig dauerhaft und brauchbar war. Um auf der andern Seite den Römern zu schmeicheln, begieng er viele Handlungen, die man nicht von einem Juden, sondern von einem Heiden erwarten konnte. Er war auch sonst in der schändlichen Verstellungskunst sehr geübt, und dabey von einer unmenschlichen, stets nach Blute dürstenden Grausamkeit. Außer einer ungemeinen Anzahl Menschen, die er hinrichten ließ, weil sie sich seiner Herrschaft widersetzten, oder auch nur zu widersetzen schienen, ließ er auch eine seiner Gemahlinnen, verschiedene seiner Söhne und Anverwandten tödten. Er lebte nämlich in beständiger Furcht, Argwohn und Mißtrauen gegen jedermann; und bildete sich desto leichter ein, daß es überall geheime Feinde von ihm gebe. In der That haßten

ten ihn auch seine Unterthanen heftig, ob er sich gleich oft um ihre Liebe bewarb: und das ist ohne Zweifel das größte Unglück eines Fürsten. Herodes starb ohngefähr ein Jahr nach der Geburt Jesu, den er, aus vergeblicher Besorgniß, er möchte ihn dereinst um sein Königreich bringen, vergebens zu ermorden trachtete. Anfänglich blieb zwar sein Reich bey seinen Söhnen und Nachkommen; aber noch nicht völlige vierzig Jahre nach seinem Tode hörten die Juden auf, unter eigenen Fürsten zu stehen, und wurden auf Befehl der römischen Kaiser blos von Landpflegern, das heißt, Statthaltern, rrgiert.

Jesus erscheint unter ihnen.

III. Sie hatten schon die Oberherrschaft des Herodes und seiner Familie mit bitterm Unwillen ertragen; noch weit weniger gefiel ihnen jetzt die ganz heidnische Regierung der Römer. Aber eben deswegen, weil sie sich unter jedem fremden Fürsten unglücklich zu seyn dünkten, erwarteten sie den Messias, oder den großen König desto begieriger, der ihnen seit so langer Zeit versprochen worden war: in der Hoffnung, daß derselbe sie zu einem ganz freyen und mächtigen, vielmehr über andere herrschenden, als selbst gehorchenden Volke machen würde. Wirklich erschien auch der verheissene Erlöser ihres und aller anderer Völker unter ihnen. Aber daß derselbe sie, und die Menschen überhaupt, von Unwissenheit, Irrthum, Sünde, Schuld und Strafe derselben, von Unruhe des Gewissens, Verderben und Unglückseligkeit in dieser und jener Welt, mit einem Worte, vom geistlichen und ewigen Uebel befreyen sollte, das konnten die allerwenigsten unter ihnen begreifen. Auch glaubten sie nicht, daß er ihre Religion verändern und vollkomme-

ner machen, ihnen richtigere Erkenntniß von Gott und seiner Verehrung beybringen werde, als sie bereits hätten. Da sie sich also eine falsche Vorstellung von ihm machten: so wurde es ihnen äußerst schwer, in ihm denjenigen zu finden, welchen sie zu erwarten ein Recht hatten. Davon habt ihr bereits in der Geschichte der christlichen Religion (oben S. 25. f.) einiges gelesen. Gleichwohl hatte es Gott den Juden leichter, als irgend einem andern Volke gemacht, Jesum als den Sohn Gottes und Heiland der Welt zu erkennen. Denn dieser lehrte und that vor ihren Augen alles, was sie dazu leiten konnte, erklärte ihnen insonderheit, wie weit vortrefflicher seine Religion sey, als die ihrige, und überzeugte sie aus ihren heiligen Schriften selbst von der Wahrheit seiner Lehren. Unglücklicher Weise hatten die Juden damals Lehrer, welche nicht allein mit einander darüber stritten, was zur Religion gerechnet werden müsse; sondern auch das Volk in seinen irrigen Meinungen und in der Abneigung gegen Jesum bestärkten. Unter denselben sind besonders die Pharisäer aus der evangelischen Geschichte bekannt. Diese suchten sich vor allen andern durch eine äußerliche Heiligkeit des Lebens, und durch die strengste Beobachtung der Vorschriften des Gesetzes Mosis, hervorzuthun. Ja sie setzten zu diesen noch weit mehrere, von ihnen selbst erfundene Gebräuche und Andachtsübungen hinzu, von welchen sie vorgaben, daß dieselben eben so genau als ein Dienst Gottes gehalten werden müßten, als die in den Büchern Mosis auf Gottes Befehl aufgeschriebenen. Ihr häufiges Fasten, Beten, Almosengeben und andere solche gottselige Handlungen, die sie mit öffentlichem

Aufsehen

Aufsehen und Gepränge verrichteten, machten, daß der große Haufen der Juden sie als Männer von bewundernswürdiger Frömmigkeit ehrte, ihnen in allem glaubte und folgte. Doch waren sie eigentlich nur Scheinheilige, die einen außerordentlichen Eifer für die Religion vor den Augen der Menschen annahmen, damit man ihren Stolz, ihre Herrschbegierde, ihr liebloses Herz und andere ihrer groben Fehler nicht merken möchte. Es war also auch natürlich, daß sie unversöhnliche Feinde von Jesu wurden, und ihn bey dem Volke verhaßt machten. Denn er deckte ihre heuchlerische Frömmigkeit auf, ohne ihr großes Ansehen zu scheuen; er lehrte auch eben so frey gegen ihre Meinung und ihr Beyspiel, daß Gott nicht auf andächtige Cärimonien, sondern auf ein gebessertes Herz und tugendhafte Handlungen sehe; ingleichen, daß kein Lehrer berechtiget sey, den Menschen allerley schwere Beobachtungen im Namen Gottes aufzulegen, die Er doch nicht befohlen noch gebilligt hat.

Die meisten Juden verwerfen und tödten ihn.

IV. Obgleich also alle Juden zu der Zeit, da Jesus unter ihnen auftrat, ihren Erlöser, oder den Messias erwarteten: so wollten ihn doch die allerwenigsten dafür erkennen, weil er alle ihre Versuche und Hoffnungen, einen weltlichen Fürsten an ihm zu bekommen, vereitelte. Sogar die Apostel, welche es gewiß glaubten, daß er der Sohn Gottes sey, konnten doch erst nach etlichen Jahren so weit gebracht werden, daß sie sein Reich nicht mehr für ein irdisches hielten. Die Großen und Lehrer der Juden, welche Jesum endlich ums Leben brachten, handelten zwar darinne nach ihren falschen Religionsbegriffen; aber doch zugleich aus Bosheit und

Rache. Denn sie selbst verurtheilten ihn deswegen zum Tode, weil er sich für den Sohn Gottes ausgegeben hätte. Hingegen bey der römischen Obrigkeit verklagten sie ihn als einen Aufrührer, der sich wider den Kaiser zum Könige der Juden hätte aufwerfen wollen; und sie wußten es doch sehr wohl, wie falsch dieses Vorgeben sey. Aber auch noch mit und seit dem Tode Jesu, hörten die wichtigsten Aufmunterungen und Gelegenheiten für die Juden, an ihn, als an ihren göttlichen Erlöser, zu glauben, nicht auf. Die vornehmste darunter war seine Auferstehung, welche seine Feinde zwar nicht glauben wollten, aber auch nicht untersuchten. Sie wurde wider ihren Willen schon dadurch außer allen Streit gesetzt, daß die Apostel und andere Freunde Jesu, im Namen und durch die versprochene Kraft des wieder lebendig gewordenen Heilandes, Menschen unmögliche Thaten verrichteten, an sich selbst die wunderbarsten plötzlichen Veränderungen spürten, und zu Jerusalem selbst, in Gegenwart der Widersacher des Evangeliums, von ihnen bedroht und verfolgt, Tausende von Juden in sehr kurzer Zeit, auch wohl durch eine einzige Predigt von Jesu, zu seinen Verehrern machten. Nach und nach traten auch in dem übrigen Palästina, und in allen Ländern, wo Juden wohnten, viele derselben zum Christenthum. Allein der größte Theil von ihnen, ihre meisten Obrigkeiten, Vornehmen und Lehrer fuhren doch fort, sich dieser Religion zu widersetzen und ihre Anhänger zu bedrücken, auch wohl zu tödten. Die Christen, die nebst ihren Lehrern anfänglich fast lauter geborne Juden waren, die ihren Glauben auf den alten jüdischen baueten, und

nichts

nichts mehr wünschten, als in einer verbesserten kirchlichen und Religionsgemeinschaft mit den Juden zu bleiben, wurden von denselben gewaltsam daraus verstoßen, und dadurch genöthiget, eine von den Juden abgesonderte Kirche, oder Gesellschaft von Verehrern Gottes, zu errichten. Solchergestalt verwarfen die Juden selbst die ihnen angebotene ungemeine Ehre, daß sie, nachdem sie so viele Jahrhunderte hindurch die wahre Religion nach der Absicht Gottes aufbewahret hatten, auch die neue Vollkommenheit und herrliche Erweiterung derselben sogleich aufgenommen, bey sich eingeführt, und hierinne wiederum allen übrigen Völkern zum Vorbilde der Nachahmung gedient hätten.

Die Juden empören sich gegen die Römer.

V. Unterdessen, als dieses bey den Juden, ohngefähr in den ersten vierzig Jahren nach Christi Geburt, vorfiel, und die allermeisten von ihnen die erscheinende neue geistliche Hülfe abwiesen, legten sie auch in ihrer bürgerlichen Verfassung den Grund zu ihrem höchsten Unglücke. Ihr Mißvergnügen und Verdruß über die Herrschaft der Römer, unter welcher sie standen, vermehrte sich immer fort. Sie weigerten sich daher bisweilen, denselben zu gehorchen; wurden aber durch ausgestandene Drangsalen dazu gezwungen. Jedem Betrüger, der sie in Freyheit zu setzen versprach, glaubten sie desto lieber: und daraus entstanden Empörungen, Verwüstungen ihres Landes, und der Tod von einer Menge Einwohner. Ueberhaupt verwilderten die Sitten des jüdischen Volks täglich mehr. Räubereyen und Mordthaten wurden bey demselben zur Gewohnheit: selbst die jüdischen Priester, unter welchen allerhand Unordnungen einge-

rissen waren, theilten sich endlich in feindselige Partheyen, und füllten Jerusalem, manchmal sogar den Tempel, mit Blutvergießen an. Es waren freylich noch verständige und rechtschaffene Männer genug unter den Juden; aber der wilde unruhige große Haufen in allen Ständen behielt nach und nach die Oberhand. Auf der andern Seite wurden die Juden auch oft von ihren römischen Landpflegern, oder Statthaltern, gereizt und erbittert. Mehrere von diesen begiengen viele Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten: theils aus Verachtung und Haß gegen die Juden; theils, um sich in ihrem Lande zu bereichern. Unter diese gehört auch Pontius Pilatus; ob er sich gleich bey der Verurtheilung Jesu Gerechtigkeitliebender bewiesen hatte, als die Juden. Endlich ergriffen die Juden im Jahr 66 die Waffen gegen die Römer, tödteten viele Tausende derselben, und vertrieben die übrigen aus Palästina. Sie hatten freylich sehr viel von den römischen Befehlshabern gelitten, aber doch auch zuweilen Hülfe dagegen von den Kaisern erhalten; und ihre Neigung zu gewaltthätigen Mitteln zündete daher diesen Krieg eben so wohl, als die Härte der Römer an.

Eroberung und Zerstörung von Jerusalem.

VI. An diesem Kriege seht ihr, meine Lieben, einen der merkwürdigsten, der jemals geführt worden ist. Die Römer, welche damals das mächtigste, reichste und im Kriege geübteste Volk waren, wurden von den Juden angegriffen, die bisher ihre Unterthanen, lange nicht so furchtbar durch ihre Waffen und Siege, und Bewohner eines nur mäßigen Landes waren; die sich aber, von der Liebe zur Freyheit angefeuert, auf ihren standhaften Muth, ihre Tapferkeit,

und — wodurch sie sich unüberwindlich zu seyn glaubten, — auf die Sache Gottes und seiner Religion, für welche sie stritten, verließen. Und hier zeigte sich eine sonderbare Verblendung der Juden, besonders des schlimmern Theils derselben. Denn weil Gott ihrem Volke so ausnehmende Vorzüge vor allen andern Völkern ertheilt hatte: so dachten sie, es sey unmöglich, daß sie dieselben jemals einbüßen könnten. Den Sieg über ihre Feinde, und andere irdische Vortheile, die Er ihnen unter der Bedingung verheissen hatte, wenn sie Seine Gebote halten würden, versprachen sie sich auch bey dem ausschweifendsten und ruchlosesten Leben. Insonderheit aber bildeten sie sich ein, daß Gott Seinen Tempel, den Sitz der von Ihm vorgeschriebenen Religion, den sie im Besitz hatten, unmöglich mit Seinem Beystande verlassen könne; ob sie ihn gleich durch ihre lasterhafte Aufführung entehrten, — schon einmal in ältern Jahrhunderten dieses Heiligthum, zu ihrer Bestrafung, verloren hatten, — und vor kurzem erst nachdrücklich waren gewarnt worden, daß sie es, bey ihren fortdauernden Sünden, auf immer verlieren würden. — Ihr Krieg mit den Römern hatte bald den Erfolg, daß diese das ganze gelobte Land, bis auf Jerusalem, wieder eroberten. Und auch diese Hauptstadt belagerte Titus, der Sohn des Kaisers Vespasianus, im Jahr 70 der christlichen Zeitrechnung, mit einem großen römischen Kriegsheere. Jerusalem war damals die festeste Stadt in der Welt, so wie eine der größten. Sie war mit einer dicken, dreyfachen Mauer umgeben; an manchen Orten wurde sie noch besonders durch tiefe Thäler und steile Hü-

gel beschützt; starke und hohe Thürme, Berge und Anhöhen in der Stadt selbst, eben darinne ein Schloß, und der prächtige Tempel sogar, dessen Lage, weiter Umfang und Bauart ihn zur Vertheidigung so geschickt machten, waren gleichsam eben so viele Festungen. Durch die Unerschrockenheit und entschlossene Hartnäckigkeit derjenigen Juden, welche diesen Krieg erregt hatten, und eher ihr Leben als ihre Stadt übergeben wollten, schienen alle diese Vortheile noch vergrößert zu werden. Allein da eben diese Juden die wildesten und wütendsten ihres Volks waren, denen sich die bessern friedliebenden hatten unterwerfen oder vor ihnen sich durch die Flucht in andere Gegenden retten müssen; Leute, die nicht sowohl nach der Freyheit ihres Vaterlandes, als nach einer ungezähmten Frechheit strebten, um mit den Waffen in der Hand die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ausüben zu können: so wurden sie gefährlichere Feinde von sich und ihren Mitbürgern, als die Römer selbst. Sie geriethen, unter sich selbst zu Jerusalem in Händel und Partheyen; jede that der andern allen ersinnlichen Schaden; sie ermordeten einander, und verdarben sich so viel Getreide, als zum Unterhalte der Stadt auf einige Jahre hinlänglich gewesen wäre. Das stiftete eine Hungersnoth daselbst, welche vielen tausend Juden, zum Theil auch durch die elenden Nahrungsmittel, die sie versuchten, das Leben kostete. Zwar vertheidigten endlich diese grausame Wüteriche die Stadt gemeinschaftlich gegen die Römer, bis zur Verzweifelung. Allein die Unordnungen, welche sie begangen hatten, die Kriegserfahrung und Tapferkeit der Feinde, und der gänzliche Mangel an Hülfe machten

ten zuletzt allen Widerstand der Juden vergeblich. Jerusalem wurde erobert, und gieng am achten September des Jahrs 70 durch Feuer völlig zu Grunde.

Titus sucht vergebens, die Stadt und den Tempel zu retten.

VII. Dieses Unglück der Juden bewegt zwar jeden Lesenden zum Abscheu gegen die Urheber desselben, und zum Mitleiden gegen mehrere hundert tausend ihrer weniger schuldigen Mitbürger, die damals auf die traurigste Art umkamen. Aber das Verhalten ihres Ueberwinders Titus bey dieser Gelegenheit, ist gewiß eben so rührend. Er war nicht allein ein vortrefflicher Feldherr, sondern auch ein großer Menschenfreund. In den Augen der Römer war es beynahe der höchste Ruhm, eine solche fast unbezwingliche Stadt in kurzer Zeit durch tapfern Muth, kluge Anstalten und standhafte Beharrlichkeit zu erobern und zu zerstören, und dadurch einen so gefährlichen Krieg siegreich zu endigen. Doch Titus kannte und empfand noch einen edlern Ruhm, nämlich diesen: den halsstarrigsten Feinden gleichsam wider ihren Willen das Leben zu retten, und eine aufrührerische Stadt, zur Zierde des Reichs, zu erhalten. Mehr als einmal bot er den Anführern der Juden Verzeihung an, wenn sie sich ergeben wollten. Als diese unempfindlichen Menschen die Leichname der täglich in unzählicher Menge sterbenden Einwohner nicht mehr in der Stadt begraben konnten, und solche daher über die Mauer herab werfen ließen: seufzete Titus beym Anblicke so vieler faulenden Körper, und rief, indem er seine Hände gegen den Himmel hob, Gott zum Zeugen an, daß er keine Schuld an einem so entsetzlichen Elende habe. Dieser gewissenhafte Heide erklärte sich sogar gegen seine Feinde, daß er das Opfern im Tempel, welches auf-

aufgehört hatte, nach ihrem Gefallen wieder befördern wolle. Aber alle seine Ermahnungen und Vorwürfe an sie, verstärkten vielmehr ihre Erbitterung und Gegenwehr. Titus eroberte also nach und nach den größten Theil von Jerusalem mit Schwerdt, Feuer und Zertrümmerung von allem, was ihm im Wege stand. Schon waren die mit Silberblech beschlagenen Thore des Tempels, mit allen bedeckten Gängen und Höfen desselben, verbrannt; noch stand aber das Hauptgebäude, und seine Feldherrn riethen ihm alle, es ebenfals mit Feuer zu bezwingen. Er hingegen sagte großmüthig: Wenn gleich die Juden von ihrem Tempel herab fechten werden, so will ich mich doch nicht an leblosen Dingen anstatt der Soldaten rächen; niemals will ich ein so unvergleichliches Werk verbrennen. Er beschloß also, den Tempel stürmend einzunehmen; als aber die Juden aus demselben auf die Römer herausfielen, warf ein römischer Soldat mitten im Gefechte einen feurigen Brand durch ein Fenster in eines von den Zimmern, welche an den Tempel angebauet waren: und gar bald stand ein Theil der Nebengebäude des Tempels in Flammen. Titus eilte mit aller Geschwindigkeit dahin, um sie zu löschen: er befohl es mit Worten und Zeichen; allein das Getümmel war zu groß, als daß man auf ihn hätte hören können: ja, seine Soldaten munterten einander selbst auf, das Feuer zu unterhalten, ob sie gleich endlich seinen Willen merkten. Er gieng also mit seinen Unterfeldherren in das Heilige und Allerheiligste, rettete noch den goldenen Leuchter, den Tisch der Schaubrodte, und andere Kostbarkeiten, die sich daselbst befanden; konnte aber nun weiter

VII. Kupfertafel.

nicht



B. Rode inv. et del. — J. C. Krüger sc.

Titus sucht vergebens den Tempel zu Jerusalem zu retten.

nicht verhindern, daß der ganze Tempel vom Feuer verzehrt wurde. Einige Wochen darauf wurde er auch Herr von dem übrigen Theil der Stadt, nachdem die Juden etliche ungemein feste Thürme aus Bestürzung verlassen hatten. Beym Anblicke derselben, und der Lage der ganzen eroberten Stadt, konnte sich Titus nicht enthalten auszurufen: Wir haben mit Gottes Beystande Krieg geführt! es ist Gott, der die Juden aus diesen Festungen herausgerissen hat! Denn was würden menschliche Hände und Maschinen gegen solche Thürme ausrichten? So erkannte ein heidnischer Fürst, daß er ohne Gottes Unterstützung nichts vermocht hätte; und die Juden merkten es nicht, daß sie von Gott verlassen würden!

Der Untergang von Jerusalem bestätigt die Wahrheit des Christenthums.

VIII. Und das ist eben auch das Merkwürdigste und Lehrreichste an dem Ausgange dieses Kriegs, daß die Absichten und Veranstaltungen Gottes bey demselben so überaus sichtbar waren, und so viel zur Bestätigung der christlichen Religion beytrugen. Menschen konnten freylich durch alle angewandte Mühe Jerusalem und den Tempel nicht retten, weil Gott beschlossen hatte, daß diese nicht mehr seyn sollten. Wir schwache Menschen dürfen uns sonst nicht wohl unterstehen, zu sagen, daß Gott einen oder mehrere unserer Nebenmenschen, wegen der von ihnen begangenen Sünden, durch zeitliche Uebel strafe. Das ist ein verwegenes und unbarmherziges Urtheil von Geschöpfen, die so wenig von Gottes Willen und Absichten verstehen; zumal da leibliche Uebel auch oft fromme Menschen treffen, bey denen sie unmöglich Strafe seyn können. Hier aber

wissen wir es gewiß, daß Gott, der von den älte-sten Zeiten her das israelitische Volk durch leibliche Uebel zu züchtigen, zugleich aber zu bessern und zu sich zurückzuführen pflegte, dasselbe mit einer zeitlichen Strafe habe bedrohen lassen, die alle vorhergehende an Größe und Dauer übertreffen sollte. Man kann es nicht ohne Bewunderung der mitleidigen Liebe Jesu gegen die Juden, während daß sie ihn verachteten und verfolgten, lesen, wie er sie mehrmals auf das nachdrücklichste warnet, dieser bevorstehenden göttlichen Strafe durch die Aenderung ihres Herzens und Lebens zu entgehen. Einmal insonderheit, als er vom Oelberge her sich Jerusalem näherte, weinte er beym Anblicke dieser Stadt, und rief aus: Ach! wenn du es doch noch jetzt, da es Zeit ist, und du daran erinnert wirst, ernstlich überlegen möchtest, was dir heilsam ist! Aber das achtest du jetzt ganz und gar nicht. Bald wird eine Zeit über dich kommen, da deine Feinde dich und deine Einwohner auf allen Seiten einschließen und belagern werden. Sie werden dich zuletzt schleifen, und keinen Stein von deinen Gebäuden auf dem andern lassen. Alles darum, weil du dich der Zeit nicht bedienet hast, welche dir zu deiner Rettung angeboten wurde! So, und noch umständlicher, kündigte Jesus den Juden, beynahe vierzig Jahre vorher, den Untergang ihrer Hauptstadt an. Alles traf auch so genau ein, daß man zuversichtlich sagen konnte, es sey dieses eine göttliche Weissagung, oder ein unfehlbar gewisses Vorhersehen zukünftiger Dinge gewesen. Ihr könnt darüber dereinst, meine Lieben, mit vielem Nutzen und Vergnügen das Werk des Geschichtschreibers

Josephus nachlesen. Das war ein vornehmer, gelehrter und tapferer Jude, aber auch weiser als die meisten seiner Landsleute, der zwar anfänglich auch von ihnen genöthiget wurde, gegen die Römer zu fechten; jedoch nachher, als er von diesen war gefangen worden, alles anwandte, um die in Jerusalem eingeschlossenen Juden zu retten. Oft that er ihnen im Namen des Titus Anträge zu ihrem Besten, und ermahnte sie sehr rührend, sich dem äußersten Verderben zu entziehen. Aber sie begegneten ihm mit Schimpfwörtern, weil sie glaubten, Gott könne Seine geliebte Stadt nicht den Feinden überlassen. In seiner Geschichte des jüdischen Kriegs hat daher Josephus alles dieses sehr getreu und ausführlich beschrieben. Da nun der göttliche Stifter der christlichen Religion dieses Unglück der Juden, hauptsächlich als eine Strafe des Unglaubens und der Verachtung, die sie seinem Evangelium entgegensetzten, weissagete: so wurde dadurch diese Begebenheit eine der allerwichtigsten. Jerusalem und sein Tempel fielen in Staub und Asche, damit gleichsam über ihren Trümmern die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion sich hoch erheben möchten.

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten oder Juden, von der Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihrer Staatsverfassung an, bis auf unsere Zeiten.

Vom Jahr Christi 70 bis 1787.

Etwas über 1700 Jahre.

I.

Der unglückliche Zustand der Juden

Nach dem Untergange von Jerusalem befanden sich die Juden in dem allertraurigsten Zustande, in welchen jemals ein Volk gerathen war. Es war nicht genug, daß sie ihre Hauptstadt, und mit derselben den geheiligten Sitz ihrer Religion, wo die vornehmsten äußerlichen Uebungen derselben allein, nach den Vorschriften ihres Gesetzes, angestellt werden konnten, verloren hatten; ihre ganze bürgerliche Einrichtung und Regierung, so weit darinne noch ihre eigene Gesetze gegolten hatten, war auch zu Grunde gegangen. Ihr Vaterland, Palästina, war fast durchgehends verwüstet; etliche Millionen Einwohner desselben waren entweder umgekommen, oder als Leibeigene zu Gefangenen gemacht worden, davon man sogar viele Tausende, zu einem öffentlichen Schauspiel, den wilden Thieren vorwarf, oder unter einander bis auf den Tod fechten ließ. Die Juden hatten zwar schon längst in vielen Ländern aller drey Welttheile sehr zahlreich Wohnplätze gefunden; aber nunmehr

nunmehr gieng erst ihre eigentliche Zerstreuung unter allen Völkern recht an. Nur wenige blieben in Palästina übrig; und da sie von den Römern sonst blos verachtet worden waren, so wurden sie jetzt wegen ihrer Empörung eben so sehr gehaßt. Sie hörten also auf, ein besonderes Volk vorzustellen, das in seinem väterlichen Lande nach alten eigenthümlichen Ordnungen lebt. Ein solches Ende nahm dieses alte und berühmte Volk, das gegen zweytausend Jahre hindurch so merkwürdig gewesen war. Kein anderes Volk ist von Gott so sehr und durch so sichtbarliche Wohlthaten vor allen andern Völkern begnadigt worden; keines aber ist auch so undankbar dagegen gewesen, und nach unzählichen Warnungen so empfindlich dafür gezüchtigt worden. Gleichwohl darf keines von den jetzigen Völkern, wenn es die jüdische Geschichte liest, ein strenges und verächtliches Urtheil über die Juden fällen. Es ist sehr glaublich, daß jedes andere Volk, das an der Stelle des jüdischen gewesen wäre, sich ohngefähr eben so würde verhalten haben: leichtsinnig, vergeßlich und gleichgültig gegen die allerstärksten und wunderbarsten göttlichen Aufmunterungen, fromm zu seyn; aber desto mehr voll Vertrauens auf äußerliche Gebräuche einer vermeinten Gottseligkeit, die doch nicht aus dem Herzen kam. Die Christen haben anstatt der Vorzüge, deren das jüdische Volk genoß, andere von Gott erhalten, welche in ihrer Art noch herrlicher und bewundernswürdiger sind: ein weit größeres Maaß der deutlichsten und vollständigsten Religionserkenntniß; die Freyheit von einer beschwerlichen Menge äußerlicher Dienstleistungen der Religion, welche

den

den Geist einschränken und an das Sinnliche fesseln können; und vor allem, die Wunder der Liebe Jesu, zum Besten des menschlichen Geschlechts vollbracht. Wenn also die meisten Christen solche ausnehmende Gnadenbezeugungen Gottes schlecht anwenden; so handeln sie daran nicht allein eben so strafbar, als ehemals die Juden; sondern wirklich noch weit unverantwortlicher.

wird ihnen nützlich,

II. Unterdessen dauerte das vorher beschriebene Elend der Juden, seit der Zerstörung von Jerusalem, nicht lange. Auch damals verfuhr Gott mit ihnen ohngefähr so, wie ein gütiger und weiser Vater mit seinen Kindern, die sich durch Wohlthaten, Ermahnungen und Drohungen von ihrem lasterhaften Leben nicht zurückhalten lassen. Er züchtigte sie mit Schärfe; allein er arbeitete eben dadurch liebreich an ihrer Besserung. Sehr viele Juden mußten durch ihr Unglück zur Erkenntniß der Ursache desselben geführt, und eben dadurch dem Christenthum geneigt werden. Nun merkten sie wohl, daß die Zeit gekommen sey, von welcher Jesus gesagt hatte, die feyerliche Anbetung Gottes werde nicht weiter auf den Tempel zu Jerusalem eingeschränkt bleiben; sondern man werde Gott überall auf eine ihm gefällige Weise verehren können, wenn solches nur mit einem rechtschaffenen Herzen geschehe. Aber auch die äußerlichen Umstände der Juden wurden bald verbessert.

und wird sehr gemildert.

Nachdem sie so ohnmächtig geworden waren, hörten die Römer auf, sie zu bedrücken. Es wurde ihnen ferner erlaubt, in und außerhalb Palästina, sowohl gottesdienstliche Versammlungshäuser, oder Synagogen, in welchen Gebet, Lesen und Erklärung ihrer

ihrer heiligen Schriften das Hauptwerk war, — als Schulen, das heißt, Häuser und Anstalten zum Unterrichte, besonders für diejenigen, welche Gelehrte und Lehrer werden wollten, zu halten und anzulegen. Noch vor dem Jahr 100 nach Christi Geburt, erhielten sie das Recht, sich Patriarchen zu setzen, oder Oberhäupter ihres in so vielen Ländern zerstreuten Volks, welche die gute Ordnung, Einigkeit und Uebereinstimmung desselben unter einander erhalten möchten. Die römischen Kaiser selbst also bestätigten sie als die obersten Aufseher der Religion und des Gottesdienstes der Juden, so weit derselbe nach dem Aufhören der Opfer noch begangen werden konnte, ingleichen als die vornehmsten Ausleger des in ihren heiligen Schriften enthaltenen Gesetzes. Die Religions- und kirchliche Verfassung, die Bethäuser, Schulen und Lehrer, alles stand unter diesen Patriarchen, deren gar bald zween aufkamen: der eine für die morgenländischen Juden, der andere für die in den Abendländern wohnenden. Sie hatten sogar in manchen Fällen eine, wiewohl nur kleine und eingeschränkte bürgerliche Gerichtsbarkeit über ihre Glaubensgenossen. Und diese Regierungsart der Juden, durch Männer aus ihrem eigenen Volke, dauerte, unter dem Schutze sowohl der heidnischen als der christlichen Kaiser, noch einige Zeit über das Jahr 400 hinaus.

Die Juden empören sich abermals gegen die Römer; und lernen endlich ruhig leben.

III. Gleichwohl konnten sich die Juden noch nicht so bald daran gewöhnen, ganz ruhig den Verlust von so vielen ihnen unbeschreiblich schätzbaren Vortheilen anzusehen. Die Erinnerung an alles, was sie von den Römern gelitten hatten, und der Gedanke, daß sie nun ohne ihren feyerlichen Gottesdienst,

fast

fast überall mit Heiden vermischt, der Oberherrschaft jenes heidnischen Volks unterworfen seyn sollten; beydes war schon sehr hart für die Juden. Allein die Gewißheit, welche sie davon hatten, daß ihnen vor langen Jahrhunderten ein großer Erlöser von Gott versprochen worden war, der sogar eben um dieselbe Zeit unter ihnen erscheinen sollte, da sie am unglücklichsten zu werden anfiengen: diese Gewißheit feuerte die Begierde bey ihnen an, selbst etwas zu ihrer verheißenen Errettung, die sie immer noch als eine blos irdische betrachteten, beyzutragen. Sie empörten sich also, da noch nicht funfzig Jahre seit dem Untergange von Jerusalem verflossen waren, von neuem wider die Römer in Africa. Dort erschlugen sie eine sehr große Menge derselben; aber noch viel tausend mehr Juden verloren auch darüber das Leben. Da nun vollends der nächste Kaiser an die Stelle, wo Jerusalem gestanden hatte, eine neue Stadt bauen ließ, die ganz mit heidnischen Einwohnern angefüllt, und in welcher auch ein Götzentempel errichtet wurde, ergrimmten die Juden in Palästina darüber so sehr, daß sie einen allgemeinen Aufstand erregten. Ein Betrüger unter ihnen erhitzte die Gemüther noch mehr, indem er vorgab, er sey der himmlische Erretter, auf den sie schon so lange warteten. Sie nahmen ihn daher zu ihrem Feldherrn an, und führten einen dreyjährigen Krieg mit den Römern, der wiederum vielen hundert tausend Juden das Leben kostete. Palästina wurde dadurch beynahe zur Wüste gemacht; den noch übrigen Juden wurde verboten, sich der Gegend von Jerusalem nicht mehr zu nähern; und die neuerbauete Stadt

bekam

bekam sogar einen andern, mehr heidnischen Namen, den sie zweyhundert Jahre lang behalten hat. Dieser abermalige unglückliche Ausgang ihrer Unternehmung belehrte endlich die Juden, daß sie sich vergebens bemühten, durch gewaltsame Mittel Freyheit und Macht wieder zu erlangen; und daß sie ihren erträglichen Zustand im römischen Reiche vielmehr still und dankbar genießen sollten. Sie ließen sich zwar noch bisweilen in den folgenden Jahrhunderten, aus tief eingewurzelter Sehnsucht nach dem Besitze des gelobten Landes, hin und wieder durch unruhige Köpfe unter sich bewegen, diesen Haufenweise zu folgen, weil ihnen dieselben jenes Land zu ertheilen versprachen. Sie wurden aber allemal von denselben hintergangen.

Sie sammlen ihre spätern Religionsgesetze und Rechte.

IV. Doch der allergrößte Theil der Juden lernte nicht allein, nach ihrem wiederholten Unglücke, als friedliche und treue Unterthanen, selbst unter heidnischen Fürsten, leben, zumal da manche Kaiser ihnen besondere Merkmale der Gewogenheit gaben; sondern sie ergriffen auch wieder ihre alten Beschäftigungen, die zu einem ruhigen Leben führten. Dazu gehörte besonders ihre Religionswissenschaft, der sich viele Juden eifrig ergaben. Um diese desto mehr zu befestigen, und ihren gemeinnützigen Gebrauch zu befördern, machte einer ihrer Lehrer, nicht lange vor dem Jahr 200, eine vollständige Sammlung von allen Erklärungen und Zusätzen der Gesetze Mosis, welche die ältern Lehrer mündlich vorgeschrieben hatten. Diese unzähliche Deutungen und Vermehrungen jener Gesetze mit eigenmächtig eingeführten Meinungen, Cärimonien, Rechten und Anstalten wur-

den

den von den Pharisäern, mithin auch von den allermeisten Juden, für eben so nothwendig zu glauben und zu beobachten gehalten, als ihr geschriebenes Gesetz. Daher ward auch die Sammlung derselben das zweyte oder wiederholte Gesetz (Mischnah) genannt. Und nachdem man noch besondere Erläuterungen zu dieser Sammlung beygefügt hat, hat man dem ganzen Buche den Namen Talmud, oder das Lehrbuch der Juden, gegeben; weil nämlich alle ihre Gesetze darinne gelehrt werden: sowohl die ältesten, die ihnen Gott selbst gab, als die spätern, die sie aus jenen, oft sehr gezwungen, gefolgert haben. Eben so machten es auch nachher die Christen, wie ihr oben gelesen habt: sie setzten zu den schriftlich aufgezeichneten Lehren ihrer Religion noch sehr viele andere, mit einer Menge neuerfundener Andachtsübungen und Religionsgebräuche verbunden, hinzu, von denen allen sie behaupteten, daß dieselben gleichfals der unstreitige Wille Gottes an die Menschen wären. Immer hat zwar eine kleine Anzahl von Juden sich geweigert, andere gottesdienstliche Gesetze und Rechte anzunehmen, als die in den Schriften Mosis enthalten sind. Allein gegen den übrigen großen Haufen ihres Volks haben sie nichts ausrichten können.

Sie versuchen es vergebens, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen.

V. Als ohngefähr dreyhundert Jahre seit der Zerstörung von Jerusalem und dem Tempel verflossen waren, hatte es sogar das Ansehen, daß die Juden ihren unterdrückten feyerlichen Gottesdienst daselbst völlig wiederherstellen würden. Ein heidnischer Kaiser erlaubte ihnen damals, den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen. Sogleich eilten die Juden aus vielen Ländern in großer Menge dahin, um sich

sich dieser höchst erwünschten Erlaubniß zu bedienen. Schon fiengen sie an, einen neuen Grund zu dem Tempel zu graben. Da entstand an eben demselben Orte ein Erdbeben, das Gebäude umstürzte, und mehrere Menschen tödtete. Fürchterliche Feuerklumpen drangen aus der Stelle, wo der Grund gelegt werden sollte, hervor, wodurch die Arbeitsleute verbrannt wurden. Sie fiengen zwar einigemal von neuem an, Hand an das Werk zu legen: allein immer traf sie wieder dieses außerordentliche Unglück; und endlich mußten sie das ganze Unternehmen liegen lassen. Diese Begebenheit kann man nicht anders als bewundernswürdig nennen. Zwar sind Erdbeben, zumal in solchen heißen Ländern, wie Palästina ist, nichts ungewöhnliches. Auch das hat seine natürlichen Ursachen, daß in manchen Gegenden Feuer aus der Erde, und selbst aus der Spitze hoher Berge hervorbricht. Aber daß nun beydes eben zu der Zeit und an dem Orte erfolgte, wo die Juden ihren Tempel wieder aufrichten wollten; daß es mehr als einmal nach einander, und so lange geschah, bis sie gänzlich von ihrer Bemühung abstanden: das war schon überaus merkwürdig. Nun müßt ihr ferner bedenken, meine Lieben, daß Jesus vorhergesagt hatte, der Tempel zu Jerusalem sollte verwüstet bleiben: und in der That fiel ohnedies durch die Einführung der christlichen Religion die Nothwendigkeit weg, daß nur ein einziges Heiligthum zum außerordentlichen Cärimoniendienste Gottes ferner bestimmt wäre. Indem also die Aufbauung jenes Tempels auf eine unerwartete Art schlechterdings gehindert wurde, ohngeachtet so viele tausend eifrige

und standhafte Juden dazu entschlossen waren: so wurde dadurch die göttliche Wahrheit der Weissagungen Jesu, und mit denselben auch seiner ganzen Religion, augenscheinlich bestätigt. Man mußte von diesem Vorfall, wegen seines Zusammenhangs mit der christlichen Religion, urtheilen, er sey von Gott besonders dazu veranstaltet worden, um das Christenthum desto ehrwürdiger zu machen. Es traten daher auch viele Juden damals zu dieser Religion.

Sie werden von den Christen verfolgt.

VI. Mittlerweile waren nun die Juden im römischen Reiche unter die Herrschaft christlicher Kaiser gekommen; und auch diese Veränderung konnte viel dazu beytragen, daß sie der Religion derselben immer günstiger wurden. Man hätte erwarten sollen, daß die Anhänger von zwo miteinander so nahe verwandten Religionen sich von Zeit zu Zeit genauer vereinigen, daß insonderheit die Juden in großen Haufen den christlichen Glauben annehmen würden: denn sie sahen nach mehrern Jahrhunderten, daß alle ihre Erwartungen von einem irdischen Erlöser vergeblich waren; und daß hingegen der Glaube der Christen von einem erschienenen Heilande der ganzen Welt sich vollkommen bekräftigte. Gleichwohl wurde dieser erstgenannte Glaube nur zuweilen von einigen Juden freywillig angenommen. Sie waren nämlich immer noch auf die Christen sehr erbittert, weil diese die jüdische Religion schon um viele tausend Anhänger gebracht, auch beständig gelehrt hatten, das Gesetz Mosis und die ganze äußere Religionsverfassung der Juden habe durch Jesum ihr Ende erreicht. Deswegen hatten auch die Juden, in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, die Freunde desselben,

so

so viel sie konnten, verfolgt, ja sogar, wenn sie sich eben gegen die Römer empört hatten, zugleich viele Christen umgebracht. Als diese unter der Regierung von Fürsten ihrer Religion die Oberhand bekamen, wollten sie sich zum Theil an den Juden, wegen ihrer alten feindseligen Gesinnungen, rächen. Und überhaupt bildeten sich die Christen bald ein, es sey erlaubt und rühmlich, jemanden durch Drohungen, Mißhandlungen und Strafen zum Christenthum zu nöthigen. Sie begegneten also den Juden übel, rissen ihre Synagogen nieder, oder zündeten dieselben an. Freylich wurde dieses von mehrern gerechten Kaisern verboten; es gab auch durch alle folgende Jahrhunderte christliche Lehrer genug, welche dergleichen Gewaltthätigkeiten mißbilligten, und die gezwungenen Bekehrungen der Juden zum christlichen Glauben für unnütz und unchristlich erklärten. Allein die meisten Lehrer und Christen übten diese Weise, den Juden ihre Religion aufzudringen, oft aus. Sie nahmen ihnen sogar ihre jungen Kinder, um sie wider den Willen der Aeltern im Christenthum zu erziehen: eine Ungerechtigkeit, welche durchaus nicht gelobt werden kann, wenn man gleich dabey die beste Absicht hatte. Dabey blieb aber der übel verstandene Eifer und der Haß der Christen gegen die Juden nicht stehen. Seit dem Jahr 1100 ohngefähr, haben die Juden besonders sehr viele Grausamkeiten von ihnen erlitten. Bald wurden sie geplündert, und aus ganzen Ländern verjagt, bald in großer Menge todtgeschlagen, bald so lange geplagt und gemartert, bis sie sich taufen ließen. So haben viele hundert tausend Juden, bis gegen das Jahr 1500 hin, ihr

Leben verloren. Es ist wahr, daß man sie oft beschuldigt hat, sie fügten den Christen heimlich allen möglichen Schaden zu, beschimpften und lästerten ihre Religion, tödteten auch häufig Kinder der Christen. Aber wenn gleich die Juden manchmal auch die Christen und ihre Religion beleidigt haben mögen, so sind doch die schlimmsten Verbrechen, welche man ihnen Schuld gab, nicht von der Obrigkeit gehörig untersucht und erwiesen worden. Man glaubte das Aergste, auch offenbare Verleumdungen von ihnen leicht, weil man sie haßte; und man haßte sie, theils wegen ihrer hartnäckigen Abneigung gegen die christliche Religion, theils wegen der Reichthümer, die sie unter und von den Christen zu erwerben wußten.

Sie treiben größtentheils Handelschaft,

VII. Denn da ihnen die Christen weder eigenthümliche Ländereyen zu besitzen, noch beynahe irgend ein Gewerbe zu treiben erlaubten, so ergaben sie sich fast alle der Handelschaft und dem Geldwucher; und sie thaten solches mit so vieler Geschicklichkeit, daß sie in kurzer Zeit große Schätze sammeln konnten. Man glaubt sogar, daß sie eine der nützlichsten Erfindungen nicht blos für Kaufleute, sondern überhaupt für die Menschen in ihren gesellschaftlichen Verbindungen unter einander zum Vorschein gebracht haben.

und erfinden die Wechselbriefe.

Das sind die Wechselbriefe: kurze schriftliche Versicherungen und Anweisungen, kraft deren man in allen, auch den entlegensten Ländern Geld empfangen, zahlen, vertauschen, oder auf viele andere bringen kann, ohne daß das Geld selbst verschickt werden darf; ein glückliches Mittel, die Güter des Lebens in großer Geschwindigkeit, und ohne Kosten weit herum unter den

Völkern

Völkern auszubreiten, und nach ihrem Werthe unter einander zu vertauschen. So wußten die Juden, als sie einmal aus Frankreich vertrieben wurden, und nichts von ihrem Vermögen mitnehmen durften, dasselbe durch Hülfe der Wechselbriefe nach Italien, wohin sie sich geflüchtet hatten, an sich zu ziehen. Allein außer der Handelschaft widmeten sich auch viele von ihnen der Gelehrsamkeit. Sie thaten dieses theils aus Neigung, die Kräfte ihres Verstandes nützlich zu üben; theils, weil sie gelehrte Hülfsmittel zur Erklärung und Vertheidigung ihrer Religion brauchten: und selbst das Beyspiel der christlichen und muhammedanischen Völker, unter welchen sie lebten, konnte sie dazu aufmuntern. Bisweilen genossen sie in christlichen Ländern einen ziemlich langen Schutz und ungestörte Ruhe. Noch mehr und länger wurde ihnen diese Sicherheit und völlige Religionsfreyheit unter der Regierung muhammedanischer Fürsten, ohngefähr seit dem Jahr 700, in mehrern asiatischen und afrikanischen Ländern, auch in Spanien besonders, zu Theil. Dieser Vortheile bedienten sich die Juden zu einem größern Fortgange in den Wissenschaften. Ihre Schulen von der höhern Art wurden immer blühender, und sie bekamen Gelehrte, dergleichen sie sonst niemals gehabt hatten: viele geschickte Arzneygelehrten, die selbst von den Christen häufig zu Rathe gezogen wurden; scharfsinnige Philosophen, Mathematikverständige, und andere mehr. Die Hauptbeschäftigung ihrer Gelehrten blieb freylich die jüdische Religionswissenschaft, so wie sie in ihren heiligen Schriften von Moses an, vorzüglich auch im Talmud enthalten

Sie ergeben sich auch den Wissenschaften.

 war.

war. Nach dem Jahr 1100 standen insonderheit viele gelehrte Schriftausleger des alten Testaments unter den Juden in Spanien und in andern Ländern auf. Man muß sogar gestehen, daß die Juden von dieser Zeit an, etliche hundert Jahre nach einander, die gedachten biblischen Bücher mit weit bessern Hülfsmitteln versehen erklärten, als die allermeisten Christen. Denn wenn gleich diese den Verstand derselben zuweilen richtiger einsahen als die Juden, weil sie ihn von ihren ältesten Lehrern gelernt hatten: so kannten sie doch nicht einmal die hebräische Sprache, in welcher die genannten Bücher geschrieben worden sind. Zwar dürft ihr nicht glauben, meine Lieben, als wenn die Juden um diese Zeit noch Hebräisch gesprochen hätten. Diese ihre erste Landessprache war schon vor der Geburt Christi bey ihnen außer Uebung gekommen: und in diesen spätern Jahrhunderten redeten sie entweder die Sprache der Länder, in welchen sie wohnten; oder sie gebrauchten eine aus abendländischen Sprachen, hebräischen und andern Wörtern zusammengesetzte Mundart, dergleichen noch das Jüdischdeutsche ist. Desto mehr Fleiß aber wandten ihre Lehrer darauf, das Hebräische, als eine ihnen unentbehrlich gewordne gelehrte Sprache, gründlich zu erlernen. Ihr Nachforschen in derselben, und ihre darüber verfertigten Schriften sind sehr nützlich geworden. In der That haben es die Christen den Juden zu danken, daß die ihnen eben so nothwendige hebräische Sprachwissenschaft sich bis auf die neuern Zeiten erhalten hat.

Die Reformation ver-

VIII. Solchergestalt lebten die Juden bis gegen das Jahr 1500 in einem sehr abwechselnden Zustande,

stande, zerstreut durch die drey damals bekannten Welttheile. Bald waren sie in einem Lande reich, angesehen, beliebt bey den Fürsten selbst, und hochgeschätzt wegen ihrer Wissenschaft; bald wurden sie in einem andern, oder auch in diesem selbst, aus geringen Ursachen alles des Ihrigen beraubt und verjagt, auch wohl von dem christlichen Pöbel auf die erste schlimme Nachrede, die er von ihnen hörte, angefallen, gemartert und umgebracht. Diese ihre veränderlich traurigen Schicksale hat die Reformation, die so unzähliches andere Gute in der Welt stiftete, und den Menschen so viele ihrer verlornen Rechte wiedergab, ebenfals verbessert. Da dieselbe nämlich die alte christliche Religionsverträglichkeit wieder einführte: so lehrte sie auch ein sanfteres Betragen gegen die Juden, und gewöhnte nach und nach die Christen daran, sogar in solchen Ländern, welche die Reformation nicht annahmen, dem Hasse und der Verfolgung derselben ein Ende zu machen. Zugleich aber wurde auch durch die Reformation den Juden der Uebergang zum Christenthum sehr erleichtert. Manche Lehren und Gebräuche der Christen wurden seitdem weggeschafft, welche den Juden überaus anstößig gewesen waren. Man suchte ihnen die Uebereinstimmung der christlichen Religion mit ihrem alten ächten Glauben begreiflich zu machen. Die christlichen Lehrer, sonderlich unter den Protestanten, brachten es in der Kenntniß der hebräischen und anderer morgenländischen Mundarten viel weiter, als die Juden selbst, und wurden daher desto geschickter, ihnen die richtigste Auslegung des alten Testaments zu zeigen. Nicht allein hörte aller Zwang bey diesen Bemühungen auf,

schaft den Juden mehr Ruhe und Wohlstand.

Erleichterte Bekehrung der Juden.

auf, sondern es widmeten sich auch bisweilen einige christliche Lehrer diesem Geschäfte ganz allein, die Juden zur Annehmung des Christenthums durch Gründe einzuladen.

Warum sie gleichwohl nur langsam fortgehe.

IX. Dennoch sind in diesen neuern Jahrhunderten, bey so vielen Beförderungsmitteln, die Beyspiele der Juden, welche sich aus freyer Ueberzeugung zum christlichen Glauben bekannt hätten, lange nicht so häufig gewesen, als man hätte hoffen sollen. Dazu tragen folgende Ursachen das meiste bey. Erstlich stehen die Juden in einer fast allgemeinen Verachtung bey den Christen; sie empfinden noch oft die Folgen derselben, und bestärken sich desto mehr in ihrer Abneigung gegen das Christenthum. Sie kennen zum Theil diese Religion nur wenig; finden aber die Uneinigkeit der Christen in Glaubenssachen, viele ihrer Mißbräuche, abergläubische Gewohnheiten und ärgerliche Sitten desto anstößiger. Die folgsame Ehrerbietung der Juden gegen den Talmud, und gegen alle von ihren Lehrern vorgetragene Religionsmeinungen oder Schriftauslegungen, ist auch so ausnehmend groß, daß jede Vorstellung dagegen wenig ausrichtet. Zu allen diesen Hindernissen kann man noch folgende setzen: daß die Juden stets fortfahren, sich für das Volk Gottes zu halten, das von Ihm mehr als alle andere Völker geliebt werde, und also auch die beste Religion besitze; — daß es ihnen beynahe unmöglich wird, eine so theure, so lange beybehaltene Erwartung abzulegen, als die von einem noch künftig erscheinenden Messias ist; — und daß selbst ihre Lebensart und ihre Gebräuche,

die von den Sitten der Europäer in so vielen Stücken abgehen, sie auch von der Religion derselben mehr entfernen. Ohngeachtet aller dieser Schwierigkeiten, welche sich unter den Juden selbst ihrem häufigern Uebertritte zur christlichen Religion entgegensetzen, scheint es doch, daß die Christen selbst diejenigen nicht eifrig genug aus dem Wege räumen, die sich auf ihrer Seite finden.

X. Noch jetzt also sind die Juden ein überaus merkwürdiges Volk. Sie haben zwar kein besonderes Vaterland im Besitze; sie stehen unter keinem allgemeinen Fürsten; einen großen Theil ihrer heiligsten Gesetze dürfen und können sie nicht mehr beobachten; sie reden nicht einmal einerley Sprache mehr, und leben beynahe unter allen Völkern der Welt vertheilt. Gleichwohl haben sie sich mit denselben seit den siebzehnhundert Jahren, während welcher diese Zerstreuung dauert, noch nicht so sehr vermischt, daß ihr Name und alles ihr Unterscheidendes sich verloren hätte, wie es so vielen andern alten Völkern gegangen ist, nachdem sie sich einer fremden Herrschaft hatten unterwerfen müssen. Die Juden haben vielmehr ihre älteste Sitten, Gebräuche und Vorschriften aller Art mit einer so standhaften Anhänglichkeit zu beobachten gesucht, daß sie in dieser Betrachtung, und weil sie für diesen ihren Eifer so ungemein viel gelitten haben, einigermaßen bewundert zu werden verdienen. Sie machen noch ein zerstreutes Volk von vielen hundert tausend Menschen in allen vier Welttheilen aus, die ihre Religion ziemlich ungestört üben dürfen, die Handelschaft glücklich treiben, auch selbst mancher-

Ihr neuester Zustand.

ley Wissenschaften und Künsten sich ergeben. Unter den christlichen Ländern sind sie in England und Holland am reichsten und angesehensten. Aber auch in manchen Gegenden von Deutschland genießen sie viele Freyheiten, besonders zu Berlin, Hamburg, Altona, und Frankfurt am Mayn. Eine große Menge derselben wohnt in Polen, wo ihr Wohlstand sehr blühend ist; und eine noch weit größere in dem türkischen Reiche. Es ist ihnen zwar bis jetzt der Eingang in manche Länder, wegen gewisser Besorgnisse der Fürsten und Obrigkeiten, untersagt. Allein die verdächtige Aufführung eines Theils von ihnen darf keineswegs allen beygemessen werden; und es hat genug rechtschaffene, sogar gegen Christen wohlthätige, auch gelehrte und gemeinnützige Männer unter den Juden bis auf die neuesten Zeiten gegeben. Dieses Volk, das Christum erwartet, und nicht kennet, scheinet recht darum sich vor unsern Augen zu zeigen, damit wir auch durch sein fortdauerndes Schicksal, seine Erhaltung und Zerstreuung, uns in dem Glauben befestigen mögen, der Erlöser der Welt sey wirklich zur Wiederherstellung der allgemeinen Glückseligkeit unter die Menschen gekommen.

Drittes Buch.

Geschichte der Römer nach Christi Geburt.

Erster Abschnitt.

Geschichte der Römer vom Ursprunge ihres Kaiserthums, bis zum Untergange der abendländischen Hälfte desselben.

Vom dreyßigsten Jahre vor Christi Geburt, bis zum Jahr 476 nach derselben.

Ohngefähr fünfhundert Jahre.

I.

Merkwürdigkeiten der spätern römischen Geschichte.

Auch die Römer sind noch ein Volk aus der alten Weltgeschichte, indem ihre Hauptstadt und ihr Reich bereits achthalb hundert Jahre vor Christi Geburt ihren Anfang genommen hatten. Aber in ihren Schicksalen sind sie sehr weit von den Juden unterschieden. Sie zerstörten das jüdische Reich, und ihr eigenes erhielt sich, unter vielfachem Verluste, doch beynahe funfzehnhundert Jahre. Weit früher gieng das römische Volk selbst zu Grunde: diejenigen, welche jetzt Römer heißen, sind größtentheils Nachkommen von ganz andern Völkern. Dagegen aber haben die Gesetze, Künste, Wissenschaften und Schriften der Römer, ja sogar ihre Sprache, so viele Hochachtung und Liebe, einen so starken

ken nützlichen Gebrauch bis auf unsere Zeiten beybehalten, daß man die Römer gleichsam noch immer Herren eines großen Theils der Welt nennen kann. Das ist auch noch in einem andern Verstande wahr. Denn ihr erinnert euch, meine Lieben, aus der Geschichte der christlichen Religion, daß ein christlicher Lehrer, der Bischof zu Rom, sich dieser Hauptstadt vor fast sechshundert Jahren bemächtigt habe, und aus derselben über viele europäische Völker als ihr geistlicher Fürst regiere. Außerdem werdet ihr dereinst in der deutschen Geschichte lesen, daß Rom vor beynahe tausend Jahren der Hauptsitz eines deutschen Kaiserthums, des vornehmsten Reichs unter allen christlichen, geworden sey, welches noch davon das römischdeutsche Reich genannt wird, ob ihm gleich der gedachte Bischof Rom längst entrissen hat. — Doch wir wollen nun die Geschichte der alten Römer wieder da anfangen, wo wir sie am Ende der alten Weltgeschichte gelassen haben. (Th. I. S. 377.)

Augustus wird der erste Kaiser der Römer.

II. Dreyßig Jahre vor Christi Geburt war Octavius, ein mächtiger Römer, durch die Gewalt der Waffen Herr von allen den Römern unterworfenen Ländern, und völliger Oberherr seiner Mitbürger geworden. Diese hatten zwar schon lange vorher entweder zugesehen, oder sich selbst dazu gebrauchen lassen müssen, daß einige herrschsüchtige Große unter ihnen sich, um das höchste Ansehen in ihrem Vaterlande zu erlangen, bekriegten, und durch alle andere Mittel verfolgten. Daher war auch die alte, auf die Gesetze gegründete Freyheit der Römer längstens so sehr entkräftet worden, daß sie schon mehr als einmal einem einzigen ihrer Mitbürger,

nicht aus freyer Wahl, und auf kurze Zeit, wie sonst ihren Obrigkeiten, sondern gezwungen, mit Verachtung der Gesetze durch denselben, und so lange er lebte, oder es ihm gefiel, hatten gehorchen müssen. Doch war von Zeit zu Zeit wieder einige Hoffnung entstanden, daß der alte römische Freystaat seine Rechte wieder erlangen könnte. Jetzt aber nahm derselbe gänzlich ein Ende. Octavius, von dem die Oberherrschaft der Römer, in ununterbrochener Reihe, auf viele andere Fürsten fortgepflanzt wurde, nahm von seiner Mutter Bruder, dem Julius Cäsar, den Namen Cäsar an: und so wurden auch die nächstfolgenden Fürsten der Römer aus dieser Familie Cäsaren genannt; woraus unser deutsches Kaiser erwachsen ist. Der römische Senat ertheilte nachmals dem Octavius den besondern Ehrennamen Augustus, das heißt, ein geheiligter, oder über alle Menschen weit erhabener Fürst. Unter diesem Namen ist er seitdem bey der Nachwelt bekannt geworden, und eben denselben hat man auch zu einem eigenthümlichen Namen der Kaiser gemacht. Freylich hatte es Augustus nicht durch Wohlthaten oder andere vortreffliche Handlungen verdient, daß ihn die Römer als ihren allgemeinen Landesherrn erkannten. Er besaß zwar viel Verstand und Klugheit; aber er hatte dieselbe nur auf eine listige Art angewandt, die Gesetze und die Freyheit seines Vaterlandes über den Haufen zu werfen. Und da er jedermann, auch die ehrwürdigsten Römer, die sich ihm widersetzten, aus dem Wege räumte: so hatte er unzähliche seiner Mitbürger ums Leben gebracht, oder wenigstens ihres ganzen Vermögens beraubt. Durch solche ungerechte und grausame

Gewalt=

Gewaltthätigkeiten war er endlich Herr von allen römischen Ländern geworden; und beynahe zweymal hundert tausend Soldaten, die bereit waren alle seine Befehle zu vollstrecken, machten, daß sich niemand mehr getrauete, ihm zu widerstehen.

Umfang seines Reichs.

III. Er gründete also das größte, mächtigste und am besten eingerichtete Reich, das noch in der Welt entstanden war: und das in allen drey Theilen derselben, welche man damals kannte. In Europa gehörten diejenigen Länder dazu, welche jetzt Italien, die Schweiz, Frankreich, Spanien, Portugall, England, die Niederlande, Ungarn, Griechenland, Macedonien, mit einem Wort, das mittägliche Europa bis gegen die polnischen und russischen Gränzen, auch das schwarze Meer hin, genannt werden; die Inseln des mittelländischen, ingleichen des zwischen Europa und Asia liegenden Meeres; von Deutschland aber nur dasjenige Stück, welches sich von der italiänischen, schweizerischen und französischen Gränze bis an die Donau und den Rhein erstreckt. Von Asien besaß er nicht allein die vielen Länder, welche zusammen Kleinasien genannt wurden; sondern auch Syrien, Palästina und andere Länder mehr, bis an den Euphrates und Tigris. In Afrika endlich war ihm nicht allein Aegypten, sondern auch der ganze Strich Landes längs der mittelländischen See unterwürfig, der jetzt unter dem allgemeinen Namen der Barbarey begriffen wird. Ein Fürst, dem so viele Länder gehören, und so viele Millionen Menschen in denselben unterthan sind, wird von den allermeisten für überaus glücklich und beneidenswerth gehalten. Allein da Augustus alle seine Macht

durch

durch das Unglück vieler hundert tausend seiner Mitbürger, über deren Güter und Leben ihm doch nicht das geringste Recht zustand, erworben hatte: so war ihm sein vermeintes Glück nur eine Erinnerung an so vieles Böse, das er gestiftet hatte.

IV. Doch eben von der Zeit an, da Augustus sich auf seinem Throne festsetzte, besserte er sein ganzes Betragen, und wurde ein eben so guter ruhmwürdiger Fürst, als er vorher verabscheuungswürdig gewesen war. Diese Veränderung kam anfänglich blos aus Klugheit her: — denn schon diese lehrt, daß jedermann, auch der Vornehmste, menschenfreundlich und billig handeln müsse, wenn er anders zufrieden leben wolle; — nach und nach aber gewöhnte sich auch seine Gemüthsart ziemlich daran. Er sah nämlich wohl ein, daß er, nach allem, was er gethan hatte, sich nicht versprechen dürfe, von seinen Unterthanen geliebt zu werden; ja daß er nicht einmal vor den Nachstellungen vieler von ihnen, deren Anverwandte und Freunde er umgebracht hatte, sicher seyn würde. Daher befleißigte er sich, eine ganz gelinde, gütige und gerechte Regierung zu führen. Er ließ den römischen Senat und alle übrige Würden und obrigkeitliche Aemter des alten römischen Freystaats stehen; ob er gleich, nach seiner höchsten Gewalt, über sie alle nach Gefallen befehlen konnte. Auch bezeigte er denselben oft so viele Hochachtung und Ehrerbietung, als wenn er gleich jedem andern römischen Bürger unter ihnen stände. Dadurch gewannen wenigstens die Gesetze und die Obrigkeiten ihr verlornes Ansehen wieder. Er selbst gab viele gute und weise Gesetze, hob eine Menge

Augustus erwirbt sich die Liebe seiner Unterthanen.

Menge grober Mißbräuche auf, die sich während der langen Verwirrung des römischen Staats in demselben eingeschlichen hatten, und führte überhaupt durchgehends die beste Ordnung ein, nach der sich jedermann, ohne Unterschied des Standes, richten mußte. Er stellte die innerliche Ruhe und den Frieden wieder her, den die Römer seit so vielen Jahren nicht gekannt hatten. Seine Gerechtigkeitsliebe wurde besonders hochgeschätzt: er saß nicht allein häufig und lange nach einander zu Gerichte, sondern vertheidigte sogar bisweilen selbst einen Beklagten vor dem Richterstuhl, wie ein anderer Sachwalter oder Advocat. Einst bat ihn einer seiner Soldaten, der auch vor Gerichte erscheinen sollte, um diese Dienstleistung. Augustus schlug ihm vor, sich lieber eines Sachwalters zu bedienen. „Ach!" sagte der Soldat, „ich habe dir nicht durch einen „Sachwalter in der Schlacht bey Aktium gedie„net." Diese Antwort gefiel dem Kaiser so wohl, daß er die Sache des Soldaten persönlich führte, und solche auch gewann. Mit diesen Gesinnungen verband er auch viele Freygebigkeit, Mäßigkeit ohne Pracht, Leutseligkeit und Herablassung. Einst überreichte ihm ein Römer mit zitternder Hand eine Bittschrift. Du thust ja nicht anders, sagte Augustus, um ihn aufzumuntern, als wenn du einem Elephanten etwas übergäbest. Durch eine solche Aufführung gewann er eine allgemeine Liebe bey den Römern, und er wurde der Vater des Vaterlandes einmüthig genannt.

Er vergiebt seinem mehrmaligen Feinde Cinna von neuem.

V. Am meisten aber wurden die Römer von der Großmuth gerührt, mit welcher er Beleidigungen vergab und vergaß. Es fehlte ihm unter so vielen seiner



Augustus vergibt seinem Feinde Cinna von neuem.

seiner Unterthanen, die ehemals durch ihn gelitten hatten, oder ihn als den Unterdrücker ihrer alten Freyheit betrachteten, nicht gänzlich an Feinden. Zuweilen wollte er sie kaum kennen; und als ihn einst sein Stiefsohn vor einem Römer warnete, der übel von ihm gesprochen haben sollte, so antwortete er: Erzürne dich darüber nicht sehr, daß es Leute giebt, welche übel von mir reden. Es ist genug, wenn ich versichert bin, daß mir niemand etwas übles anthun könne. Bey einer andern Gelegenheit wurde Augustus noch mehr bewundert. Cinna, der ehemals schon die Waffen wider ihn geführt hatte, stiftete mit andern vornehmen Römern eine Verschwörung wider sein Leben. Der Kaiser, der davon Nachricht erhielt, ließ den Cinna allein zu sich kommen, und verlangte von ihm, daß er ihn im Reden nicht unterbrechen sollte. Hierauf hielt ihm Augustus vor, wie er ihn als seinen erklärten öffentlichen Feind begnadigt, ihm seine Güter gelassen, und andere Wohlthaten erzeigt habe. Nach allem diesem, sagte der Kaiser, hast du beschlossen, mich umzubringen. Hier fieng Cinna an zu leugnen, daß er diesen Vorsatz jemals gefaßt hätte; allein der Kaiser überführte ihn so deutlich, indem er ihm alle Umstände seiner Verschwörung anzeigte, daß Cinna nunmehr bestürzt und beschämt schweigen mußte. Er konnte nun nichts anders als die Ankündigung seiner Strafe erwarten, als Augustus, nachdem er ihm die Größe und Thorheit seines Verbrechens ausführlich vorgestellt hatte, mit den Worten beschloß: Ich schenke dir, Cinna, zum zweytenmal das Leben: vormals als meinem Feinde; jetzt als einem Treulosen, der seinem

VIII. Kupfertafel.

Fürsten nach dem Leben trachtet. Laß uns von dem heutigen Tage an Freunde seyn, und künftig sehen, ob mein Vertrauen auf dich, oder deine Treue gegen mich größer sey! Nicht lange darauf trug ihm der Kaiser sogar das Consulat auf, und machte ihn dadurch zur nächsten Person im Reiche nach sich selbst. Diese so unerwartete und edelmüthige Güte machte einen solchen Eindruck auf den Cinna, daß er von dieser Zeit an dem Augustus eifrigst ergeben blieb.

Seine Rathgeber: Agrippa,

VI. So viele weise und gute Handlungen verrichtete Augustus nicht ohne den Beystand verständiger Männer. Ein Fürst, und wenn er nur auch über ein kleines Land herrscht, braucht doch immer treffliche Rathgeber, weil der Angelegenheiten, für die er sorgen muß, so vielerley, und darunter so wichtige und schwere sind, daß er gar leicht seine Unterthanen und sich selbst unglücklich machen kann, wenn er bey allem blos seinen Einsichten und Neigungen folgt. Augustus hatte solche Gehülfen seiner Regierung am Agrippa und am Mäcenas. Der erstere war nicht nur ein kriegerischer Held, dessen Geschicklichkeit der Kaiser hauptsächlich den Sieg bey Aktium zu danken hatte; er leistete auch im Frieden ihm und den Römern überhaupt die nützlichsten Dienste. Dieser sehr redliche und uneigennützige Freund des Augustus, Agrippa, gab ihm sogar einen Rath, welcher zeigte, daß er sein Vaterland und die öffentliche Wohlfahrt noch weit mehr liebte, als den Kaiser. Er suchte ihn zu bewegen, daß er den Römern ihre alte Freyheit wieder schenken, und dadurch beweisen möchte, er habe die Waffen nicht blos, um mächtig und reich zu werden,

ergriffen. Da er aber den Kaiser nicht zu diesem Entschlusse bringen konnte: so diente er ihm ferner mit seinem weisen Rathe, erleichterte ihm durch seine Geschäftigkeit die Regierung, und dämpfte auch einige während derselben entstandene Kriegsunruhen. Agrippa verschönerte unter andern auch Rom durch eine Menge von Gebäuden, die er nicht blos zur Zierde der Stadt, sondern selbst zum gemeinen Nutzen aufführen ließ; dergleichen die trefflichen Wasserleitungen, Brunnen und dazu gehörigen Gebäude, öffentliche Bäder, und dergleichen mehr waren. Der einzige alte römische Tempel zu Rom, der noch beynahe ganz übrig ist, den man aber längst in eine christliche Kirche verwandelt hat, ist auch vom Agrippa, unter dem Namen Pantheon, erbauet worden.

VII. Der zweyte von den vornehmsten Freunden und Rathgebern des Augustus war Mäcenas. Er blieb jedoch, was er seiner Herkunft nach war, ein römischer Ritter, und wollte, aus Liebe zur Ruhe, kein Amt bekleiden. Unterdessen war dieses bey ihm nicht Neigung zum Müssiggange; denn er leistete dem Kaiser bey wichtigen Geschäften seinen Beystand, ergab sich unaufhörlich den Wissenschaften und Künsten, und suchte desto mehr, da er selbst nichts brauchte und wünschte, das Glück würdiger Männer durch seine Fürsprache bey dem Kaiser zu befördern. Eben auch bey diesem scheint er, durch seine sanfte und menschenfreundliche Gemüthsart, viel zur Milderung seiner alten harten und rachgierigen Gesinnungen beygetragen zu haben. Einst sah er den Kaiser über einige Verbrecher Gericht halten, und merkte wohl, daß derselbe eben an dem Tage zu den strengsten Be- und Mäcenas.

strafungen geneigt war. Mäcenas, der nicht bis zu seinem Richterstuhl dringen konnte, warf ihm einen Zettel in den Schoos, worauf er die Worte geschrieben hatte: Steige doch einmal herab, du Scharfrichter! Diesen mehr als scherzhaften Verweis nahm der Kaiser so wohl auf, daß er die Gerichtssitzung sogleich endigte. Allein berühmter, als durch alles übrige, wurde Mäcenas durch seine ausnehmende Gewogenheit gegen die gelehrtesten Männer seiner Zeit. Man pflegt noch, ihm zum ehrenvollen Andenken, vornehme Gönner und Beschützer der Gelehrten Mäcenaten zu nennen: und sie verdienen diesen Namen alsdann eigentlich, wenn sie, gleich ihm, auch Kenner der Gelehrsamkeit selbst sind. Er lebte in der vertraulichsten Freundschaft mit den scharfsinnigsten und sinnreichsten Gelehrten unter den Römern, besonders mit dem Virgilius und Horatius. Dieser letztere hat ihn daher auch durch feine und wahre Lobsprüche der Nachwelt verehrungswürdig gemacht. Augustus gewann durch den Mäcenas desto mehr Liebe und Hochachtung gegen solche vortreffliche Männer. Er wurde zugleich ihr Wohlthäter und ihr Freund im täglichen Umgange; und auch er hat einen großen Theil seines immerwährenden Ruhms durch die unvergleichlich schönen Stellen erlangt, welche sie zu seiner Ehre in ihren Schriften eingerückt haben.

Augustus regiert glücklich über sein Reich;

VIII. Die Regierung dieses Kaisers über die Römer hatte schon dreyßig Jahre gewährt, als sich in seinem Reiche die allergrößeste, wunderbarste und für die Menschen heilsamste Begebenheit ereignete, die jemals in der Welt erfolgt war: die Geburt des Sohnes Gottes, von deren Folgen ihr an einem

nem andern Orte mehr gelesen habt. Augustus lebte noch vierzehn Jahre darüber, und hatte fast in allem einen glücklichen Fortgang. Den größten Theil seines Reichs erhielt er in beständigem Friede. In den von Rom und Italien entlegenen Ländern mußte er zwar zuweilen eine kurze Zeit Kriege führen; endigte sie aber immer siegreich, bis auf den einzigen mit unsern deutschen Vorfahren, von denen die Römer eine der härtesten Niederlagen erlitten. Augustus stand auch außerhalb seines Reichs in solchem Ansehen, daß ihm die Parther, das mächtigste und streitbarste Volk in den Morgenländern, freywillig die Fahnen zurückschickten, welche sie vor langen Jahren den Römern im Kriege abgenommen hatten. Sie ließen es sogar, als unter ihnen ein Streit über den Besitz ihres Reichs entstanden war, auf seinen Ausspruch ankommen, wer ihr König seyn sollte: alles aus Verehrung seiner Klugheit und der Stärke seiner Regierung. Aber wenn Augustus den Zustand seines Hauses, und die Beschaffenheit derer, welche ihm am liebsten hätten seyn sollen, betrachtete, hatte er desto weniger Ursache sich zu freuen. Er hatte eine einzige Tochter, und von derselben einige Enkel, die er an Kindes statt annahm, oder feyerlich für seine Söhne erklärte; ingleichen Enkelinnen. Allen gab er die beste Erziehung. Seine Tochter und seine Enkelinnen gewöhnte er zur eingezogenen Sittsamkeit, auch so sehr zur Arbeitsamkeit, daß diese kaiserliche Prinzessinnen Wolle spinnen mußten. Seine Enkel unterrichtete er selbst in den ersten Kenntnissen und Künsten, hatte sie fast beständig unter seinen Augen, und setzte, so oft er sie dem römischen Volke empfohl, al-

und ist unglücklich in seiner Familie.

lemal die Bedingung hinzu: Wenn sie es verdienen werden. Er glaubte also nicht, daß kaiserliche Prinzen, auch ohne Geschicklichkeit und Tugend, blos wegen ihres vornehmen Standes, Ehrenbezeigungen und wichtige Aemter erhalten müßten. Doch alle seine Hoffnungen in Ansehung seiner Nachkommenschaft wurden vereitelt. Seine Tochter und eine seiner Enkelinnen mußte er zur Bestrafung ihres lasterhaften Lebens an abgelegene Oerter, als Gefangene, verweisen. Einer seiner Enkel zog sich durch seine rohe Gemüthsart eben eine solche Entfernung von ihm zu. Seine beyden übrigen Enkel starben in der Blühte ihrer Jugend; und eben so zeitig verlor er seiner Schwester Sohn Marcellus, der schon treffliche Erwartungen von sich erregt hatte. Unterdessen konnte sich der Kaiser bey allen diesen traurigen Vorfällen damit trösten, daß er nichts durch sein Versehen dazu beygetragen hätte. Ihr könnt euch, meine Lieben, an diesen berühmten Fürsten oft und auf eine sehr angenehme Weise erinnern, wenn ihr die römischen Geschichtschreiber und Dichter leset, die sein Andenken erhalten haben. Ihr könnt es aber auch so oft thun, als ihr denjenigen Monat nennt oder nennen hört, der ihm zu Ehren den Namen Augustus bekommen hat, da er vorher Sextilis, oder der sechste Monat geheissen hatte.

Seine nächsten Nachfolger quälen ihre Unterthanen.

XI. Nach seinem Tode empfanden es die Römer erst nachdrücklich, wie glücklich sie unter ihm gewesen waren. Man sagte daher von ihm, er hätte entweder niemals geboren werden müssen (weil er anfänglich so viel Böses stiftete), oder niemals sterben sollen, (weil er nachmals über vierzig Jahre lang seinen

nen Unterthanen so viel Gutes erwiesen hatte: wenn gleich nicht eben als ein völlig tugendhafter Fürst; doch mit Gesinnungen und Anstalten, die ihnen überaus nützlich wurden). Es folgte darauf eine Zeit von mehr als funfzig Jahren, da die Römer durch die schändlichsten und schlimmsten Kaiser unbeschreiblich viel litten. Zwar ist es unangenehm, böse, und so gar außerordentlich böse Menschen kennen zu lernen; sie verdienen vielmehr vergessen zu werden: so wie man ihre Handlungen nicht ohne Verabscheuung nennet. Aber doch ist es dienlich, etwas von diesen schädlichen Fürsten hier zu sagen: theils damit ihr einsehen möget, daß in der Geschichte jedermann, auch der Größte und Mächtigste, streng, und blos nach dem Werthe seiner Thaten beurtheilt werde; theils auch deswegen, weil ihr dadurch recht lebhaft begreifen werdet, welch eine unschätzbare Wohlthat es sey, einen weisen und gütigen Fürsten zu haben. Der Nachfolger also des Augustus in der Regierung war sein Stiefsohn Tiberius: ein so argwöhnischer und mißtrauischer Fürst, daß er fast jeden rechtschaffenen Mann, der in einigem Ansehen stand, für seinen Feind hielt, weil er es empfand, daß derselbe besser und liebenswürdiger sey als er selbst. Anstatt daß Augustus seine und seiner Unterthanen Wohlfahrt auf das genaueste mit einander vereinigt hatte, bildete sich Tiberius fälschlich ein, daß seine Glückseligkeit von der Römer ihrer ganz verschieden wäre, und von ihnen am meisten zu befürchten hätte. Er war stets voll unruhiger Besorgniß, und lauter Verstellung. Daher ließ er auch eine große Anzahl der trefflichsten Männer hinrichten, und schonte seiner ei-

genen Familie nicht. Er gestand, daß er sich nichts darum bekümmere, ob er von seinen Unterthanen gehaßt werde; aber ein Fürst, der sich mit Willen um die Liebe seines Volks bringt, ist elender, als der geringste in demselben. — Den Tiberius übertrafen zween andere Kaiser, Caligula und Nero, an Grausamkeit und Mordlust: sie hatten auch ihres Gleichen nicht an Verschwendung und Raubsucht, an üppiger Wollust und vielerley Thorheiten. Sie steckten ebenfals in groben Irrthümern: zum Beyspiel, als wenn ein Fürst mit seinen Unterthanen nicht nach den Gesetzen menschlich und gerecht umzugehen schuldig sey, sondern mit ihnen, wie es ihm nur einfiele, verfahren könne; ingleichen, als wenn er die Einkünfte, die er von ihnen bekömmt, zu unnützer Pracht und ausschweifenden Lustbarkeiten, nicht aber zu ihrem Besten anwenden dürfe. So ließ Caligula mit unsäglichen Kosten von einem Ufer des mittelländischen Meeres bis zum andern eine Brücke bauen, blos damit er sich rühmen könnte, daß er und viele tausend Römer über die See wie über festes Land gegangen wären. Nero hingegen ließ heimlich die Stadt Rom selbst anzünden, damit er das Schauspiel einer brennenden Stadt vor Augen haben möchte, und sie prächtiger wieder aufbauen könnte. Da er fand, wie sehr man ihn deswegen haßte, beschuldigte er die Christen zu Rom, daß sie dieses Feuer angelegt hätten, so daß die meisten derselben durch grausame Martern hingerichtet wurden. Darauf bauete er mit unermeßlichem Aufwande sein goldenes Haus, oder einen Palast, der nicht allein überall von Golde und allen andern Kostbarkeiten glänzte, sondern auch den Umfang einer

großen

großen Stadt hatte, indem er außer unzähligen Gebäuden auch Gärten, Lustwälder, Seen, Holzungen mit wilden Thieren angefüllt, und andere Abwechselungen der Natur in sich begriff. Das Werk an sich war bewundernswürdig; aber das dazu nöthige Geld war durch die Beraubung, oder durch den Tod vieler tausend Menschen zusammengebracht worden. Und überhaupt wurde diese ganze Herrlichkeit nur zu einer eiteln und überflüßigen Schau dargestellt, während daß Nero seine Regierung und alle nützliche Unternehmungen vernachläßigte, vielmehr auf den öffentlichen Schauplätzen in Italien und Griechenland mit den Harfenspielern um den Preis in der Musik stritt. Endlich wurde den Römern die Wut und der Unsinn dieser Fürsten, die nur auf ihren Untergang bedacht waren, unerträglich. Sie ermordeten den Caligula; und Nero nahm sich selbst das Leben, damit er nicht vom Senate, als ein Feind der allgemeinen Wohlfahrt, mit einer schmerzlichen Todesstrafe belegt werden möchte.

Die Sitten der Römer verschlimmern sich zu gleicher Zeit.

X. Das war aber nicht das einzige Unglück der Römer, daß unzähliche von ihnen, unter der Regierung dieser Fürsten, ihr Vermögen und ihr Leben verloren, auch die übrigen keinen Augenblick sicher waren, es länger zu behalten. Ein nicht geringeres Uebel, welches diese Kaiser stifteten, bestand darinne, daß die Sitten ihrer Unterthanen immer mehr verwilderten. Die Römer waren zwar schon lange vor Christi Geburt, wie ihr in ihrer ältern Geschichte (Th. I. S. 338) gelesen habt, von ihrer alten Mäßigkeit zur schwelgerischen Pracht, Weichlichkeit und Verschwendung übergegangen. Darauf hat-

ten sie durch die langen bürgerlichen Kriege, in welchen sie einander selbst, einigen Großen zu gefallen, aufrieben, eine kriegerische Wildheit und ein Betragen angenommen, das nicht mehr den Gesetzen, auch nur dem Scheine nach, folgte; sondern blos von ihren heftigen Begierden und Leidenschaften beherrscht wurde. Die lange Regierung des Augustus wurde ihnen auch dadurch vortheilhaft, daß sie diesen rauhen und zügellosen Sinn milderte, die Ehrerbietung gegen die Gesetze wiederherstellte, und eine allgemeine Liebe zur äußerlichen Ehrbarkeit festsetzte. Alles dieses warfen seine Nachfolger gänzlich über den Haufen, und fügten dadurch nicht nur ihren Zeitgenossen, sondern auch der Nachkommenschaft einen unersetzlichen Schaden zu. Diese elenden Kaiser verachteten und verspotteten alle Gesetze, ob sie gleich zur Beschützung derselben eigentlich vorhanden waren; ihr lasterhaftes Beyspiel aber verführte die meisten Römer zur Nachahmung, weil doch die mehresten Menschen sich nach dem Muster der Großen und Mächtigen richten. Ein großer Theil der Römer also verlor jetzt alle Empfindung der Tugend; sie sahen das Laster ungestraft, geehrt und belohnt: nothwendig mußte sie dieses reizen, sich demselben gleichfals zu ergeben. Ueberhaupt lebten sie, die schon lange keine Freyheit mehr, und nun auch kein geliebtes wohlthätiges Vaterland mehr kannten, als Knechte, die, mit ängstlicher Furcht vor jedem Einfall und Befehl ihrer Wüteriche erfüllt, nur zufrieden waren, wenn sie den Willen derselben erfüllen konnten. Sie wurden Werkzeuge der Grausamkeit und Raubsucht ihrer Kaiser; klagten sich,

um

um von denselben Belohnungen zu erhalten, einander unaufhörlich an; Freunde und Anverwandte verriethen einander; Treue und Vertrauen hörten beynahe auf: Verstellung aber wurde desto herrschender. Die römischen Soldaten waren nicht mehr, wie in den ältern Zeiten, Bürger, welche die Waffen auf eine Zeit lang zur Vertheidigung ihres Vaterlandes ergriffen hatten; — auch nicht einmal mehr, wie unter dem Augustus, beständig bewaffnete Römer, die zur Befestigung der kaiserlichen Regierung, zur Erhaltung der innerlichen und auch von fremden Völkern vielleicht gestörten Ruhe und Sicherheit des Reichs nothwendig zu seyn schienen. Es waren nunmehr fürchterliche und unwiderstehliche Gehülfen der Kaiser bey ihren Mordthaten, Gelderpressungen und andern Gewaltthätigkeiten. Daher bekamen sie auch von diesen Fürsten viele Geschenke und Freyheiten; wurden aber dadurch bald so frech und mächtig, daß es hauptsächlich auf sie ankam, wer Kaiser werden sollte: und dazu entschlossen sie sich nach der Hoffnung der stärksten Freygebigkeit. Zu allen diesen verdorbenen Sitten der Römer dieser Zeit kam, ebenfals durch die Schuld der Kaiser, die auf das höchste gestiegene Ueppigkeit, wollüstige Zärtlichkeit und Verschwendung. Nur das Erkünstelte, Ausländische und ungemein Kostbare gefiel und schmeckte den reichen Römern. Zwar sind die Reichen überall und zu allen Zeiten gewohnt gewesen, ohngefähr eben solche Neigungen zu haben. Allein es ist wohl schwerlich die Prachtliebe, Weichlichkeit und Schwelgerey zu einer solchen Höhe von unsinnigen Mißbräuchen gekommen, als damals unter den Römern.

XI. Frey-

Tugend, und besonders Vaterlandsliebe zeigen sich noch zuweilen.

XI. Freylich giengen Rechtschaffenheit und Tugend, so sehr sie auch dem Haß und der Verfolgung ausgesetzt waren, nicht ganz zu dieser Zeit bey den Römern unter; aber desto seltner wurden sie. Es fanden sich doch in allen Ständen und von beyderley Geschlechte Personen, welche gut und edel dachten und handelten, Wahrheit und Gerechtigkeit unerschrocken auch gegen den blutdürstigen Fürsten behaupteten, und selbst im Tode noch, den sie leiden mußten, standhaft und gelassen bey dem Vertrauen auf ihre Unschuld blieben. So viel Stärke des Geistes nahmen selbst Heiden aus dem Bewußtseyn, daß sie ihre Pflichten nach ihrer besten Einsicht erfüllt hätten. Unterdessen nahm die Verwirrung des römischen Reichs immer zu. Die muthwilligen Soldaten wählten in Einem Jahre drey Kaiser, von denen sie zween bald wieder ermordeten. Der dritte, welcher Otho hieß, nahm sich selbst das Leben. Hieran sündigte er zwar sehr, ob er gleich als ein Heide nicht glaubte, daß er dadurch unrecht handle; aber seine Denkungsart und Absicht, in welcher er solches that, war wenigstens rühmlich. Ein anderer Kaiser war ihm schon entgegengesetzt, dessen Kriegsheer das seinige überwunden hatte. Er konnte jedoch den Krieg noch eine Zeit lang fortsetzen; seine Feldherren und Soldaten munterten ihn mit vielem Muthe und Merkmalen der Treue dazu auf.

Tod des K. Otho für sein Vaterland.

Otho allein beschloß durch seinen freywilligen Tod dem Kriege ein Ende zu machen, der, weil ihn die Römer selbst mit einander führten, immer höchst beklagenswürdig war, er mochte ausfallen wie er wollte. Mein Gegner, sagte er, hat den bürgerlichen Krieg angefangen; ich aber will durch mein Beyspiel

zeigen,

zeigen, daß es in einem solchen Kriege an Einer Schlacht genug sey. Darnach mag die Nachwelt den Otho beurtheilen! Ich will keinesweges zugeben, daß so viele römische Jünglinge, so viele treffliche Heere einander niederhauen, und dem Staate entrissen werden. — Man sieht, daß Otho sein Vaterland und seine Mitbürger mehr als sich selbst geliebt habe: und das zeigt gewiß eine erhabne Seele an.

Vespasianus verschafft dem römischen Reiche neuen Wohlstand.

XII. Endlich wurde das römische Reich aus seiner langwierigen Zerrüttung durch den Vespasianus gerissen, der, nach vielem vorhergegangenen Blutvergießen, im Jahr 70 auf den Thron kam. Er war nicht nur der geschickteste und glücklichste Feldherr dieser Zeit, sondern auch, welches die Römer noch weit mehr brauchten, ein eifriger und strenger Freund aller guten Ordnung; und überhaupt hatte er die allermeisten Eigenschaften eines trefflichen Fürsten. Nachdem er den Frieden und die öffentliche Sicherheit wiederhergestellt hatte, hob er eine Menge schlimmer Mißbräuche auf, die bisher ungescheut waren begangen worden. Vornehmlich bezähmte er die freche und ungestüme Aufführung der Soldaten, die sich alles erlaubt zu seyn glaubten. Er führte die bey ihnen vergessene Kriegszucht wieder ein, ohne welche dieser Stand dem Vaterlande mehr schädlich als nützlich wird. Selbst an ihren Befehlshabern (die wir jetzt Officiere zu nennen pflegen,) duldete er keine Weichlichkeit. Als er daher einem jungen Römer eine solche Stelle ertheilt hatte, und dieser vor ihm ganz duftend von wohlriechenden Salben erschien, um sich dafür zu bedanken, schüttelte der Kai-

ser den Kopf dazu, gab ihm einen Verweis, und sagte: Ich wollte lieber, daß du nach Knoblauch röchest! er nahm ihm sogar seine Stelle wieder. — Den römischen Senat, der durch viele unwürdige Mitglieder sein altes ehrwürdiges Ansehen ganz verloren hatte, besetzte er mit lauter Männern von Einsicht und Redlichkeit. Er gestattete nicht weiter, daß sich die gerichtlichen Händel (die jetzt Processe heissen,) viele Jahre lang, zum Schaden der Unschuldigen, verzögern durften. Auch sorgte er dafür, daß jedermann, dem etwas während der bisherigen Verwirrung unrechtmäßiger Weise entzogen worden war, dasselbe wieder bekam. — Bey dieser Liebe zur Gerechtigkeit war er doch so menschenfreundlich, daß er die ärgsten Missethäter nicht ohne Seufzer, bisweilen sogar Thränen, zu ihrer Hinrichtung konnte fortführen sehen. So viel Klugheit er auch besaß, so war er doch sehr geneigt, verständigen Rath anzunehmen; und sagte daher zu den Senatoren, in deren Versammlung er sich sehr fleissig einfand, sie möchten ihre Meinung frey sagen, indem er sie nicht deswegen zusammenkommen liesse, damit sie seinen Willen ohne Prüfung bestätigen, sondern ihm vielmehr gute Rathschläge ertheilen möchten, denen er folgen könnte. — Er verachtete Titel, Gepränge und äußerliche Ehrenbezeigungen, war sehr leutselig, und bereit, auch Leuten von der niedrigsten Art Gehör zu geben. Die Ankläger, welche bisher bey den Kaisern so beliebt gewesen waren, galten bey ihm nichts; anstatt solche schädliche Leute, die von anderer Unglück lebten, aufzumuntern, begnügte er sich daran, gewiß erwiesene Verbrechen bestrafen

zu

zu lassen. Er schenkte sogar denen das Leben, die sich wider seine Regierung verschworen hatten. Sie verdienen, sagte er, mehr Mitleiden als Strafe: denn sie wissen nicht, was für eine große Last die Regierung sey. Man sagte daher von ihm, daß die höchste Gewalt bey ihm keine andere Veränderung gestiftet habe, als daß er so viel Gutes thun könnte, wie er nur wollte. — Die Römer warfen ihm beynahe nichts als seinen Geldgeiz vor. Denn er bediente sich aller, auch nicht immer wohlanständiger Mittel, um sehr viel Geld zusammenzubringen. Hätte er dieses blos darum gethan, um starke Reichthümer für sich zu sammeln: so würde er allerdings jenes Lasters schuldig gewesen seyn, das einem Fürsten eben so schimpflich ist, als unbesonnene Verschwendung. Allein Vespasianus brauchte seine Schätze zum allgemeinen Besten. Die vorigen Kaiser hatten die öffentliche Schatzkammer so sehr erschöpft, daß es ihm überaus schwer fiel, dieselbe anzufüllen. Indem er aber dieses that, wandte er das Geld zur Wiederaufbauung von Städten, die durch Feuer oder Erdbeben untergegangen waren; zur Unterstützung wohlverdienter, aber dürftiger Männer; zur Errichtung herrlicher Gebäude in dem ziemlich verwüsteten Rom; zur Ausbesserung der Landstraßen, und zu andern nützlichen Unternehmungen an. Unter andern bauete er zu Rom den großen runden Schauplatz, oder das Amphitheatrum zu Fechterspielen und Thierkämpfen, das von dem Namen seiner Familie das Flavische genannt wurde, und noch immer in seinen weitläuftigen Trümmern, die so viele Festigkeit und Schönheit anzeigen, bewundert wird.

wird. Jetzt nennen es die Römer das Coliseo, weil eine ungeheuere Bildsäule, oder ein Colossus, in der Nähe steht. Die ruhmwürdige Freygebigkeit des Vespasianus erstreckte sich besonders auch auf Gelehrte und Künstler von mancherley Art. Er war der erste Kaiser, der die Lehrer der griechischen und römischen Beredtsamkeit zu Rom durch eine jährliche Besoldung, die er ihnen anwies, zu öffentlichen Lehrern machte, anstatt daß sie bisher nur einen ungewissen Unterhalt von vermögenden Römern bekommen hatten. Als Vespasianus endlich merkte, daß sein Tod sich nähere, wollte er auch noch in demselben zeigen, daß seine unermüdete Geschäftigkeit wenigstens seinen Geist nicht verlassen habe. Er sagte zu den Umstehenden: Ein Kaiser muß stehend sterben! stand auf, und verschied in ihren Armen.

Geschichte des Titus vor seiner Regierung.

XIII. Auf diese glückliche Regierung von zehn Jahren folgte sogleich eine andere, die von den Römern noch mehr geliebt wurde. Titus kam an die Stelle seines Vaters, des Vespasianus, auf den Thron: eben derselbe Prinz, den ihr bereits in der jüdischen Geschichte, als den Eroberer von Jerusalem, und als einen großen Menschenfreund, auch wenn er die Waffen gegen seine Feinde führte, kennen gelernt habt. Er hatte von seiner ersten Jugend an, durch eine angenehme Bildung, viele Fähigkeiten, Kenntnisse, Geschicklichkeit in Leibesübungen und andere Vorzüge, besonders aber durch ein sehr gutes und sanftes Herz, durch Bescheidenheit, auch nachdem er schon edle Handlungen öffentlich verrichtet hatte, und durch einen thätigen Eifer, seinem Vaterlande zu dienen, die Aufmerksamkeit und die Liebe sehr vieler

Römer auf sich gezogen. Tapferkeit, Klugheit und Großmuth empfohlen ihn noch mehr, seitdem er der Ueberwinder der Juden geworden war. Sein Vater nahm ihn zu seinem Reichsgehülfen an; allein es gab Leute, welche ihn bey demselben in den Verdacht zu setzen suchten, als wenn er die Regierung in den Morgenländern an sich allein ziehen wollte. Um diese Verleumdung zu zerstören, begab sich Titus aus diesen Gegenden geschwind nach Italien. Als er daselbst angekommen war, eilte er so sehr, daß er sich eines Lastschiffes bediente, ohne alle Geräthschaft und Begleitung zu Rom anlangte. So überraschte er seinen Vater, und rief demselben, voll von dem Bewußtseyn seiner Unschuld, zu: Hier bin ich, mein Vater! hier bin ich! Nun zeigte sich aber eine unerwartete Veränderung in seinen Sitten. Er begieng manche harte und fast grausame Handlungen, überließ sich einer wollüstigen Lebensart mit schlechten Gesellschaftern, und verkaufte den streitenden Partheyen günstige Urtheile. Schon fürchteten sich die Römer, daß er dereinst einer der schlimmsten Kaiser werden möchte.

Er wird einer der liebenswürdigsten Fürsten.

XIV. Aber diese Besorgnisse, welche Titus erregt hatte, verwandelten sich in ein seltenes Lob, nachdem er den Thron bestiegen hatte. Man merkte nunmehr, daß er sich zwar zu Ausschweifungen habe hinreißen lassen, die ihm sein Alter und seine hohe Gewalt, seine Vertrauten, und die Reizungen einer üppigen Stadt als erlaubt oder doch erträglich vorstellten; daß er aber als Kaiser die Kräfte seines Geistes wieder zu sammeln anfieng, um seine noch größer und schwerer gewordene Pflichten zu erfüllen. Es ist et-

was gewöhnliches, daß ein junger Prinz, der lasterhaft gelebt hat, eben so und noch ärger zu leben fortfährt, wenn er zur Regierung gekommen ist. Denn alsdann glaubt er, daß die Gesetze für ihn gar nicht gegeben wären. Daß er hingegen besser und tugendhafter werde, wenn er alle Macht in die Hände bekommen hat: das kostet eine überaus schwere Anstrengung der Seele, und gelingt daher auch nur wenigen von denen, die es versuchen. Titus wählte sich sogleich weise Freunde und Rathgeber. Er hob den Umgang mit seiner vorigen Gesellschaft so ernstlich auf, daß er sich auch Personen und Ergötzlichkeiten, die er ehemals ausnehmend geliebt hatte, gänzlich versagte. In allem bewies er leutselige Güte und Wohlwollen gegen jedermann; doch nicht ohne kluge und gerechte Absichten und Anstalten. Sonst mußte jeder Römer von einem neuen Kaiser sich die Bekräftigung der von dem vorhergehenden erhaltenen Gnadenbezeigungen ausbitten. Titus aber wollte keinen rechtschaffenen Mann in der Ungewißheit seiner Besitzungen lassen: er bestätigte daher durch einen einzigen Befehl alle Schenkungen seiner Vorgänger. Gleich anfänglich entschloß er sich, niemanden, der ihn um etwas bitten würde, ohne alle Hoffnung von sich zu lassen. Seine Hofbedienten erinnerten ihn zuweilen bey einer solchen Gelegenheit, daß er mehr verspräche, als er halten könne; er gab aber zur Antwort: Von einem Fürsten darf niemand traurig weggehen! Als Kaiser war er doch immer im Stande, dem Bittenden auf irgend eine Weise Wohlthaten zu erzeigen. Wirklich zählte er auch die Tage seiner Regierung nur nach dem Guten, das er an denselben vertheilt hatte.

Daher

Daher sagte er einst bey seiner Abendmahlzeit, als er sich erinnerte, daß er an dem verflossenen Tage niemanden etwas Gutes erzeigt habe, mit einer traurigen Empfindung: Meine Freunde, ich habe diesen Tag verloren! Das waren in der That fürstliche, das heißt, einem Fürsten zur Ehre gereichende Worte, weil dieser eben deswegen in seine hohe Stelle von Gott gesetzt ist, damit er gleichsam im Namen Desselben unaufhörlich wohl thue, wenigstens stets dazu bereitwillig sey. Um solcher Gesinnungen willen, die beym Titus nicht blos in Worten sich äußerten, hat man ihn die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts genannt.

Seine vortreffliche Regierung.

XV. Seine Menschenliebe hinderte ihn nicht, böse und schadenfrohe Menschen zu strafen. Noch schärfer als sein Vater züchtigte er die Angeber, welche sonst durch Anklagen und erdichtete oder vergrößerte Beschuldigungen gegen ihre Mitbürger, sich Belohnungen zu erwerben wußten. Doch begnügte er sich immer an Leibesstrafen der Verbrecher; er ließ niemals einen hinrichten, und versicherte mit einem Eide, er wolle lieber umkommen, als umbringen. Bey Beleidigungen, die ihm selbst zugefügt wurden, bezeigte er sich noch gelinder: er wollte keinen deswegen bestraft wissen. Denn, sagte er, niemand kann mich beleidigen oder beschimpfen, weil ich nichts thue, das Tadel verdiente. An dasjenige aber, was man fälschlich von mir ausstreuet, kehre ich mich ganz und gar nicht. Zween vornehme Römer suchten ihm einmal das Reich zu entreißen. Als ihre Treulosigkeit dem Titus entdeckt wurde, ermahnte er sie, von ihrem Vorhaben abzustehen, weil das Reich

doch keinem andern zu Theil würde, als dem es von Gott bestimmt wäre; verlangten sie aber außerdem etwas, setzte er hinzu, so wolle er es ihnen geben. Gleich darauf ließ er der Mutter von einem dieser beyden, welche über das Schicksal ihres Sohns sehr bekümmert war, melden, er habe nichts zu befürchten. Beyde zog er noch an demselben Abende zu einer vertraulichen Mahlzeit, und ließ sie am folgenden Tage, da er einem Fechterspiele zusah, neben sich sitzen; gab ihnen auch die Dolche der Fechter, die ihm gewöhnlichermaßen vorgelegt wurden, zur Besichtigung in die Hand. So sehr suchte er seine Feinde durch Großmuth zu überwinden! — Die Freygebigkeit, gefällige Freundlichkeit und Herablassung, mit welcher er dem römischen Volke begegnete, war größer, als diese Tugenden jemals von einem Kaiser waren ausgeübt worden. Desto mehr wurde auch Titus geliebt: denn ein Fürst, der bisweilen seinen erhabenen Stand zu vergessen scheint, um sich an die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen zu erinnern, gewinnt alle Herzen seiner Unterthanen. Die Römer litten eben damals viel von einigen fürchterlichen Landplagen. Der feuerspeyende Berg Vesuvius, in der Nachbarschaft von Neapolis, warf Flammen, Asche und Steine in unbeschreiblicher Menge aus, und machte das Land weit herum zu einer Wüste. Mit diesem Ausbruche war ein heftiges Erdbeben verbunden. Die brennende Asche des Berges wurde in weit entlegene Länder getragen, verdunkelte die Luft, und verwandelte zu Rom den Tag plötzlich in Nacht. Verschiedene Städte, nicht weit vom Vesuvius, wurden dadurch verschüttet und begraben; unter andern Hercula-

culanum und Pompeji, von welchen man vor mehr als dreyßig Jahren einen großen Theil an Straßen und Gebäuden wieder entdeckt, und schöne Kunstwerke daraus hervorgezogen hat. Andere Städte wurden zugleich beschädigt, und unzähliche Menschen kamen ums Leben. Sobald Titus von diesem Elende hörte, wand er alles an, um den Nothleidenden zu helfen, und reiste selbst in die gedachten Gegenden. Er war noch daselbst, als eine schreckliche Feuersbrunst einen großen Theil von Rom in die Asche legte. Die Pest folgte gleich darauf, und riß viele Menschen ins Grab. Sogleich kam der Kaiser nach Rom zurück, tröstete das Volk durch öffentliche Ausschreiben, ließ allen Schaden, den der Brand gestiftet hatte, auf seine Kosten ersetzen, und nahm die Beyträge nicht an, welche ihm reiche Personen, ganze Städte, sogar auswärtige Könige dazu anboten. Er wollte gleichsam allein als der Vater seiner Unterthanen angesehen seyn.

XVI. Gleichwohl konnte er dieses nur eine kurze Zeit bleiben: er regierte nicht viel über zwey Jahre, und lebte kaum ein und vierzig. Das war sehr traurig für die Menschen, werdet ihr denken, meine Lieben, daß ein so guter Fürst so bald sterben mußte. Aber es giebt mehr solcher Beyspiele in der Geschichte. Vortreffliche Jünglinge sind oft aus der Welt gegangen, wenn man von ihnen ungemein viel Gutes hoffen konnte; und lasterhafte Menschen sind dagegen alt geworden, ob sie gleich andern nur zur Plage lebten. Warum Gott dieses geschehen lasse? weiß er allein recht genau. Wir bewundern es, und lernen doch immer viel aus solchen Vorfällen; aber

und sein frühzeitiger Tod.

beklagen dürfen wir uns darüber nicht; ein jeder von uns ist vielmehr schuldig, sich so eilend und eifrig der tugendhaften Vollkommenheit zu nähern, als wenn er nur eine kurze Zeit zu leben hätte. Als Titus merkte, daß sein Ende herannahe, beklagte er sich darüber, daß er in der Blüthe seiner Jahre die Welt verlassen müsse: eine Klage, die bey dem rechtschaffenen Heiden wohl verzeihlich ist, weil er noch sehr viel Gutes unter den Menschen zu stiften entschlossen war. Er setzte hinzu, daß er sich nur einer einzigen Handlung bewußt sey, die ihn gereuete. Freylich darf ein Christ auch diese Worte nicht hören lassen: denn er weiß, daß er gar oft, wenn gleich aus Uebereilung, Handlungen begehe, die ihn gereuen müssen. Aber es vermehrt doch die Hochachtung gegen den Titus, wenn man sieht, wie er am Beschlusse seines Lebens dasselbe überdenkt, und, so weit seine Einsichten reichten, nur eine vorsätzliche That findet, die er wünschte nicht verrichtet zu haben. Sein Tod wurde so sehr betrauert, als wenn jede Familie eines ihrer Glieder verloren hätte. Man pries ihn weit lauter und nachdrücklicher als bey seinem Leben, da es hätte scheinen können, daß die Lobsprüche, welche man ihm gab, nur Schmeicheleyen wären.

Sein abscheulicher Bruder Domitianus regiert nach ihm.

XVII. Eben dieser Fürst, der nur zwey Jahre lang der Wohlthäter seiner Unterthanen seyn konnte, hatte seinen jüngern, ihm ganz und gar unähnlichen Bruder, Domitianus, zum Nachfolger, der funfzehn Jahre hindurch die Römer peinigte. Oft war Titus bereits durch die boshaften Reden und Anschläge desselben beleidigt worden. Er konnte aber durch alle diese Feindseligkeiten nicht bewogen werden,

seinen

seinen Bruder zu strafen. Vielmehr begegnete er ihm stets als seinem Mitgenossen am Reiche, und künftigen Nachfolger; und zuweilen bat er ihn insgeheim mit Thränen, er möchte doch endlich einmal brüderliche Gesinnungen gegen ihn annehmen. Aber alle diese Bemühungen waren vergeblich: Domitianus, der frühzeitig sich den Lastern überlassen hatte, haßte daher seinen tugendhaften Bruder desto mehr. Titus hatte die Macht, einen andern Nachfolger im Reiche zu ernennen: und er würde daran auch sehr wohl gethan haben; allein die brüderliche Liebe hielt ihn davon zurück. Domitianus vereinigte, wie ehemals Tiberius und andere böse Kaiser, die ärgsten Laster in seiner Person, besonders Ungerechtigkeit, nicht zu ersättigende Geldbegierde, Grausamkeit und die schändlichste Wollust. Er übertraf sie fast noch an Hartherzigkeit, indem er ein unmenschliches Vergnügen darinne suchte, der Hinrichtung der Unschuldigen zuzusehen. Obgleich ein Fürst weit mehr und wichtigere Beschäftigungen hat, als andere Menschen: so ergab sich doch Domitianus oft einem trägen Müßiggange. Einsam in seinem Zimmer, that er nichts weiter als Fliegen tödten; daher konnte einer seiner Bedienten, als er befragt wurde, ob jemand bey dem Kaiser wäre, mit Rechte antworten: nicht einmal eine Fliege. Da er selbst nichts löbliches that, so war er zugleich ein eifersüchtiger Feind von allen vortrefflichen Männern unter den Römern seiner Zeit. Sie mußten sich sehr in Acht nehmen, wenn sie ihr Leben nicht verlieren wollten, daß die Ehre, welche man ihnen erwies, und überhaupt ihr verdienter Ruhm, dem Kaiser nicht merklich in die Au-

gen fiel. Denn er selbst war sich bewußt, daß man ihn mit Verachtung und Haß betrachte: er besorgte deswegen, daß man einem bessern Manne, als er war, die Regierung zuwenden möchte. Ein solcher ehrwürdiger und liebenswerther Mann war damals vor vielen andern Agricola. Als einer der geschicktesten Feldherren dieser Zeit, hatte er fast ganz Britannien, oder das heutige Großbritannien, den Römern unterworfen; war aber den Ueberwundenen mit so vieler Leutseligkeit begegnet, daß sie sich an die römischen Sitten gewöhnten. Bey seinen grossen Thaten blieb er bescheiden: als eine obrigkeitliche Person wußte er Güte und Strenge überaus wohl mit einander zu verbinden; und würde seinem Vaterlande durch seine viele Fähigkeiten und Tugenden noch wichtigere Dienste geleistet haben, wenn er in glücklichern Zeiten gelebt hätte. Schon seine Gesichtsbildung machte, sagt Tacitus in seiner schönen Lebensbeschreibung des Agricola, daß man ihn leicht für einen guten, und gar gern auch für einen großen Mann hielt. Allein er wurde vom Domitianus mit Undank belohnt, und beynahe aus dem Wege geräumt.

Agricola.

Die Römer wissen die sanfte Regierung des Nerva nicht zu ertragen.

XVIII. Doch nach der Ermordung dieses Kaisers, durch seine eigne Unterthanen, bekamen diese wiederum, nicht lange vor dem Jahr 100, eine Reihe lobenswürdiger Kaiser über achtzig Jahre nach einander. Der erste darunter, Nerva, war ein so gütiger und gelinder Oberherr, daß er jedermann die Freyheit verstattete, von allen Dingen zu reden und zu schreiben wie er wollte. Die meisten Menschen mißbrauchen zwar diese Freyheit; aber auch wegen

gen der wenigen, die sich derselben recht zu bedienen wissen, ist sie ungemein schätzbar. Dieser Kaiser wünschte nichts so eifrig, als von den Römern geliebt zu werden. Er that ihnen daher sehr viel Gutes, und verkaufte sogar viele seiner kostbaren Geräthschaften, damit er desto freygebiger gegen arme Bürger seyn könnte. Für sich verlangte er desto weniger: denn er achtete ohnedies eine prächtige Lebensart nicht. Ein Athenienser fand einen großen Schatz in seinem Hause, meldete es dem Kaiser, und fragte ihn, was er damit machen sollte. Nerva antwortete ihm blos mit einem einzigen Worte: Gebrauche ihn! Da aber der Athenienser immer noch glaubte, der Schatz sey für ihn zu groß, und von neuem deswegen bey dem Kaiser anfragte, schrieb ihm dieser zurück: Nun so mißbrauche ihn! Eine scherzhafte Erklärung, daß derjenige, der das Geld gefunden hätte, auch vollkommen Herr darüber seyn sollte. Kurz, das menschenfreundliche Verhalten dieses Kaisers war so beschaffen, daß er mit allem Vertrauen sagte, er könne sicher die Regierung niederlegen, und wieder ein Unterthan werden, indem er sich nicht erinnerte, etwas gethan zu haben, wodurch irgend ein Mensch zum Zorne wider ihn hätte bewogen werden müssen. Nerva wollte, ohngeachtet seiner sanften Gemüthsart, nicht zugeben, daß Muthwillen und Laster unter den Römern ungescheut ausbrechen sollten; er milderte nur die darauf gesetzten Strafen, und wollte insonderheit niemanden hingerichtet wissen, selbst solche nicht einmal, die sich wider sein Leben, das doch das Leben von dem Vater des Vaterlandes war, verschworen hatten. Allein gewaltthä-

tige und ausschweifende Menschen lassen sich nicht durch Strenge, und noch weit weniger durch glimpflichen Ernst, in den gebührenden Schranken halten. Die übermüthig gewordenen Soldaten von der kaiserlichen Leibwache liebten den Nerva nicht, weil er sie nicht, wie Domitianus, zu schändlichen Verrichtungen gebrauchte, und dafür reichlich belohnte. Sie forderten trotzig und mit Drohungen von ihm, daß er einige ansehnliche Männer, denen sie nicht günstig waren, hinrichten lassen sollte. Vergebens suchte sie Nerva zu besänftigen, als sie seinen Palast umgaben; er stellte sich selbst ihrer mörderischen Wut entgegen: sie brachten dennoch die ihnen verhaßten Männer ums Leben. Daraus sah der gute, fast siebzigjährige Fürst, daß sein Alter von diesen Bösewichtern verachtet würde. Er wählte also den Trajanus, den er für den geschicktesten Mann im Reiche hielt, ihm in der Regierung nachzufolgen, und der in der Blüthe des männlichen Alters stand, zu seinem Mitregenten; überließ ihm auch bald darauf durch seinen Tod den völligen Besitz des Reichs.

Trajanus, auch ein sehr guter Kaiser, giebt seinem Reiche ein neues Ansehen.

XIX. Trajanus erfüllte alle Hoffnungen, die man sich von ihm gemacht hatte. Zwar war er ein tapferer Kriegsmann; aber er glaubte darum nicht, daß alles durch die Waffen, oder doch mit Gewalt, ausgeführt werden müsse, wie Männer von kriegerischem Geiste leicht in diesen Fehler fallen können. Er würde sogar die Regierung nicht einmal angenommen haben, wenn ihn nicht die ansehnlichsten Römer dazu aufgemuntert hätten. Wenigstens aber änderte die kaiserliche Würde nichts in den Sitten, die er bisher als Feldherr beobachtet hatte; und er

schrieb deswegen an den Senat, er glaube nicht, daß er darum mehr als der geringste Römer von der Befolgung der Gesetze befreyet sey, weil er ihr Oberherr geworden wäre. Als er daher auch gewöhnlichermaßen dem Obersten seiner Leibwache das Schwerdt übergab: sagte er zu ihm: Nimm dieses Schwerdt, und gebrauche es! wenn ich es verdiene, für mich; wenn ich es aber nicht verdiene, gegen mich! Zu den öffentlichen Gelübden, welche beym Anfang eines Jahres für die Wohlfahrt des Kaisers gethan wurden, setzte er in gleicher Gesinnung diese Bedingungen hinzu: Wenn er den Gesetzen nachkömmt; wenn er das Reich so regiert, wie er soll; wenn er die Glückseligkeit seines Volks sucht! Trajanus hatte als Feldherr sich und seine Soldaten zu einer strengen Kriegszucht, Erduldung von Beschwerlichkeiten und Anstrengung von Kräften gewöhnt: diese erhielt er auch als Kaiser. Er gieng allemal zu Fuß vor seinem Kriegsheere her, anstatt daß sich andere Kaiser bey dieser Gelegenheit eines Wagens oder einer Sänfte bedienten. Seine Kost und seine Kleidung war von eines gemeinen Soldaten seiner wenig unterschieden; und er pflegte wohl ganze Nächte, um wichtiger Geschäfte willen, zu durchwachen, auch alles selbst zu untersuchen, nicht aber sich auf den Bericht anderer zu verlassen. Einmal fehlte es nach einer Schlacht, die er den Feinden geliefert hatte, an genugsamem Leinenzeuge, um seine vielen verwundeten Soldaten verbinden zu können. Sogleich zerriß Trajanus seine eigene Kleider, damit diesem Mangel abgeholfen würde. In Friedenszeiten bewies er eben dieselbe Arbeitsam-

keit

keit und Mäßigkeit. Er war sehr freygebig und wohlthätig, aber auch eben so bescheiden und großmüthig gegen seine Feinde. Da er den Gesetzen alle gebührende Ehre zu verschaffen entschlossen war: so gab er auch den römischen Bürgern ihr altes Recht wieder, sich ihre Obrigkeiten selbst zu wählen, und bewarb sich selbst bey ihnen um das Consulat. Er legte Landstraßen, Wasserleitungen, Seehäfen, und andere nützliche Werke, insonderheit zum Besten Roms, an. Diese Hauptstadt verschönerte er durch herrliche Gebäude und Denkmäler; worunter noch die von ihm genannte überaus hohe marmorne Säule Trajans bewundert wird. Man sieht an derselben gegen drittehalb tausend Abbildungen von ganzen Menschen, oder Brustbildern derselben, außer einer Menge Pferde, Waffen und anderer Geräthschaften, in erhabener Arbeit ausgehauen, alles zum Andenken seiner Kriege und siegreichen Thaten. So viele vortreffliche Eigenschaften und Verdienste des Trajanus bewogen den römischen Senat, ihm den Ehrennamen der Beste beyzulegen, den er auch höher geschätzt hat, als alle andere Ehrentitel, die ihm wegen seiner Siege gegeben worden sind. Denn er eroberte so viele Länder, daß das römische Reich durch ihn den allerweitesten Umfang bekam, den es noch gehabt hat. In Europa vergrößerte er es mit Dacien, oder mit dem heutigen Siebenbürgen, der Moldau, Walachey und einem Theil von Ungarn; in Asien aber mit Ländern der Parther, bis über den Tigris hinaus. Die ungemein schöne lateinische Lobrede, welche der jüngere Plinius auf den Trajanus gehalten hat, ist nicht blos wegen ihrer Beredtsamkeit, oder wegen

seiner Schmeicheleyen, die sie enthielte, sondern hauptsächlich darum auf immer merkwürdig und rührend, weil sie nichts an dem Kaiser preiset, als was er wirklich besaß und gethan hatte. Doch die Römer behielten sein rühmliches Andenken so tief in ihren Herzen eingeprägt, daß sie den folgenden Kaisern nichts höheres wünschen konnten, als folgendes: sey glücklicher als Augustus, und besser als Trajanus!

Die Römer genießen Ruhe und gesetzmäßige gute Ordnung unter dem Adrianus.

XX. Sein Nachfolger Adrianus war nicht unwürdig, nach ihm zu regieren. Zwar besaß er nicht die großen kriegerischen Gaben des Trajanus; er überließ vielmehr die meisten von demselben, besonders in Asien eroberten Länder den Völkern und Fürsten wieder, welche sie vorher besessen hatten. Allein er glaubte nicht mit Unrecht, daß sein Reich auch ohne dieselben groß genug wäre, und sehr viele Wachsamkeit in der Regierung erfordere; durch jene Länder aber immer in neue Kriege verwickelt werden müsse, die er vermeiden wollte. Ein Reich von ungeheurem Umfange ist am ersten allerhand Unruhen ausgesetzt, weil der Fürst desselben nicht auf alle Seiten stets gleich starke Aufmerksamkeit wenden kann; und es ist ein weit größerer Ruhm, ein kleines Land glücklich zu machen und in seinem Wohlstande zu erhalten, als über viele Länder zu herrschen, für welche man nicht nachdrücklich genug sorgen kann. Adrianus wollte dieses letztere nach allen seinen Kräften thun. Er pflegte zu sagen, ein Kaiser müsse der Sonne nachahmen, welche alle Gegenden der Erde erleuchte, erwärme und fruchtbar mache. Er begnügte sich also nicht daran, sein immer noch sehr weitläuftiges Reich von Rom aus zu regieren; sondern

alle dazu gehörige Länder selbst in Augenschein zu nehmen, und überall das Fehlende zu ersetzen, die Mißbräuche zu bessern, mit einem Worte, seinen Unterthanen nach eigener Untersuchung ihres Zustandes beyzustehen. Beynahe siebzehn Jahre brachte er auf der Reise durch sein ganzes Reich zu. Und damit man sehen möchte, daß er sie nicht zu seinem Vergnügen, sondern zum Besten anderer unternehme, gieng er auf derselben größtentheils zu Fuße, und in bloßem Kopfe, in den heißesten Gegenden eben so wohl als in den kältesten. Ueberall, wo er hinkam, erwies er viele Gnadenbezeigungen und Gerechtigkeitsliebe. Er traf Anstalten zur Sicherheit der Länder, schmückte viele Städte mit herrlichen Gebäuden, Tempeln, Büchersälen, Brücken und dergleichen mehr; bauete auch mehrere Städte von neuem auf, besonders solche, die durch Erdbeben gelitten hatten. Adrianopel, oder die Stadt Adrians, in der Nähe von Constantinopel, führt noch jetzt von ihm ihren Namen. Kein Kaiser hat überhaupt so viele und so nützliche Gebäude errichtet, als dieser. Eine Sammlung der Gesetze, die er zum gemeinen Besten verfertigen ließ, gereicht ihm ebenfalls zur Ehre. Er konnte desto wohlthätiger handeln, da er die Pracht an seiner Person nicht achtete, die von so vielen Menschen bewundert oder mit Neide betrachtet wird; demjenigen aber, der sie in seiner Gewalt hat, am öftersten in ihrer Eitelkeit erscheinet. Daher ließ Adrianus auch Gelder, die ihm gebührt hätten, nicht in seinen, sondern in den öffentlichen Schatz bringen. Allen denen, welche ihn beleidigt hatten, ehe er noch Kaiser war, vergab er freywillig, und sagte zu einem derselben,

derselben, der ihm einst begegnete: Durch meine Gelangung auf den Thron kommst du los! Dabey besaß er auch manche ungemeine Fähigkeiten: ein außerordentliches Gedächtniß, viele Gelehrsamkeit, Kenntniß der Malerey und der Tonkunst, der Dichtkunst und Beredtsamkeit. Man würde ihn mit noch größerm Rechte einen vortrefflichen Fürsten nennen, wenn er sich nicht bisweilen der Grausamkeit und Wollust schuldig gemacht hätte. Er bauete sich ein überaus schönes marmornes Grabmal, das ohngefähr die Gestalt eines sehr hohen, mit Bildsäulen besetzten Thurms hatte. Nach vielen Verwüstungen, die dasselbe erlitten hat, ist es nunmehr ein festes, zur Vertheidigung eines Theils von Rom angewandtes Schloß, unter dem Namen der Engelsburg.

Die glückselige Regierung Antonins des Frommen.

XXI. Die Römer waren noch ferner so glücklich, Fürsten zu bekommen, wie die Besten unter ihnen sie wünschen konnten. Adrians Nachfolger, Antoninus der Fromme, war einer der verehrungswürdigsten Kaiser, die jemals regiert haben; und die Römer genossen ihn über zwey und zwanzig Jahre. Der besondere Ehrenname, den man ihm beylegte, kam von der Ehrerbietung her, die er gegen die Religion und gegen den vorhergehenden Kaiser, der ihn an Sohnes statt angenommen hatte, auch nach dessen Tode bezeigte. Er war ein so leutseliger, gütiger, gerechter, und zum allgemeinen Wohl geschäftiger Regent, daß niemand während einer so langen Regierung Ursache gehabt hat, sich über ihn zu beklagen. Alle Völker seines Reichs sah er gleichsam als eine einzige Familie an, deren gemeinschaftlichen Vater er vorstelle. Auch der geringste

ringste Unterthan fand leicht zu ihm einen Zutritt. Doch nahm er keine Schmeicheleyen an, und sagte sie auch niemals andern. Er verminderte die Steuern, und wollte sie nicht mit Strenge eingefordert wissen. Ich will lieber, sagte er, arm seyn, als meinen Schatz auf Kosten eines hartbedrückten Volkes anfüllen. Als man ihm darüber Vorstellung that, daß er das meiste von seinem eigenen Vermögen unter arme Bürger austheilte, gab er zur Antwort: ein Fürst darf keinen eigenen Vortheil, kein eigenes Gut haben; seine Hauptabsicht muß das gemeine Beste seyn. Daher fand man auch nach seinem Tode die öffentliche Schatzkammer angefüllt; in der seinigen aber beynahe nichts. Gleichwohl beobachtete er auch eine weise Billigkeit bey seinen Wohlthaten. Er nahm unnützen Leuten die Jahrgelder, welche ihnen von seinem Vorgänger angewiesen waren, indem er sich erklärte, er könne nicht zugeben, daß sie, die dem Vaterlande keine Dienste leisteten, doch im Müßiggange von den Arbeiten anderer lebten. Den Krieg vermied er mit der äußersten Sorgfalt. Er wollte lieber, sagte er, einen Bürger erhalten, als tausend Feinde umbringen. Aber er war auch so bereit, seine Unterthanen gegen den Anfall anderer Völker zu vertheidigen; der Ruf von seiner Klugheit und überhaupt sein Ansehen in auswärtigen Ländern waren so groß, daß er fast gar nicht nöthig hatte, die Waffen zu ergreifen. Kein Kaiser war bisher von den Fürsten und Nationen außerhalb des römischen Reiches so sehr hochgeschätzt und verehrt worden. Sie wählten ihn zum Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten; suchten Bündnisse mit ihm zu schlie-

schließen; und die Völker nahmen diejenigen zu Königen an, welche er dazu ernannte.

Noch einige Beyspiele seiner Reden und Handlungen.

XXII. In dem Leben eines so guten Fürsten, wie dieser Antoninus war, muß es sehr viele Handlungen und Reden gegeben haben, welche werth waren, zu allen Zeiten und von allen Menschen gekannt zu werden. Allein wir wissen jetzt sehr wenige von denselben. Einige Schriften, in denen man sie aufgezeichnet hatte, sind verloren gegangen. Ueberhaupt aber pflegen die meisten Geschichtschreiber nur die Kriege, Eroberungen und andre solche Thaten der Fürsten, die ein großes Aufsehen erregen, zu erzählen, von ihren übrigen merkwürdigen Verrichtungen hingegen, ihren lehrreichen Gesinnungen und Aussprüchen, nur wenig zu sagen. Nur einiges von dieser Art noch wissen wir auch vom Antoninus. — Er hatte den Marcus Aurelius, einen sehr hoffnungsvollen jungen Herrn, an Kindes statt angenommen, und zu seinem Nachfolger auf dem Throne bestimmt. Als dieser einst um den Tod eines seiner Lehrmeister Thränen vergoß, stellten ihm die Hofleute vor, es schicke sich nicht für einen Fürsten, so viele Zärtlichkeit merken zu lassen. Darauf sagte der Kaiser, dem ihr gefühlloses Herz mißfiel: Ich bitte euch, laßt ihn weinen, und erlaubt ihm ein Mensch zu seyn! Denn weder die Weltweisheit, noch die kaiserliche Würde dürfen die Empfindungen der Natur in uns unterdrücken! — Zum Unterrichte des eben gedachten Marcus Aurelius hatte Antoninus den Apollonius, einen Philosophen, von Chalcis in Asien nach Rom kommen lassen. Er lud ihn darauf ein, an den Hof zu kommen; allein Apollonius antwortete, der

Schüler müsse zu seinem Lehrer, nicht der Lehrer zu seinem Schüler kommen. Der Kaiser lächelte, und sagte weiter nichts als dieses: Hält denn Apollonius die Reise aus seiner Wohnung in den Palast für beschwerlicher, als die Reise von Chalcis nach Rom? — befahl aber gleichwohl dem jungen Prinzen, zu seinem Lehrer zu gehen. — Auch sonst nahm er harte Worte und Begegnungen nicht übel auf, wenn sie einigen Grund zu haben schienen. Er besuchte einmal einen reichen Römer, Onulus, um sein herrliches Haus zu besichtigen, und fragte ihn bey dieser Gelegenheit, wo er gewisse schöne Säulen gekauft habe? Onulus versetzte mit Ungestüm: In einem fremden Hause muß man taub und stumm seyn! und der Kaiser nahm die Belehrung, die seiner Neubegierde gegeben wurde, an. — Als er mit der Würde eines Statthalters nach Asien gekommen war, trat er in dem besten Hause von Smyrna ab, das einem Lehrer der Beredtsamkeit, Polemo, zugehörte. Diesen verdroß es, als er um Mitternacht zu Hause kam, daß solches ohne sein Vorwissen geschehen sey; und seine groben Ausdrücke nöthigten den Antoninus, noch in derselben Nacht sich in eine andere Wohnung zu begeben. Nach seiner Erhebung auf den Thron erschien Polemo zu Rom, um ihm dazu Glück zu wünschen. Der Kaiser empfieng ihn sehr wohl, gab ihm selbst ein Zimmer in seinem Palaste, und erinnerte ihn an sein unhöfliches Betragen nur dadurch, daß er zu seinem Hofbedienten in Gegenwart des Polemo sagte, er möchte ja dafür sorgen, daß dieser nicht des Nachts aus seinem Zimmer vertrieben würde. — Sogar bey den ärgsten Beleidigungen offenbarte sich die

sanfte

sanfte Seele dieses Kaisers. Es war eine Verschwörung wider sein Leben entdeckt worden: der Senat wollte noch fernere scharfe Untersuchungen über diejenigen anstellen, die daran Antheil gehabt hätten; allein der Kaiser verwehrte es ihm mit den Worten: **Ich will nicht, daß man erfahre, von wie vielen ich gehaßt werde!** Ihr werdet es nicht begreifen können, meine Lieben, wie es möglich gewesen sey, daß sich Unterthanen gegen einen solchen Fürsten verschworen hätten. Allein der Lasterfreund kann sehr leicht einen Haß wider den tugendhaften Regenten fassen, wenn dieser seine böse Handlungen und Anschläge zu hindern sucht.

Marcus Aurelius denkt, lebt und regiert als ein Philosoph.

XXIII. Marcus Aurelius also folgte dem Antoninus, nach dessen Willen, in der Regierung. Weil er von demselben den Namen Antoninus bekommen hatte, und der größte Philosoph unter den römischen Kaisern war: so pflegt man ihn auch Antoninus den Philosophen zu nennen. Er pflegte oft die Worte des weisen Plato zu wiederholen: **Glücklich ist dasjenige Land, über welches Philosophen regieren!** Hätte er damit nur so viel sagen wollen, daß scharfsinnige und gelehrte Regenten, welche über Gott, die Natur und die Menschen viel nachgedacht und viele Einsichten erlangt haben, daß solche Regenten ihre Unterthanen allemal glückselig machten: so hätte er nicht ganz richtig geurtheilt. Denn ein Fürst kann die trefflichsten Kenntnisse von allen ihm nöthigen Lehren besitzen; und er wird doch übel regieren, so lange sein Herz nicht eben so gut ist, als sein Verstand. Aber Marcus Aurelius meinte eben einen solchen Fürsten, der nicht blos nach den Vor-

schriften der Philosophie dächte und redete, sondern auch lebte: und er befliß sich, ein solches Beyspiel abzugeben. Er hatte sich außer der Philosophie, welche bey Griechen und Römern zugleich eben so viel war, als bey uns die Theologie, auch mit der Rechtsgelehrsamkeit, Beredtsamkeit und andern Künsten und Wissenschaften so sehr bekannt gemacht, daß er alle vorhergehende Kaiser an tief eindringender Gelehrsamkeit übertraf. Er war auch sehr dankbar und ehrerbietig gegen seine Lehrer. Ihre Bildnisse stellte er in seinem Zimmer auf; ihre Grabmäler besuchte er oft, und schmückte sie mit Kronen und Blumen aus; einen derselben erhob er zur höchsten Würde nach sich selbst, und nahm nichts Wichtiges ohne seinen Rath vor. Von seinen Lehrern gewöhnte er sich auch die strenge Lebensart an, welche er noch als Kaiser beybehielt: oft zu fasten, sich vieler Speisen zu enthalten, auf der Erde zu liegen, und dergleichen mehr. Da er nun zugleich fortfuhr, mit anhaltendem Fleiße zu studieren: so schwächte er dadurch seine Gesundheit; aber seine ordentliche Lebensart brachte ihn doch zu einem Alter von beynahe sechszig Jahren. Seine natürliche Ernsthaftigkeit machte, daß er an öffentlichen Schauspielen und Lustbarkeiten kein Vergnügen fand. Aus Gefälligkeit gegen das Volk, und damit es nicht scheinen möchte, als wenn er solche Ergötzlichkeiten ganz mißbilligte, erschien er zuweilen bey denselben. Alsdann aber las, schrieb oder unterredete er sich mit seinen Staatsbedienten über wichtige Angelegenheiten. Der Pöbel verspottete ihn deswegen; allein der Kaiser bekümmerte sich so wenig als andere verständige Männer um das Urtheil desselben.

Er war nur darauf bedacht, wie er vor seinem Gewissen recht thun möchte. Ob er gleich Weisheit genug zur Regierung besaß; so glaubte er doch, daß er von dem römischen Senate noch vieles lernen könne. Er ehrte denselben, überließ ihm die Entscheidung vieler Streitigkeiten, wohnte seinen Versammlungen als ein Mitglied desselben bey, und sagte mit seltener Bescheidenheit, es sey vernünftiger, daß er dem Rathe so vieler weiser Männer folgte, als daß so viele weise Männer sich nach seinem Rathe richten sollten.

Seine Gerechtigkeit, Gnade und andere Tugenden.

XXIV. Er war der erste Kaiser, der mit noch einem andern Kaiser, dem Verus, die Regierung theilte. Zwar verdiente dieser eine solche Ehre nicht; allein weil es schon der Wille Antonins des Frommen gewesen war, wollte sich der großmüthige Marcus Aurelius davon nicht entfernen; verhütete auch sehr geschickt das Uebel, das Verus hätte stiften können. Doch nach einigen Jahren starb Verus, weil er sich durch Wollüste das Leben verkürzt hatte. Eine der vornehmsten Bemühungen des Marcus Aurelius war diese, die Gerechtigkeit für alle seine Unterthanen genau und unpartheilich zu handhaben. Er untersuchte daher vieles selbst mit allem Fleiße, ließ auch keinen Verbrecher zum Tode verurtheilen, bevor er nicht die Anklage desselben auf das sorgfältigste geprüft, und alles angehört hatte, was derselbe zu seiner Vertheidigung anführen konnte. Ohngeachtet seiner mitleidigen Gemüthsart bestrafte er doch diejenigen sehr hart, welche sich eines schändlichen Lasters schuldig gemacht hatten. Doch hat er immer weit mehr Beyspiele der Gnade, als der

Strenge gegeben. Eben diese gütigen Gesinnungen des Kaisers wurden auch von manchen seiner Unterthanen gemißbraucht, indem sie, wenn sie ansehnliche Aemter bekleideten, sich die Hoffnung machten, er werde ihnen manche Ausschweifungen verzeihen, wenn sie nur ihre nothwendigsten Pflichten beobachteten. — Die Sicherheit seines Reichs, und die Angriffe von auswärtigen Völkern, nöthigten diesen Kaiser zu so vielen Kriegen, daß seine achtzehnjährige Regierung selten davon frey blieb. Er führte sie zwar ungern: sein Abscheu vor allem Blutvergiessen war so groß, daß er bey den Fechterspielen, an denen sich die Römer so sehr zu belustigen pflegten, den Fechtern den Gebrauch spitziger Schwerdter verbot, und ihnen blos stumpfe erlaubte, mit welchen sie, wie er sagte, ihre Geschicklichkeit eben so wohl als mit jenen zeigen könnten. Wenn er aber einen Krieg nicht vermeiden konnte, so wandte er auch seine ganze Klugheit, Standhaftigkeit und Tapferkeit an, um ihn glücklich zu endigen. Der fürchterlichste und langwierigste Krieg, der sein Reich traf, war derjenige, den sehr viele deutsche Völker in Verbindung mit einander, längs der Donau und bis an die Gränzen von Italien, gegen dasselbe erregten. Marcus Aurelius überwand sie mehrmals; allein sein Tod hinderte ihn, den größten seiner Siege recht zu nützen. In diesem Kriege war die öffentliche Schatzkammer schon so sehr erschöpft worden, daß es an Gelde fehlte, um ihn fortführen zu können. Der Kaiser liebte seine Unterthanen zu sehr, als daß er sie mit Auflagen beschwert hätte, durch welche die Kriegskosten erhalten werden konnten. Er wollte vielmehr selbst ein Bey-

spiel



Rode inv.

Marcus Aurelius verkaufft alle seine Kostbarkeiten zum öffentlichen besten.



spiel von der Bereitwilligkeit geben, mit welcher jedermann dem Vaterlande aus allen Kräften dienen müßte. Daher bot er alles prächtige Hausgeräthe seines Palastes, das Gold- und Silbergeschirr, die herrlichen Gemälde und Bildsäulen, die dahin gehörten, selbst die mit Golde besetzten Kleider seiner Gemahlinn, und eine unschätzbare Sammlung von Perlen, die in einem besondern Zimmer des Palastes verwahrt wurden, zum öffentlichen Verkauf aus. Der Kaiser bekam dadurch so viel Geld, daß er nicht allein den fernern Krieg damit bestreiten, sondern auch, bey einer einreißenden Theurung der Lebensmittel, dem Volke ein außerordentliches Geschenk machen konnte. Ja er war einige Zeit darauf noch im Stande, davon einen Theil desjenigen wieder zu kaufen, was er verkauft hatte; ließ jedoch den Käufern völlige Freyheit, entweder das Gekaufte zu behalten, oder es mit Wiedererhaltung des dafür bezahlten Geldes zurückzugeben. Dergestalt übte er dasjenige wirklich aus, was er bey einer ähnlichen Gelegenheit sagte: Ein Kaiser habe nichts Eigenes; sondern alles, was er besitze, gehöre seinen Unterthanen.

Er verkauft alle seine Kostbarkeiten zum öffentlichen Besten.

IX Kupfertafel.

XXV. Doch es war nicht genug, daß Marcus Aurelius durch Feinde außerhalb seines Reichs beunruhigt wurde; sogar einer seiner Unterthanen setzte ihn in die Gefahr, Reich und Leben zu verlieren. Dieses war Cassius, ein trefflicher und glücklicher Feldherr, dem es auch an der Fähigkeit zu regieren nicht mangelte. Als man den Kaiser zuerst vor den schlimmen Anschlägen desselben warnte, so gab er mit ungemeiner Mäßigung und Güte zur Antwort: „Wenn das Reich dem Cassius bestimmt wäre, so

Seine versöhnliche Gnade gegen Aufrührer.

könne ihm solches niemand entreißen; sey es aber nicht für ihn bestimmt, so werde er sich selbst durch solche Bemühungen ins Unglück stürzen. Da er noch nicht verklagt sey, so könne ihm das Leben nicht genommen werden. Sollte aber das Leben des Cassius dem Reiche nützlicher seyn, als das Leben der Kinder des Kaisers, so möchte er immer leben, und diese möchten umkommen.“ Der Kaiser ertheilte ihm sogar darauf eine der ansehnlichsten Statthalterschaften in Asien; und Cassius, bey dem Stolz und Herrschbegierde mehr vermochten, als ein so edles Vertrauen seines Landesherrn, warf sich nunmehr zum Kaiser auf. In vielen Ländern wurde er dafür erkannt. Der Kaiser zog wider ihn zu Felde; aber ehe er denselben noch bekriegen konnte, wurde ihm der Kopf des Cassius gebracht, den zween seiner Unterbefehlshaber getödtet hatten. Bey diesem Anblicke, der manchen andern erfreuet haben würde, bezeigte sich der gute Kaiser traurig, wandte die Augen weg, befohl den Kopf des Todten ehrlich zu begraben, und beklagte sich, daß er einer Gelegenheit, sein Mitleiden zu zeigen, beraubt worden sey. Er bat hierauf den römischen Senat, daß er keinen vornehmen Römer, der an der Verschwörung des Cassius Antheil genommen hatte, hinrichten lassen möchte. Ich wünschte, schrieb er, daß ich selbst diejenigen, die in der ersten Hitze dieses Kriegs das Leben verloren haben, wieder auferwecken könnte. Er verlangte weiter, daß die Gemahlinn, die Kinder und andere Anverwandte des Cassius nicht allein mit aller Strafe verschont werden, sondern auch im ruhigen Besitze ihrer Güter bleiben möchten. Der Kaiser beförderte sie nachmals sogar

zu

zu ansehnlichen Aemtern. Da ihm seine Gemahlinn selbst mehrere Schärfe in der Bestrafung so vieler treulosen Unterthanen anrieth, berief er sich darauf, daß ein römischer Kaiser die Hochachtung der Welt durch nichts so sehr erlange, als durch Gnade. Auch seine Freunde tadelten ihn wegen dieser Gelindigkeit, und sagten, Cassius würde nicht so großmüthig gegen ihn gehandelt haben, wenn er seine Absicht erreicht hätte. Darauf gab der Kaiser die Antwort: **Ich habe nicht so gelebt, und den Göttern nicht so gedient, daß ich hätte befürchten müssen, sie würden dem Cassius günstig seyn.** Er verließ sich also auf sein gutes Gewissen: denn er hatte stets nach seinen besten Einsichten gehandelt, wenn es gleich nur die Einsichten eines ehrlichen Heiden waren.

Seine schriftliche Betrachtungen über sich selbst.

XXVI. **Wenigstens gab er sich sehr viel Mühe, in der Erkenntniß Gottes und seiner Pflichten immer weiter zu kommen.** Alle Zeit, welche ihm seine Regierungsgeschäfte frey ließen, wandte er daher auf den Umgang mit weisen und gelehrten Männern, auf das Lesen der nützlichsten Bücher, und besonders auf ein geschärftes Nachdenken. Denn dieses letztere ist es hauptsächlich, wodurch wir alles, was wir sehen, hören, erfahren und lernen, zu einem heilsamen Gebrauche für uns tüchtig machen. Viele andere Fürsten, oder auch vornehme, reiche und mächtige Personen überreden sich gar leicht, daß sie bereits alles wären, was sie seyn sollten, und destoweniger nöthig hätten, ihren Verstand täglich zu bereichern, weil sie ohnedies wegen ihres Standes und Ansehens verehrt werden müßten. Marcus Aurelius aber glaubte, daß er eben darum suchen müsse, immer weiser

und besser zu werden, weil er über so viele Millionen Menschen zu befehlen hätte, und ihnen ein rühmliches Beyspiel geben sollte. Mit wie viel Ernst, unermüdeter Aufmerksamkeit, Strenge gegen sich selbst, und Wahrheitsliebe er daran gearbeitet habe, das sieht man aus einem griechisch geschriebenen Werkchen, welches er hinterlassen hat. Es sind Betrachtungen über sich selbst, und zugleich Beobachtungen über seinen innern Zustand; gesammlete Erfahrungen von sich selbst; Selbstgespräche, Erinnerungen und Aufmunterungen an sich; auch eine Art von sittlichem Tagebuche, oder einer Geschichte seiner Erziehung, seines Wachsthums in den Wissenschaften und in der Tugend, seiner Gesinnungen, Fehler, und dergleichen mehr. Alles das ist in meistentheils kurzen Anmerkungen und Vorschriften, wie in ein tägliches Handbuch, zu seinem leichten Gebrauche eingetragen. Er sammlete diese Gedanken nach und nach, sogar mitten im Kriege gegen die Deutschen, als er sich am Flusse Gran in Ungarn, und wiederum zu Carnuntum, einer damaligen römischen Stadt, auf dem Wege zwischen dem heutigen Preßburg und Wien, aufhielt. Diese vortreffliche Schrift ist zwar insonderheit einem Fürsten zu empfehlen, der diesem mit Recht bewunderten Kaiser ähnlich werden will; aber auch jedermann, der zu seiner Besserung immer bekannter mit sich selbst werden will: und darnach sollen wir alle streben.

Lehrreiche Stellen aus dieser Schrift des Kaisers.

XXVII. Ihr werdet durch diese Beschreibung schon begierig geworden seyn, meine Lieben, dieses kleine Buch zu sehen; aber damit auch bey euch die Lust erregt werde, es dereinst zu lesen, zu studieren,

und die darinne herrschende Denkungsart nachzuahmen, sollen hier auch einige Stellen daraus folgen. Marcus Aurelius erinnert sich zuerst an alles Gute, das er von seinem Vater, Großvater, Urgroßvater, von seiner Mutter und von seinen verschiedenen Lehrern gelernt und sich angewöhnet habe: theils, um sich dadurch zur Dankbarkeit gegen sie aufzufordern; theils, um sich in diesem Guten desto mehr zu befestigen. So sagt er zum Beyspiel: seinem Großvater habe er es zu danken, daß er aufrichtig und vom Zorne frey geworden sey; — dem Andenken an seinen Vater, den er frühzeitig verlor, daß er eine bescheidene und männliche Gemüthsart angenommen; — seiner Mutter, daß er fromm und freygebig geworden, sich nicht nur böser Handlungen, sondern auch böser Gedanken enthalten, und eine mäßige Lebensart annehmen gelernt habe; — dem einen seiner Lehrer, daß er arbeitsam geworden, sich an Wenigem begnüge; selbst Hand anlege, wenn er etwas gleich durch andere thun könnte; sich in fremde Geschäfte nicht mische, und Angeber nicht leicht anhöre; — einem andern Lehrer, daß er eingesehen habe, ihm sey eine Verbesserung der Sitten nothwendig; daß er seine Wissenschaft nicht zur Pralerey, und um öffentliches Lob zu erlangen, zeige; daß er versöhnlich geworden, und nicht jedem Schwätzer Beyfall gebe. Von andern seiner Lehrer habe er gelernt, sich immer in einerley gelassenen Gemüthsverfassung zu erhalten, stets Herr über sich zu bleiben, und sich in alle Menschen zu schicken. Diese und viele ähnliche Erinnerungen, darunter auch eine Menge Tugenden vorkommen, die er

an

an dem Vorbilde Antonins des Frommen (der ihn an Sohnes statt angenommen hatte,) gelernt habe, sind sehr schön. Aber noch schöner ist es, wenn Marcus Aurelius hinzusetzt, was er den Göttern zu danken habe. Es darf euch nicht sehr anstößig seyn, daß der Kaiser hier von Göttern spricht. Solche verständige Heiden, wie er, glaubten doch nur einen einzigen höchsten Gott, und hielten die übrigen sogenannten Götter für mächtige Geister, welche seine Befehle vollzögen. Er erkannte es also dankbar für göttliche Wohlthaten, daß er gute Aeltern und Voraeltern, gute Anverwandte, Lehrer und Freunde bekommen; daß er aber auch gegen alle dieselben seine Pflichten beobachtet habe; daß er in seiner Jugend seine Sitten unbefleckt erhalten; daß er am Hofe, und als er bereits an der Regierung Antheil nahm, so eingezogen habe leben können, als ein geringer Unterthan; daß es ihm niemals an Gelde gefehlt habe, wenn er Armen habe wohl thun wollen; und dergleichen mehr. Es ist rührend, wenn man sieht, daß ein Heide Gott dafür dankt, was kaum von vielen Christen für eine göttliche Gnadenbezeigung gehalten wird. — Wenn ihr aber auch ferner lesen solltet, wie sich dieser Kaiser jeden Morgen zu einem sanften und verträglichen Betragen gegen schlechte und böse Leute, mit denen er an dem bevorstehenden Tag zu thun haben dürfte, aufmuntert; — wie er sich durch die Betrachtung der göttlichen Vorsehung aufrichtet, und ermahnet, nicht mißvergnügt, sondern dankbar gegen Gott zu sterben; — wie er sich vorsetzt, in allem so zu denken und zu handeln, als wenn er die Welt bald verlassen müßte; — wie er alles Irdische und Zeitliche

gering

gering schätzt, eine reine und tugendhafte Seele aber weit über alles erhebt; — wie wahr er sich gleichsam selbst zuruft: Ein Mensch ist um des andern willen geboren; mithin belehre entweder den andern, oder ertrage ihn! — wie er seine Seele fragt, wie lange es noch währen sollte, daß sie von der Vollkommenheit, deren sie fähig sey, entfernt bliebe? — wie unvergleichlich schön er sich durch neue Gründe und Betrachtungen belehrt, daß er über Beleidigungen, die er empfangen zu haben glaubte, nicht heftig, oft auch gar nicht zürnen dürfe; — und wie er sich endlich, nach vielen andern solchen lehrreichen Stellen, ermahnt, auch nach einem kurzen Leben frölich aus der Welt zu gehen, weil der höchste Herr des Lebens ihn in Gnaden desselben entlasse: so werdet ihr noch mehr Ursachen finden, diesen Kaiser zu lieben.

Das römische Reich und die Römer selbst, sinken in einen verächtlichen Zustand herab.

XXVIII. Mit ihm gieng aber auch die Stärke und Glückseligkeit des römischen Reichs ziemlich zu Grunde. Vergebens wollten die Römer noch lange Zeit, daß ihre Kaiser außer ihrem eigenthümlichen Namen auch den so erwünschten, Antoninus, führen sollten. Es kamen sehr unwürdige Fürsten auf den Thron; und die bessern, welche zuweilen auf sie folgten, waren nicht im Stande, die von ihren Vorgängern gestiftete Verwirrung sogleich wieder aufzuheben. Die Soldaten wurden trotziger und muthwilliger, als sie noch jemals gewesen waren. Bey den Römern überhaupt aber verloren sich die alten edeln römischen Gesinnungen der Liebe zum Vaterlande, zu den Gesetzen und zur guten Ordnung größtentheils; oder wer sie noch besaß, war zu furchtsam und zu ohnmächtig, als daß er sie merken lassen durfte.

Anto-

Antonin der Philosoph hatte alles, was in seinen Kräften und Einsichten stand, dazu angewandt, um aus seinem Sohne Commodus einen guten Fürsten zu bilden. Allein er war so unglücklich, wie viele andere weise Väter, deren Kinder durch frühe Verführung, und durch ihre Einbildung, als wenn sie besser verstünden, was sie glücklich machen könne, der Sorgfalt ihrer Aeltern insgeheim entgegen arbeiten. Als der Kaiser dem Tode nahe war, fieng er an zu fürchten, sein erst neunzehnjähriger Sohn möchte zu leicht auf Ausschweifungen verfallen, und den Feinden des Reichs verächtlich werden. Er ließ also seine vornehmsten Freunde und Räthe vor sein Bette kommen, und bat sie mit sterbender Stimme, statt seiner, künftig Väter seines Sohns, der auch vor ihnen da stand, abzugeben. Nur die Liebe der Unterthanen, sezte er, nicht Schaaren von Soldaten, machen die Regierung eines Fürsten ruhig. Euch kömmt es zu, ihm gute Vorschriften zu ertheilen, damit er sich von seinen Leidenschaften nicht hinreißen lasse, und ein löblicher Regent werde. Allein Commodus handelte, nachdem er Kaiser geworden war, wie unzähliche andere Jünglinge, welche Macht und Reichthümer in die Hände bekommen, aber nicht verstehen, wie sie solche gebrauchen müssen. Er ließ sich von jungen Schmeichlern bereden, daß er leben und handeln könne wie er wolle; verachtete die klugen Rathgeber seines Vaters, weil sie ihm ernsthafte Lehren gaben, und wurde bald einer der wollüstigsten, ungerechtesten und grausamsten Fürsten. Nach seinem Tode hätte dem römischen Reiche wieder geholfen werden können: denn

sein

sein Nachfolger, der Käiser Pertinax, war ein sehr verständiger und tugendhafter Fürst. Da er jedoch die öffentlichen Unordnungen abstellen, und daher vor allen Dingen die Kriegszucht unter den Soldaten von der kaiserlichen Leibwache wieder einführen wollte, ermordeten sie ihn, nachdem er noch nicht drey Monate regiert hatte. Wenn in einem Reiche solche abscheuliche Verbrechen ungestraft begangen werden können: so ist dieses Reich so gut als verloren. Und wirklich gerieth das römische Reich nunmehr immer in einen elendern Zustand. Die Leibwache bot das Kaiserthum ordentlich feil, und ertheilte es demjenigen, der ihr das meiste Geld dafür zahlte. Kam ein guter Fürst auf den Thron, so konnte er wenig ausrichten, oder wurde auch bald umgebracht. Schlechte Kaiser bestärkten die Soldaten in ihrem Muthwillen und in ihrer Raubsucht. Deutsche und andere Völker drangen von allen Seiten in das zerrüttete Reich ein, verwüsteten es, und rissen große Stücke desselben an sich. Ein römischer Kaiser, den die Perser gefangen genommen hatten, konnte nicht wieder befreyet werden; er starb äußerst verachtet und gemißhandelt. Endlich kam es so weit im römischen Reiche, daß fast in jedem dazu gehörigen Lande der Feldherr, welcher über die dortigen Soldaten zu befehlen hatte, von ihnen zum Kaiser ausgerufen wurde, und so lange daselbst regierte, bis er entweder wiederum durch die Soldaten, oder auf eine andere Weise umkam.

Ihr Reich wird noch einmal durch gute Fürsten gerettet.

XXIX. In diesem Zustande befand sich das römische Reich, ohngefähr drittehalb hundert Jahre nach Christi Geburt. Zum Glück für dasselbe gelangten

langten damals nach einander einige Fürsten von großer Klugheit und Standhaftigkeit, vielem Muthe und Kriegserfahrung, auch andern treff- lichen Eigenschaften auf den kaiserlichen Thron. Und diese retteten das Reich, welches seinem Untergange nahe zu seyn schien. Solche Kaiser waren Claudius, Aurelianus und Tacitus, deren Namen auch als- denn würdig wären, von der Nachwelt gekannt zu wer- den, wenn man auch nicht so viel von ihren tapfern Thaten und löblichen Verbesserungen des Reichs wüßte. Aurelianus insonderheit eroberte die ansehnlichen asiatischen Länder wieder, die den Römern seit langer Zeit durch eine heldenmüthige Fürstinn, Zenobia, waren entrissen worden. Sie hatte ihren Hauptsitz zu Palmyra in Syrien, welches eine der prächtigsten Städte der Morgenländer war. Man bewundert noch die herrlichen Ueberbleibsel von Tempeln und andern großen Gebäuden derselben, die in einer weiten und wüsten Ebene ganz einzeln stehen, und vor noch nicht dreyßig Jahren in Kupferstichen abgebildet erschienen sind. Nach den drey gedachten Kaisern kam Pro- bus zur Regierung, und führte sie mit gleicher Ge- schicklichkeit. Durch seine Siege über alle auswärtige und innere Feinde des Reichs, verschaffte er diesem ei- nen allgemeinen Frieden, den es seit langer Zeit nicht gekannt hatte. Während desselben ließ er seine zahl- reichen Soldaten niemals müßig gehen: denn der Mangel an arbeitsamen Beschäftigungen hatte sie schon oft zu übermüthigen Ausschweifungen verführt. Probus sagte: Da die Soldaten einmal von dem Reiche erhalten würden: so müßten sie auch für dasselbe entweder fechten, oder arbeiten. Er ge-

X.



[illegible] inv. et del. J. C. Krüger sc.

Der Kaiser Probus læsst durch seine Soldaten Weinberge anlegen.

brauchte sie daher zu allerhand gemeinnützigen Werken; ließ durch sie Städte aufbauen, schädliche Moräste austrocknen, gegen den Rhein zu, im heutigen Ungarn und in andern Ländern Weinberge anlegen. Das war ein schönes Bild von der Nutzbarkeit der Soldaten in Friedenszeiten. Zu einer solchen Zeit braucht man oft ihre Waffen und ihre Tapferkeit nur wenig. Alsdann gereicht es ihnen zur Ehre, wenn sie durch sanftere Fertigkeiten, gleich ihren übrigen Mitbürgern, zum Wohl des Vaterlandes das Ihrige beytragen. Der Kaiser **Probus** war sogar gesonnen, anstatt so vieler tausend Soldaten, die bisher mit dem Reiche und dessen Regenten nach ihren trotzigen Einfällen umgegangen waren, die alte Einrichtung wiederherzustellen, nach welcher jeder Römer bereit war, sobald ein Krieg ausbrach, die Waffen für sein Vaterland zu ergreifen. In dieser Absicht sagte er einmal: **Bald wird das römische Reich keiner Soldaten mehr benöthiget seyn.** Aber eben diese Worte, und die beschwerlichen Arbeiten, welche die Soldaten verrichten mußten, erbitterten sie so sehr wider ihn, daß sie ihm, einem der besten Fürsten, das Leben nahmen.

Der Kaiser Probus läßt durch seine Soldaten Weinberge anlegen.

X. Kupfertafel.

XXX. Nicht lange darauf wurde **Diocletianus** Kaiser, der das römische Reich viele Jahre hindurch im Wohlstande und Ansehen erhielt. Er nahm, um dasselbe in seinem weitläuftigen Umfange desto besser besorgen zu können, mehrere **Gehülfen der Regierung** an. Endlich aber **legte er diese freywillig nieder**, weil ihn sein kränkliches Alter an der aufmerksamen Verwaltung derselben hinderte. Vielen andern würde es unmöglich gefallen seyn, sich so vieler Macht, Ehrenbezeigungen und Einkünfte zu begeben; sie wür-

Diocletianus zieht seinen Garten dem Kaiserthum vor.

den, um alles dieses beyzubehalten, die Regierungsgeschäfte andern überlassen haben. Allein Diocletianus kannte die Annehmlichkeiten eines niedrigen Standes. Er ließ sich in seinem Vaterlande Dalmatien nieder, belustigte sich daselbst mit der Erbauung eines Gartens, und rief öfters aus: Nun lebe ich erst! nun sehe ich erst die Schönheit der Sonne! Als man ihn zu bewegen suchte, die Regierung wieder zu übernehmen, schrieb er diese Antwort zurück: Ich wünschte nur, daß ihr nach Salona kämet, damit ich euch den Kohl zeigen könnte, den ich mit meinen eigenen Händen gepflanzt habe. Ich bin versichert, ihr würdet mir alsdann niemals wieder etwas von der Regierung vorsagen. In diesem zufriedenen Landleben erreichte er ein hohes Alter. Man siehet noch zu Spalatro in Dalmatien ansehnliche Ueberbleibsel des Landhauses, in welchem er seine letzten Jahre, verehrt von jedermann, auch da er nicht mehr Kaiser war, zugebracht hat.

Fortgang der Wissenschaften und feinen Künste bey den Römern.

XXXI. So lange, das heißt, etwas über drey hundert Jahre nach Christi Geburt, wurde das römische Reich von heidnischen Kaisern beherrscht. Während dieser Zeit eines sehr abwechselnden Zustandes, in welchem die Römer bald gute, bald böse Fürsten, bald Ruhe, Ordnung und alle Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft, bald Bedrückungen und Ausschweifungen unter einer allgemeinen Verwirrung und Verachtung der Gesetze auf einander folgen sahen, blieben auch die Wissenschaften und sinnreichen Künste bey ihnen nicht ohne starke Veränderungen. In den ersten zwey hundert Jahren wurden sie noch glücklich genug bearbeitet. Aber nach dem Tode der

beyden Antoninen fielen sie immer mehr, und erhoben sich niemals wieder zu der vorigen Größe bey den Römern. Kurz vor Christi Geburt, und einige Zeit nach derselben, zeigte sich überhaupt der Verstand und Witz der Römer, so weit sie ihn auf gelehrte und feine Kenntnisse aller Art anwandten, in einer gewissen Vollkommenheit. Cicero und einige andere hatten dieselbe schon zu erreichen angefangen, wie ihr am Beschluß der ältern römischen Geschichte gelesen habt. Aber unter der Regierung des Augustus entstand besonders ein so glücklicher Zusammenfluß der trefflichsten Männer, daß man noch die Zeiten des Augustus nennt, wenn man sehr günstige Zeiten für die Gelehrsamkeit anzeigen will. Das kam insonderheit von dem sanften Frieden her, den er so viele Jahre hindurch in seinem Reiche erhielt; von seiner Liebe zu den Wissenschaften, und freundschaftlichen Gewogenheit gegen diejenigen, welche sich darinne hervorthaten; auch von dem eifrigen Bestreben der Römer, den Griechen, ihren Lehrern, immer näher zu kommen.

Virgilius, ihr größter Dichter.

XXXII. Damals lebte der vortreffliche Dichter Virgilius. Ihr wißt es schon, meine Lieben, aus der Nachricht, die ihr von den griechischen Dichtern gelesen habt, daß man bey diesen klugen Völkern einen Dichter nicht blos deswegen hochgeschätzt habe, weil er leichte und artige Verse zur allgemeinen Belustigung zu schreiben wußte. Nein, der Dichter suchte durch seine Kunst ein gefälliger Lehrer der Religion, oder doch der Tugend und der feinen Sitten zu werden, seine Leser zugleich zu bessern und zu vergnügen, aus der ganzen Natur und aus vielen Wissenschaften Erfindung, Kenntnisse und Bilder herzu-

nehmen, damit er diese doppelte Absicht erreichen möchte. Er mußte also ein sehr gelehrter Mann, oder, welches damals einerley war, ein Philosoph seyn; er brauchte viele Bekanntschaft mit der Welt und mit den Menschen, um Gedichte, die jedermann mit Beyfall lesen sollte, zu Stande zu bringen; und er durfte sie nicht eilfertig ausarbeiten oder bekannt machen, wenn sie die Schönheit, das Einnehmende und den Wohlklang besitzen sollten, die man in Gedichten mehr als in allen andern Schriften sucht. Ein solcher Dichter war auch Virgilius, und der größte, der unter den Römern aufgestanden ist. Ob er gleich von dem Kaiser Augustus sehr geliebt wurde; so verlangte er doch keine ansehnliche Aemter, und brachte seine Tage oft fern von Rom unter gelehrten Beschäftigungen zu. Er hat drey Gedichte von verschiedenem Inhalte hinterlassen. Das erste besteht aus einer Anzahl Hirtenlieder, oder Schäfergedichte. Darinne besingt und empfiehlt Virgilius unter der Person von Hirten, die er auftreten läßt, die unvergleichlichen Vorzüge und Reizungen des Landlebens, die freylich von den Alten weit besser gekannt und genossen wurden als von uns. Seine Hirten sind stille und genügsame Landleute, noch durch keine Laster der Städte verderben; zwar Schwachheiten und Fehlern wie andere Menschen unterworfen, die sich aber in ihrem Stande sehr glücklich schätzen. Ihre Heerden und ländlichen Arbeiten, die Felder, Hügel, Wälder, Quellen, Grotten und andere Gegenden, wo sie sich gemeinschaftlich aufhalten, der ganze frohe Anblick der unermeßlich mannichfaltigen und schönen Natur, ihr ungezwungener freundschaftlicher Umgang unter einander, ihre

Seine Hirtenlieder.

Spiele,

Spiele, Scherze und Lieder: das alles ist für sie eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen. Ihre Gesänge sind zugleich anmuthig und rührend. Sie sprechen ganz unverstellt und gerade vom Herzen weg; ihre Empfindungen kommen aus einem sanften Gemüthe, das Freude und Leid, Bewunderung, Hoffnungen und Wünsche, und andere Bewegungen, ohne eine zu große Heftigkeit, gefühlt hat; ihre Ausdrücke sind voll von Bildern, aus eben der Natur hergenommen, mit der sie beständig umgehen; und sie sind in den wohlklingendsten Versen abgefaßt, die gleichsam so sanft fortfließen, als die Bäche, an welchen sie sitzen. Bisweilen läßt der Dichter diese Hirten auch von höhern Dingen, Personen und Begebenheiten, außer und über ihren Stand, mit einander reden, feine Anspielungen zum Lobe verdienter Männer machen, und dergleichen mehr. Aber auch alsdann bleiben sie doch meistentheils ihrer Lebensart, ihrer Begriffe und Neigungen eingedenk. Man versetzt sich gern im Geiste unter sie, um ihnen zuzuhören, wenn man gleich in unsern Zeiten solche arkadische, sicilianische oder mantuanische] Hirten und Schäfer vergebens suchen würde. Man behält viele ihrer Verse auswendig, weil Natur und Kunst auf eine so lehrreiche Art darinne verbunden sind.

XXXIII. Aber daß das Landleben nicht blos in Singen und Spielen und andern Belustigungen bestehe, sondern auch eine anhaltende Arbeitsamkeit erfordere, wenn es wirklich ergötzen, und diejenigen, welche sich ihm ergeben, belohnen sollte, das zeigte Virgilius in einem andern Gedichte, worinne er eine Anweisung zur Landwirthschaft ertheilte. In seinen

Sein Lehrgedicht von der Landwirthschaft.

seinen Hirtenliedern hatte er den griechischen Dichter Theokritus zum Muster genommen, und ihn zwar nicht in dem Hauptgemälde, aber in vielen sehr artigen Nebenbildern einigermaßen übertroffen. Das Lehrgedicht vom Feldbau ist auch eine Nachahmung eines Griechen, des Hesiodus, von dem schon in der griechischen Geschichte (Th. I. S. 222.) Nachricht gegeben worden ist. Aber diesen Dichter hat Virgilius weit hinter sich zurück gelassen. Seine Vorschriften, die er dem Landmanne giebt, sind auf die angenehmste Weise eingekleidet. Sie haben alle nöthige Deutlichkeit; und gleichwohl erkennt man darinne überall den großen Dichter, der vielen wahren Witz, edle Schönheit der Abbildungen, und sinnreiche Abwechselung der Materien, auf einem gleichsam durchgehends mit Blumen bestreueten Wege zeigt. Man empfindet es, so zu reden, immer mit ihm, wie reizend und wie würdig der Beschäftigung guter Menschen die ländlichen Arbeiten sind, die nur von denen verachtet werden, welche sie nicht kennen. In der That hat auch Virgilius unter vielen andern vortrefflichen Beschreibungen, Erzählungen oder Lobsprüchen ehrwürdiger Männer, die er in dieses Gedicht eingestreuet hat, eine ungemein schöne Stelle zur Anpreisung des Landlebens eingerückt. O nur zu glückliche Landleute, ruft er aus, wenn sie anders ihr Glück kennen! Die gerechte Erde selbst bringt ihnen, ohne Streit und Waffen, einen wohlfeilen Unterhalt hervor. Zwar fehlt es ihnen an einer Menge demüthiger Verehrer, an prächtigen Wohnungen und kostbaren Kleidern; aber nicht an sicherer Ruhe, nicht an einem

nem zufriedenen Leben, das viele Reichthümer von einer andern Art besitzt. Da sind alle Veränderungen natürlicher Gegenden, wie Felder und Höhlen, Seen und Wälder, eine brüllende Heerde, ein süßer Schlaf unter einem Baume. Da sieht man eine arbeitsame, an Wenigem sich begnügende Jugend, viel Gottesfurcht, und ehrwürdige Aeltern. Bey ihnen hat die Gerechtigkeit, als sie die Erde verließ, sich noch zuletzt aufgehalten. Ich liebe zwar nichts so sehr als höhere Wissenschaft; es erfreuet mich besonders, die Ursachen von allem zu erforschen, was am Himmel und an der Erde vorgeht. Allein sollte ich nicht scharfsichtig genug seyn, um in die Geheimnisse der Natur zu dringen: so mögen Felder und Flüsse, welche die Thäler durchwässern, und Wälder mein einziges Vergnügen seyn, ohne daß ich nach Ruhm begierig wäre! Glücklich ist allerdings derjenige, welcher die Ursachen der Dinge ergründet, und alle Furcht vor dem Tode und vor der künftigen Welt überwunden hat! Aber auch derjenige ist glückselig, der die Götter auf dem Lande verehren kann! Ihn rühren keine großen Ehrenbezeigungen; Krieg und Händel beunruhigen ihn nicht. Er darf sich nicht über den Nothleidenden betrüben, oder den Reichen beneiden. Frölich sammlet er die Früchte ein, welche ihm der Baum und das Feld freywillig darreichen. Und wenn andere in der Welt herumschweifen, um unter Gefahren, oder mit dem Unglücke ganzer Städte reich zu werden: so setzt er still seine nützlichen Arbeiten fort,

und empfängt dafür auch im Winter die angenehmsten Belohnungen. Kurz, er lebt, wie die Menschen in den ersten Zeiten der Unschuld gelebt haben. — Mit einer solchen einnehmenden Kunst lehrt Virgilius in diesem Gedichte den Ackerbau, die Baumzucht, und besonders auch den Weinbau, die Vieh- und Pferdezucht, endlich auch die Wartung der Bienen. Urtheilt selbst, ob ein solcher Lehrer nicht noch jetzt, und selbst bey denen, welche die Landwirthschaft nicht zu üben gedenken, alle Aufmerksamkeit und allen Beyfall verdiene.

Sein Heldengedicht von den edlen Vorfahren der Römer.

XXXIV. Gleichwohl sind diese beyden Gedichte des Virgilius, davon jedes das erste seiner Art unter den Römern war, nur von einer geringern und leichtern Gattung, wenn man sie gegen sein Heldengedicht vom Aeneas hält. Ihr habt in der ältesten römischen Geschichte (Th. I. S. 289.) gesehen, wie dieser trojanische Fürst, Aeneas, nach dem Untergange seiner Vaterstadt, ein Reich in Italien gestiftet habe, aus welchem nachher das römische entstanden ist; so wie auch der erste König der Römer unter seine Nachkommen gehörte. Wie dieser Ahnherr der Römer, nach überstandenen Reisen, Gefährlichkeiten und Schwierigkeiten vieler Jahre, sein Reich endlich fest gegründet habe: das beschrieb Virgilius in diesem Gedichte. Diese Begebenheit oder Unternehmung war an sich schon etwas Großes, und den Römern besonders werth; allein der Dichter verschönerte sie noch ungemein durch seine Kunst, durch eine Menge sinnreicher Erdichtungen, Abschilderungen und Reden. Es war ihm auch nicht genug, daß sein Gedicht den Römern gefiel; er wollte sie zugleich

durch

durch dasselbe auf eine nützliche Art rühren und bessern. Daher stellt er den Aeneas als einen frommen, von Gott geliebten und beschützten Fürsten vor, der durch göttliche Hülfe, durch seine Klugheit und Tapferkeit endlich alle Hindernisse, die seine Absichten aufhielten, überwinde; als einen treuen Freund, als einen weisen und glücklichen Vater eines hoffnungsvollen Sohnes. An einem solchen Beyspiele, mit allen Annehmlichkeiten der Dichtkunst geschmückt, war schon sehr viel für die Römer zu lernen, während daß sie sich daran nur zu belustigen glaubten. Virgilius that aber noch mehr; er brachte auch mit der feinsten Geschicklichkeit einen großen Theil der römischen Geschichte in sein Gedicht hinein, und führte die vortrefflichsten Männer aus derselben zur Bewunderung und Nachahmung auf. Die Römer sollten überhaupt daraus lernen, wie viel sie ihren edeln Vorfahren, und unter andern auch dem Kaiser Augustus schuldig wären; was sie selbst werden könnten, wenn sie nur wollten. Dabey versäumte er auch keine Gelegenheit, auf eine einnehmende Art Lehren der Tugend anzubringen. Zwar ist auch dieses Heldengedicht, die Aeneis, eine Nachahmung. Der griechische Dichter Homerus ist das Muster, dem Virgilius größtentheils nachfolgt: und der Grieche hat, außer der Ehre der Erfindung, noch eine besondere Majestät und Erhabenheit der Gedanken und Bilder; dennoch aber besitzt auch Virgilius viel eigenthümliches. Wenn er nicht so groß ist als Homerus, so ist er noch liebenswürdiger als dieser: ein überaus sanfter und zierlicher Dichter, der den äußersten Fleiß auf die Ausschmückung seiner Arbeit gewandt

 hat,

hat, und bey dem man die Kenntniß von Künsten und Wissenschaften, die feinern Sitten, den artigen Geschmack, und andere Vorzüge der Römer seiner Zeit reichlich wahrnimmt, die dem Zeitalter des Homerus größtentheils mangelten. Wenn man einmal die Schönheiten dieses Gedichts kennen gelernt hat: so kehrt man sehr oft zu denselben zurück, und wird ihrer niemals überdrüßig. Insbesondere sind die Beschreibungen der Eroberung und Zerstörung von Troja, ingleichen der Reise des Aeneas in das Reich der Todten, zwo unvergleichliche Stellen desselben. Gleichwohl befohl Virgilius in seinen letzten Stunden, daß dieses Gedicht, auf welches er einen großen Theil seines Lebens verwandt hatte, das aber hin und wieder noch einige Verbesserung litt, verbrannt werden sollte, damit es nicht in seiner etwas unvollkommenen Gestalt gelesen würde. Dieser Entschluß des sterbenden Dichters zeigt uns die erstaunliche Sorgfalt und Strenge, mit welcher die Gelehrten des Alterthums ihre Werke bearbeiteten, um sie einer langen Dauer bey der Nachwelt würdig zu machen. Aber eben darum sind diese Schriften auch so wohl gerathen, daß man sie nach zwey tausend und weit mehr Jahren noch immer mit Vergnügen liest. Die Freunde des Virgilius, und darunter auch der Kaiser Augustus, glaubten nicht, daß sie seinen Willen vollziehen müßten, und erhielten uns ein Gedicht, mit dem sich überaus wenige vergleichen lassen.

Horatius vergnügt u. unterrichtet durch Lieder und Lehrgedichte.

XXXV. Zu gleicher Zeit mit dem Virgilius, und, wie dieser, vom Augustus und Mäcenas geliebt, lebte ein anderer vortrefflicher römischer Dichter, Horatius. Er war ebenfals ein Freund des Virgilius,

lius, an Gelehrsamkeit nicht geringer als dieser; aber seinen ungemeinen Ruhm erlangte er durch andere Arten der Dichtkunst. Wir haben keinen alten Dichter, der eine so anmuthige und lehrreiche Mannichfaltigkeit des Inhalts in seinen Werken ausgebreitet, in einer so bündigen Kürze so viel zusammengefaßt, und an seinen Versen gleichsam so viel geschliffen und abgerundet hätte, bis sie die höchste Feinheit und Nettigkeit erhielten. Er ist oft kühn in seinen Bildern und Redensarten; aber immer glücklich in der Wahl derselben. Wenn es die Größe seiner Materie erfordert, wird er erhaben, heftig und feurig in einem hohen Grade: aber eben so leicht läßt er sich zum frölichen und sanften, zum scherzhaftspottenden Ausdrucke herab; nimmt auch wohl die einnehmende vertrauliche Sprache eines weisen Freundes und Lehrers an. Man würde ihn vielleicht dem Virgilius vorziehen, wenn er durchgehends, eben so sehr wie dieser, eine unbefleckte Reinigkeit tugendhafter Gesinnungen dargestellt hätte. Horatius ist der größte Liederdichter der Römer: das heißt, er hat nicht blos artige Lieder geschrieben, die auf eine leichte und anmuthige Art allerley Neigungen, Leidenschaften, Wünsche, Belustigungen der Menschen, oder Abwechselungen ihres Lebens ausdrücken, und sich mit Vergnügen singen lassen. Er hat auch eben so glücklich die höhere Gattung von Liedern sich eigen gemacht, welche den Religionsdienst, das Lob der Fürsten, oder trefflicher Männer, wichtige Veränderungen im Zustande des Vaterlandes, und treffliche Lehren für das menschliche Leben, in den stärksten hinreißenden Bildern und

Worten besingen. Zu einigen Beyspielen dieser Lieder, die man mit einem griechischen Worte **Oden** nennt, könnt ihr, meine Lieben, diejenigen lesen, worinne der Dichter die Geschichte des **Regulus** beschreibt, den verstorbenen Philosophen **Archytas** redend einführt, die großen **Vortheile eines guten Gewissens** rühmt, auch den **Mittelstand** und die **Genügsamkeit** an Wenigem empfiehlt. — **Horatius** nahm bey seinen Liedern die griechischen Odendichter zu Mustern; obgleich keiner von diesen sich zugleich in so vielerley Gattungen hervorgethan hatte. Aber in den **Lehrgedichten**, die er schrieb, hatte er kaum einen oder den andern Römer zum Vorgänger, die er doch weit übertraf. In diesen Gedichten geht er einen **doppelten** Weg; allein beyde führen ihn zu einerley Ziel: zur gefälligsten Empfehlung der Weisheit und Tugend. Bald **verspottet er die Laster und Thorheiten der Römer** seiner Zeit, indem er es auf die lebhafteste Art merklich macht, wie verächtlich und lächerlich diejenigen, welche sie begehen, dadurch werden. Solche Gedichte nennt man **Satyren**: und es giebt wenige Dichter in ältern und neuern Zeiten, welche die schwer zu treffende Mittelstraße in denselben so geschickt gewählt hätten, als er. Er züchtigt Fehler, und beleidigt doch die Menschen nicht, welche sie an sich haben. Denn er nennt diese nur selten; er scheint sie gleichsam mehr wegen ihrer Ausschweifungen zu bedauren, und lachend auf sie herab zu sehen, als sie deswegen zu hassen oder zu verfolgen. Dabey ist seine Einkleidung so sinnreich, seine Art zu scherzen so fein, sein Vortrag so ungezwungen leicht und schön, gleichwohl auch so künstlich abgemessen und witzig, daß man immer zweifelhaft bleibt,

bleibt, ob man durch ihn mehr unterrichtet, oder mehr vergnügt werde. Bald ertheilt er seinen Freunden in poetischen, an sie gerichteten Briefen ausgesuchte nützliche Lehren für den Verstand, die Wissenschaften, das Leben und die Sitten. Er bedient sich auch hier bisweilen seiner angenehmen Gabe der Spötterey; und diese Briefe haben überhaupt in Ansehung ihrer Schreibart und Einrichtung vieles mit seinen Satyren gemein. — Einer von diesen Briefen insonderheit kann nicht zu sehr empfohlen werden: man nennt ihn die Dichtkunst des Horatius. Nicht als wenn er darinne eine vollständige Anweisung zu dieser großen Kunst hätte geben wollen; er lehrt hauptsächlich nur, wie man Heldengedichte und Gedichte für die Schaubühne schreiben müsse. Bey dieser Gelegenheit aber streuet er die wichtigsten Regeln und Erinnerungen für den Dichter, den Gelehrten und Schriftsteller, überhaupt für jeden, der richtig denken und urtheilen will, ein: und das in einem bündig kurzen und sehr einnehmenden Ausdrucke. So lehrt er, wie man die Kräfte seines Geistes prüfen, die Menschen kennen lernen, Natur und Kunst mit einander vereinigen, an seinen schriftlichen Arbeiten vor ihrer Bekanntmachung lange bessern, strenge Beurtheiler derselben lieber als Schmeichler hören müsse. Lauter goldene Vorschriften, oft in einer oder in wenigen Zeilen zusammengefaßt! Der Jüngling, der es fühlt, wie viel er braucht, um weise zu werden, liest dieselben so oft, bis er sie auswendig weiß. Der Mann vom reifsten Verstande hat sie beständig vor den Augen. Und jede Abweichung von denselben wird zu einem gefährlichen Fehltritte.

XXXVI.

Ovidius, ein Dichter mit dem größten, aber auch verführerischen Witze.

XXXVI. In eben diesem Zeitalter, da Augustus regierte, trat noch ein großer Dichter, Ovidius, zu Rom auf, der sich gleichfals von den beyden vorherbeschriebenen vortheilhaft unterschied. Er besaß von seiner frühen Jugend an eine bewundernswürdige Fertigkeit, Verse zu schreiben, die ihm gleichsam ungesucht entgegen kamen. Aber so leicht und fließend seine Verse sind, so anmuthig wurden sie auch, so unterhaltend, und oft lehrreich. Es strömt durch dieselben ein fast unerschöpflicher Witz, der alles belebt, und einerley Dinge auf eine oft veränderte Art vorzustellen; andere aber, die wenig mit einander gemein haben, sinnreich zu verbinden weiß. Sehr wenige Dichter haben die innersten Bewegungen des menschlichen Herzens und seine heftigsten Leidenschaften so genau gekannt, und so treffend abgeschildert, als er. Er rührt daher und entzündet, so zu reden, seine Leser, so oft er will. Seine trefflichen Beschreibungen, die Spuren von Gelehrsamkeit, die er auf die feinste Art blicken läßt, und der schöne sittliche Gebrauch, den er oft von seiner Materie macht, vergrößern noch den Werth seiner Gedichte. Das Hauptwerk, in welchem er alle diese Eigenschaften vereinigt hat, sind seine Verwandlungen: ein vollständiges Gedicht über die gesammte Götterlehre und Fabelgeschichte der Griechen und Römer. Aus so vielen dazu gehörenden Personen, Begebenheiten, Zeiten und Gegenden hat er mit ausnehmender Kunst Ein Ganzes gemacht, das von dem Anfange der Welt her, wie eine wahre zusammenhängende Geschichte, bis auf seine Zeiten fortgeht. Er hat darinne auch einige große Römer mit den Göt-

tern und Helden der Fabel glücklich gepaart; Erdichtungen, die an sich schon reizend waren, verschönert; und gar häufig Gedanken und Lehren eingemischt, die, wenn sie gleich bekannt sind, doch, weil sie in sehr niedlichen Bildern und Versen vorgetragen werden, den Leser plötzlich ergreifen, und nicht wieder aus seinem Gedächtnisse weichen wollen. So sind die Beschreibungen des Ovidius von den verschiedenen Zeitaltern, durch welche die anfänglich unschuldigen Menschen gegangen, und immer mehr ausgeartet sind; — von der allgemeinen Wasserfluth, in welcher die Menschen, zu einer göttlichen Strafe ihrer Ruchlosigkeit, sämmtlich, bis auf zwey, umgekommen sind; — von dem jungen Phaethon, der durch thörichte Einbildung auf seine Kräfte sich und beynahe zugleich die ganze Welt unglücklich machte; — von der Niobe, die vor ihren Augen alle ihre geliebten Kinder umkommen sah: — diese und andere Beschreibungen sind so schön, daß man es mit wenig Worten nicht ausdrücken kann. — Aber eben dieser Dichter mißbrauchte doch in andern Werken seine seltene Kunst, die menschlichen Triebe, Begierden und Leidenschaften abzuschildern, zu erregen und zu unterhalten. Anstatt daß er durch Hülfe derselben die Liebe und Freundschaft tugendhafter Personen beyderley Geschlechts gegen einander hätte anfeuern und empfehlen sollen, wandte er die lebhaftesten Farben an, um Wollust und Ueppigkeit, und alle Mittel sie zu befriedigen, recht nach dem Leben abzumalen und anzupreisen. Ein Dichter, der dieses thut, ist für die Jugend ein noch weit gefährlicherer Mann, als derjenige, der ihr durch seine Sitten ein böses Beyspiel giebt. Nur muß man freylich

lich den Ovidius etwas milder beurtheilen, weil er als ein Heide gewisse Ausschweifungen nicht eben für sündlich hielt. Er zog sich auch dadurch eine empfindliche Strafe zu. Wenigstens nahm der Kaiser Augustus diese verführerischen Schriften zum Vorwande, als er ihren Verfasser an das schwarze Meer, in die heutige Bulgarey, verbannte, wo er erst nach mehrern Jahren sein Leben endigte. Auch daselbst schrieb Ovidius noch viele Gedichte, voll Klagen über seine Entfernung von Rom und seinen Freunden. Man wird gerührt, wenn man liest, wie beredt und sinnreich er seine Wehmuth ausdrücke. Man sieht jedoch zugleich, daß mehr Leichtsinn als standhafter Muth bey ihm geherrscht habe. Er würde auch an dem Orte seiner Verweisung zufrieden haben leben können, wenn er nicht vergebens die Ruhe außer sich gesucht hätte.

Einige andere römische Dichter von besondern Vorzügen.

XXXVII. Drey solche Dichter, als Virgilius, Horatius und Ovidius, würden schon hinlänglich gewesen seyn, die Ehre der römischen Dichtkunst auf das höchste zu erheben. Die Römer, und die Nachkommen überhaupt, fanden an den Schriften derselben reiche Quellen nicht blos für ihr Vergnügen, sondern hauptsächlich auch für die lehrreichste Nahrung ihres Verstandes. Selbst die Fehler des dritten unter ihnen bleiben, wie alle Fehler trefflicher Köpfe, auf eine warnende Art nützlich; und der Leser, der sich durch die süßen Lockungen desselben nicht fortreißen läßt, hat ein Recht, sich zu der Festigkeit seiner Gesinnungen Glück zu wünschen. Aber neben diesen großen Geistern, und zum Theil nach ihrem Beyspiele, bildeten sich nicht wenig andere römische Dichter, die man jenen in einiger Entfernung zur Seite stellen kann.

Es ist genug, wenn ihr einige der vornehmsten kennen lernt, die gleichsam auf ihrer eigenen Bahn gegangen sind. So brachte Lucanus eine eben so erhabene Größe der Denkungsart, und eben so viel Feuer als Virgilius, zur Verfertigung seines Heldengedichts über den Krieg des Pompejus und Cäsar. Es enthält in der That viele ungemein schöne Stellen zur Empfehlung der Liebe des Vaterlandes, der Geseze und der Tugend. Besonders ist darinne der große römische Held, der jüngere Cato, sehr wahr und sehr edel abgeschildert. Allein dieser junge Dichter — denn der Kaiser Nero nöthigte ihn, da er erst sieben und zwanzig Jahre alt war, die Art seines Todes zu wählen — verstand noch nicht seine poetische Hitze zu mäßigen, fuhr daher oft ungestüm über die Grenzen der dichterischen Regeln hinaus, und machte aus seinem Heldengedichte mehr eine in hoch fliegenden Versen abgefaßte Geschichte. — Zween andere Dichter, Persius und Juvenalis, traten zwar durch ihre Satyren in die Fußtapfen des Horatius; aber sie waren nichts weniger als bloße Nachahmer desselben. Persius, der auch vor seinem dreyßigsten Jahre starb, hat zwar ebenfals den jugendlichen Fehler begangen, daß er, um kurz und nachdrücklich zu schreiben, sehr dunkel und fast räthselhaft geworden ist. Aber es giebt doch der deutlichen Stellen genug in seinen Gedichten: und es belohnt allerdings die Mühe, auch den Sinn der übrigen zu erforschen, weil er, von dem redlichsten Ernste eines Philosophen erfüllt, die gemeinnützigsten Lehren mit außerordentlich eindringender Stärke vorträgt, ohne daß er erst darauf bedacht wäre, sie durch Annehmlichkeiten der Kunst beliebt zu

Heldengedicht des Lucanus.

Satyren des Persius und Juvenalis.

machen. Denke unaufhörlich an den Tod! ruft er einmal dem Sklaven seines Geizes zu; die Stunde flieht; dieser Augenblick, in dem ich mit dir rede, ist schon nicht mehr! — Auf der andern Seite werdet ihr in den Spottgedichten des Juvenalis einen Dichter finden, der über das abscheuliche Verderben der Sitten seiner Zeit, vom Kaiser Domitianus an bis auf die niedrigsten Stände der Römer herab, nicht blos unwillig, sondern ergrimmt ist; er nennt die Thoren und Bösewichter mit Namen, und geißelt sie gleichsam blutig vor sich her. In seinem wütenden Eifer gegen die Laster vergißt er zuweilen den Wohlstand und die Ehrbarkeit der Vorstellungen; aber alles gilt ihm gleich, wenn er nur Menschen, welche Vernunft und Gesetze so kühn beleidigten, verächtlich und verhaßt machen kann. Eine solche Strenge, die zur Ehre der Tugend angewandt wird, gefällt freylich beym ersten Anblicke sehr; sie macht tiefen Eindruck bey Lesern, die noch nicht in der Ruchlosigkeit verhärtet sind. Doch lehrt auch die Erfahrung, daß die Menschen durch allzubitteres Hohngelächter über ihre Ausschweifungen oft nicht gebessert, sondern nur erzürnt werden. Und überhaupt, meine Lieben, muß man sich hüten, nicht zu übereilt über die Fehler der Menschen zu spotten. Junge Leute sollen dieses eigentlich gar nicht thun. Sie kennen sich und ihre eigenen Fehler noch gar zu wenig: wenn sie daher über fremde lachen, vergessen sie die Besserung von sich selbst desto mehr, und nehmen eine stolze Einbildung von ihrer Weisheit an, die ein wahres Unglück für sie ist. Männer hingegen von großer Erfahrung und Menschenkenntniß, aber auch voll

tugend-

tugendhafter Menschenliebe, wissen es am besten, wie man die Anzahl menschlicher Thorheiten auch durch eine gemäßigte Spötterey vermindern könne.

XXXVIII. Auf eine sanftere Art suchte Phädrus, noch zu den Zeiten des Augustus, die Römer zu belehren, indem er sie zugleich vergnügte. Er schrieb Fabeln, so wie sie ehemals Aesopus unter den Griechen vorgetragen hatte. (Th. I. S. 223.) Aber seine Verse haben noch mehr Kunst und Zierlichkeit; ob er gleich die leichte und vertrauliche Sprache nicht aus den Augen gesetzt hat, die sich für solche Erzählungen schickt. Phädrus hat also eigentlich für euer Alter gearbeitet, Kinder. Unterdessen macht es seine Geschicklichkeit, daß ihn auch erwachsene Personen gerne lesen. Er läßt die Thiere so handeln und reden, daß die Menschen daran gar leicht ihre eigenen Sitten erkennen, und dadurch erinnert oder beschämt werden; er schreibt kurz, deutlich, und in einem angenehmen Flusse der Worte; unter einer anscheinenden Einfalt hat er viel Witz verborgen; er bringt hin und wieder, aber nur sparsam, poetische Schönheiten an; und wenn er auch die Sittenlehre der Fabel nicht ausdrücklich beyfügt, so ist es gar nicht schwer, sie zu entdecken. — Noch verdient auch Martialis von seiner guten Seite euch bekannt zu werden. Ich sage mit Bedacht: von seiner guten Seite. Denn es ist nicht undienlich, wenn ihr zeitig erfahrt, auch er habe, wie Ovidius und manche andere römische Dichter, Schwachheiten und Flecken in seinen Schriften, welche der Reinigkeit der Tugend schaden können. Allein eben darum sagt man dieses dem christlichen Jünglinge, damit er, gestärkt durch

Fabeln des Phädrus.

Sinngedichte des Martialis.

seine Religion und frühe Tugend, den Verführungen, die auch durch sinnreiche Schriftsteller zu besorgen sind, entgehe. Martialis ist einer von diesen Schriftstellern. Er hat sich in einer Art von Gedichten hervorgethan, die besonders viel Witz erfordern: in Sinngedichten. So nennt man kleine Gedichte, in welchen ein einziger sehr merkwürdiger oder sehr artiger Gedanke kurz, einnehmend und treffend ausgedrückt ist; wo selbst mehrere dergestalt eingekleidete Gedanken nur dazu dienen, den Hauptgedanken in ein vollkommenes Licht zu setzen; oder wo auch ein unerwarteter Einfall, der aber doch stets etwas Lehrreiches in sich fassen muß, den Leser des Gedichts, dessen Inhalt er schon ganz zu kennen glaubt, überrascht. Diese letztere Gestalt hat Martialis oft seinen Sinngedichten gegeben; wie, wenn er einen vornehmen alten Römer lebhaft ermuntert, des Lebens künftig besser zu geniessen, als er bisher gethan habe, und endlich mit den Worten schließt: Nie sagt ein weiser Mann: Nun künftig will ich leben! Der Morgen ist zu spät; fang heut schon an zu leben! Aber er bedient sich auch zuweilen der erstern Gattung; und von dieser ist das schönste Beyspiel in einem Gedichte von dreyzehn kurzen Zeilen enthalten, worinnen er einen seiner Freunde lehrt, was zu einem glückseligen Leben gehöre. Nicht Streit und wenig Ruhm, sagt er unter andern, ein ruhiges Gemüthe, Ein immer heitrer Geist und ein gesund Geblüte, Der weisen Einfalt Glück, und gleicher Freunde Gunst, Ein lieber froher Gast, ein Tisch ohn' alle Kunst, Ein Schlaf, bey welchem leicht die Nacht vorüberflieht, Ein Herz, das nie von Wahn und

eitler

eitler Hoffnung glüht; Seyn, was man wünscht zu seyn, nie höhre Wünsche nähren, Und seinen letzten Tag nicht scheun, und nicht begehren. Das alles gefällt schon so sehr in der Uebersetzung unsers Weiße, daß man es so oft wieder liest, bis man es auswendig weiß. Nun denkt einmal, wie viele Annehmlichkeiten es in dem Lateinischen des Martialis haben müsse, der fast nur halb so viele Worte braucht, um durch eine Menge bündiger, geschwind auf einander folgender Regeln das zu beantworten, wornach die Menschen so begierig sind, und was sie doch meistentheils verfehlen: die Mittel, zufrieden zu leben.

Seneca stiftet eine neue Beredtsamkeit unter den Römern.

XXXIX. Hier habt ihr also nur an einer kleinen Anzahl römischer Dichter, (unter so vielen andern, zum Theil auch vortrefflichen Schriftstellern dieser Art, welche von den Zeiten des Augustus an bis zu den beyden Antoninen hin berühmt worden sind,) gesehen, wie glücklich damals die Dichtkunst in mancherley Gestalten, aber doch fast immer nicht blos um zu vergnügen, sondern auch um nützlich zu werden, getrieben wurde. Mit dieser Kunst verband man auch die Beredtsamkeit. Beyde Künste sind nahe mit einander verwandt: die eine unterstützt wechselsweise die andere, ob man sie gleich nicht ganz mit einander vermischen darf. Aber die Beredtsamkeit der Römer, die vor dem Augustus schon so hoch gestiegen war, hatte von seiner Zeit an nicht wenig zu leiden angefangen. Sie war nunmehr der Freyheit größtentheils beraubt, auf deren Flügeln sie sich gleichsam ehemals hatte erheben dürfen. Die großen Angelegenheiten und Geschäfte des Staats, bey denen sie sonst ihre

vorzüglichste Stärke gezeigt hatte, konnte sie nur selten mehr, und furchtsam berühren. Auch war sie nicht mehr, wie in frühern Zeiten, ein allgemeiner Eingang zu Ehrenstellen und Ruhm im Vaterlande. Dennoch blühte außer der gerichtlichen Beredtsamkeit, noch manche andere Gattung derselben, besonders in Schriften, bey den Römern. Es schien sogar, als wenn diese Kunst durch den Seneca bisher ungewöhnliche Annehmlichkeiten gewinnen, und desto mehr Eindruck machen würde. Dieser geborne Spanier, der in seiner Kindheit bereits nach Rom gekommen war, hatte Beredtsamkeit, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit glücklich mit einander vereinigt. Er verwaltete öffentliche Aemter zu seiner Ehre, und wurde endlich Lehrer des nachmaligen Kaisers Nero. Als dieser sehr junge Herr auf den Thron gekommen war, folgte er noch einige Jahre den vortrefflichen Lehren und Erinnerungen des Seneca meistentheils; so daß dieser einen Gehülfen seiner Regierung abgab. Allein Nero wurde nach und nach bey seinen lasterhaften Ausschweifungen eines solchen Rathgebers überdrüßig. Seneca, der dieses merkte, bat ihn um Erlaubniß, sich vom Hofe zu entfernen, und bot ihm zugleich alle seine Reichthümer an, die ungemein groß waren; die er aber eben der Freygebigkeit und Dankbarkeit seines Lehrlings schuldig war. Doch Nero, der in der schändlichsten Verstellung geübt war, bat ihn vielmehr eifrig, ihm noch ferner beyzustehen, und konnte gleichwohl nicht verhindern, daß Seneca von dieser Zeit an eingezogen in seinem Hause zu leben anfieng. Endlich fand der unmenschliche Fürst einen bequemen Vorwand, seinen ehemaligen Lehrer umzubringen. Seneca

neca wurde beschuldigt, daß er sich in eine Verschwörung wider ihn eingelassen hätte: daher schickte er ihm den Befehl zu, seinem Leben ein Ende zu machen. Der unerschrockene Weise forderte darauf gelassen sein Testament, um einiges, zum Besten seiner Freunde, in dasselbe einzurücken. Da ihm aber der kaiserliche Befehlshaber solches verweigerte, sagte er zu seinen anwesenden Freunden: Er könne zwar ihre gütigen Gesinnungen gegen sich nicht dankbar erwiedern; doch wolle er ihnen das einzige und beste, was er hätte, das Beyspiel seines Lebens, hinterlassen: würden sie dieses im Andenken behalten, so würden sie ihrer standhaften Freundschaft Ehre machen. Er gab ihnen einen nachdrücklichen Verweis, daß sie sein Schicksal beweinten. Wo sind denn, rief er aus, die Lehren der Weisheit? Wo sind die Ueberlegungen so vieler Jahre, durch die wir uns gegen bevorstehendes Unglück gerüstet haben? Wer kannte nicht schon längst die Grausamkeit des Nero! Nachdem er Mutter und Bruder umgebracht hatte, war nichts mehr übrig, als daß er auch denjenigen tödtete, der ihn erzogen und unterrichtet hatte. Hierauf tröstete Seneca seine Gemahlinn; er bat sie, ihren Schmerz über seinen Verlust durch die Betrachtung seines tugendhaften Lebens zu mildern. Allein da sie versicherte, daß sie entschlossen wäre mit ihm zu sterben, ließ er sich diesen Beweis ihrer Liebe gefallen. Man öffnete ihnen beyden zu gleicher Zeit die Adern an den Armen, damit sie sich todt bluten möchten. Die Gemahlinn des Seneca wurde noch auf kaiserlichen Befehl gerettet, als sie bereits ganz entkräftet war. Er

Seneca stirbt als ein weiser Heide. XI. Kupfertafel.

aber ließ sich auch noch, weil das Blut aus seinem alten ausgezehrten Körper nur langsam floß, die Adern an den Füßen und Kniegelenken öffnen; sagte überdies noch seinen Schreibern verschiedenes in die Feder; ohne daß die Ruhe seines Gemüths sich verändert hätte. Alles dieses vermehrte jedoch nur seine Schmerzen, und beschleunigte seinen Tod nicht. Er nahm daher Gift, aber eben so vergebens; ließ sich darauf in ein warmes Bad bringen, und wurde endlich durch den Dampf der Badstube erstickt. Da er sich nicht freywillig, sondern gezwungen von seinem Fürsten, das Leben nahm: so verdient seine Standhaftigkeit bis in die letzten Augenblicke desto mehr bewundert zu werden.

Sein einnehmender Vortrag der Sittenlehre.

XL. Andere Ursachen, ihn zu bewundern, trifft man in seinen Schriften an. Da sind die wichtigsten Lehren von Gott, von Seiner Vorsehung und Seinem Willen an die Menschen, auf eine würdige Art vorgetragen; wenn gleich Seneca die hellen und vollständigen Begriffe von der Natur und den Eigenschaften Gottes nicht besitzt, deren sich Christen rühmen können. Vornehmlich aber hat er über die Sittenlehre, oder über mancherley Verhalten und Pflichten der Menschen, so richtig und nachdrücklich, so lebhaft, sinnreich und rührend geschrieben, daß man ihm, wenn man auf seinen ganzen Vortrag sieht, keinen andern Schriftsteller gleich schätzen kann. Man merkt nicht nur, indem man ihn lieset, daß seine Lehren wahr, nothwendig und vortrefflich sind; daß er sie aus eigener starken Ueberzeugung und Hochschätzung niedergeschrieben hat; sondern man findet sie auch so schön ausgedrückt, daß man viele derselben mit Vergnügen wiederholt, und ohne Mühe im Gedächtnisse behält. Sowohl

XI



Seneca stirbt als ein weiser Heÿde.

wohl seine Abhandlungen, als seine Briefe, sind mit diesen Lehren angefüllt. Er lehrt, zum Beyspiel, in einer Schrift vom Zorne, wie man diese Leidenschaft, die furchtbarste und wütendste unter allen, kennen, verabscheuen, vermeiden, oder doch mildern und besänftigen lernen müsse. Was zürnest du, sagt er unter andern, auf deinen Knecht, auf deinen Herrn oder Fürsten? Erdulde nur einen Augenblick! siehe, so kommt schon der Tod, der uns alle gleich macht. — In einer andern Schrift, von der göttlichen Vorsehung, zeigt Seneca besonders, warum es Gott oft den rechtschaffensten Menschen übel ergehen lasse? Sie leiden kein wirkliches Uebel, antwortet er darauf; es sind nur Züchtigungen eines gütigen Vaters, und sie werden durch diese unangenehme Begegnisse in der Tugend geübt und gestärkt. Ein tapferer Mann, sagt er, der mit dem Unglücke kämpft, und unter den wiederholten Anfällen desselben doch immer aufrecht stehen bleibt, ist das Schönste und Würdigste, worauf Gott in der Welt schauen kann. — So handelt er wieder in einer kleinen Schrift nicht minder lehrreich und eindrücklich von der Kürze des menschlichen Lebens. Den Inhalt davon hat er in diesen Gedanken angegeben: Wir haben nicht ein kurzes Leben empfangen; sondern wir haben es kurz gemacht. Es ist nicht wenig Zeit, die wir haben; sondern viel Zeit, die wir verderben. Das Leben wäre lang genug, und würde vollkommen zureichen, die größten Dinge zu vollbringen, wenn man es nur ganz wohl anwenden wollte. — Noch eines von seinen merkwürdigsten Büchern ist über die Wohl-

thaten geschrieben: das heißt, über die Fragen, wem, warum und wie wir Wohlthaten erzeigen, wie wir aber auch dafür dankbar seyn und sie anwenden müssen. Wir wissen, sagt er, weder Wohlthaten zu erweisen, noch sie zu empfangen. Es ist jemand undankbar gegen mich; dadurch thut er nicht mir unrecht, sondern sich. Ich habe meine Wohlthat gebraucht, indem ich sie ertheilte: und ich werde sie darum nicht nachläßiger, sondern fleissiger ertheilen. Was ich an diesem verloren habe, werde ich an andern wieder bekommen. Diese Wohlthat ist zwar für mich verloren; er aber für alle. Das ist nicht Großmuth, etwas geben und verlieren; aber das ist Großmuth, verlieren, und doch von neuem geben. — Solcher trefflichen Stellen über Denkungsart und Gesinnung, Sitten und Handlungen der Menschen giebt es unzählische beym Seneca; insonderheit auch in seinen Briefen. Die letztern enthalten noch außerdem für Studierende, Gelehrte und Schriftsteller die nützlichsten Anweisungen, die sich selbst, und auch durch ihren Ausdruck, sehr empfehlen.

Die verführerischen Fehler seines Vortrags.

XLI. Nach dieser Beschreibung also von den Schönheiten der Gedanken und der Schreibart des Seneca, ist es glaublich, daß ihr ihn bald lieb gewinnen werdet. Wirklich lasen auch die jungen Leute zu Rom, sobald seine Schriften zum Vorschein gekommen waren, fast keine andern als diese. Und dennoch müßt ihr euch sehr in Acht nehmen, meine Lieben, daß ihr keinen zu großen Gefallen an denselben tragt, weil er gewisse, so zu sagen, süsse Fehler an

sich

sich hat, die eben so verführerisch als schädlich sind. Nicht alles, was schön, sinnreich und angenehm ist, kann auch richtig, gründlich und brauchbar heißen. Künstelt man zu sehr an dem Vortrage einer Lehre: so wird sie entweder dunkel und unverständlich; oder sie verliert etwas von ihrer Wahrheit, oder doch gewiß von der Stärke und dem Nachdrucke, den sie sonst haben würde. Das ist auch dem Seneca oft genug begegnet. Es kam aber bey ihm davon her, weil er mehr Witz und Einbildungskraft als scharfsinnige Beurtheilung hatte. Er dreht nicht selten einen Gedanken so lange auf alle Seiten, bis er fast in Nichts, oder gleichsam nur in Staub verfliegt. Jeder Einfall, jede Aehnlichkeit von Bildern, oder jede kleine Verschiedenheit von Worten ist ihm zuweilen genug, sie hinzusetzen; ob er gleich die Sache schon treffend und einnehmend genug gesagt hatte. Daraus entsteht eine Art von Wortgeklingel, und ein Spiel des Witzes. Beydes belustigt junge Leute sehr; denn sie sehen nur auf das Artige, nicht zugleich immer auf das wohl Ueberlegte und Nützliche. Wenn also Seneca, zum Beyspiel, sagt: Verbirg dich in der Muße! so ist dieses kurz und gut ausgedrückt. Man soll die erlangte Muße oder Freyheit von Geschäften in der Stille nützen, damit sie uns nicht, wenn wir dieselbe bekannt werden lassen, von andern geraubt oder doch verdorben werde. Wenn er jedoch hinzusetzt: Aber verbirg auch deine Muße selbst! so macht er damit nur ein leeres Geräusche. Er sagt dadurch nichts bessers, als das vorhergehende war; ja nicht einmal etwas anders.

XLII. Die-

Die wahre Beredtsamkeit wird vom Quinctilianus,

XLII. Diese Fehler in der Beredtsamkeit zu vermeiden, und bey aller Lebhaftigkeit und Anmuth doch den ernsten männlichen Geschmack in dieser Kunst nicht zu vernachläßigen: das konnten die Römer bald darauf vom **Quinctilianus** lernen, der den Seneca nach Verdiensten lobte, aber auch vor seinem falschen Schimmer warnte. **Quinctilianus lehrte die Beredtsamkeit** lange Jahre zu **Rom**, bis er endlich **Consul** wurde. **Er hat ein unvergleichliches Werk über dieselbe geschrieben**, das zugleich Anleitung zu dieser Kunst, und auch Beyspiel derselben heißen kann. Darinne zeigt er nicht nur, wie man, um beredt zu werden, von Kindheit an dazu vorbereitet werden müsse; was für eine Erziehung dazu nöthig sey, und wie neben der Beobachtung von so mancherley Vorschriften, die er erklärt, Lesen, Nachahmungen und Uebungen im Schreiben die wichtigsten Dienste leisten; sondern er schärft auch vorzüglich im letzten Buche seines Werks ein, **daß der Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse**, wenn er seinen Endzweck, sich Beyfall und Eingang in die Gemüther der Menschen zu verschaffen, erreichen wolle. Außer vielen andern schätzbaren Belehrungen trifft man bey ihm auch die feinsten und sichersten Urtheile über die berühmtesten griechischen und römischen Schriftsteller an. — Sein glücklichster Schüler und Nachfolger in der Aufrechthaltung der wahren Beredtsamkeit war **der jüngere Plinius**, der seinem Vaterlande als Sachwalter vor Gerichte, als Kriegsbefehlshaber, und zuletzt in den höchsten Aemtern des Staats gedienet hat. Wie vorsichtig streng er gegen sich selbst verfahren habe, ehe er seine Schriften bekannt

und vom jüngern Plinius erhalten.

kannt machte: das beschreibt er selbst auf eine sehr nachahmungswürdige Art in einem seiner Briefe. Ich bessere, schreibt er unter andern, meine Schriften auf alle nur mögliche Weise. Nichts befriedigt meine Sorgfalt. Ich denke immer, wie viel man dadurch wagt, wenn man den Menschen etwas in die Hände giebt; und ich bin überzeugt, man müsse dasjenige mit vielen und oft durchgehen, was immer und allen gefallen soll. Ein solcher Schriftsteller konnte sich freylich der Vollkommenheit leichter nähern, als der flüchtige Verfasser von Aufsätzen, die er sogleich, voll Einbildung auf seine Wissenschaft, in gelehrten Gesellschaften vorlas; wie es die Römer mit ihren Werken machten, wenn sie glaubten, daß sie eines öffentlichen Beyfalls würdig wären. Daher gehören die zehn Bücher Briefe, welche wir vom Plinius haben, unter die angenehmsten und lehrreichsten Schriften dieser Art, die jemals erschienen sind. Seine Erzählungen und Beschreibungen; die verschiedenen Schicksale seines Lebens, seiner Freunde und andrer hochachtungswerther Männer; eine stets sich gleiche edle Denkungsart, nach der er handelt und spricht; viel von seinem Studieren, von der Gelehrsamkeit überhaupt, und von andern erheblichen Materien; alles in einer zierlichen, und doch meistentheils vertraulichen und gesellschaftlichen Schreibart, zuweilen auch durch auserlesene Gedanken geschmückt: alles dieses macht seine Briefe überaus unterhaltend. Schon in denselben kommen Stellen genug vor, aus denen man lernen kann, vortreffliche Männer nach Würden zu loben. Aber am vollständigsten lehrt dieses seine

Lobrede auf den Kaiser Trajanus, die bereits in der Geschichte dieses Fürsten angeführt worden ist, und in der That beyden zur immerwährenden Ehre gereicht.

Geschichtschreiber der Römer:

XLIII. Die weit weniger künstliche, und nicht so hoch empor steigende, aber desto sanfter fortfließende Beredtsamkeit, welche zur Geschichtbeschreibung erfordert wird, wurde in diesem Zeitalter, vom Augustus an, noch von mehrern Römern ungemein geschickt ausgeübt. Aber außer der schicklichsten Schreibart zur Erzählung der Geschichte, suchten sie auch eben so sehr die genaueste Wahrheit, die sorgfältigste Wahl merkwürdiger Begebenheiten, eine scharfsinnige Verbindung und Beurtheilung derselben zu treffen. So schwer, und beynahe unmöglich es wurde, unter der Regierung argwöhnischer und grausamer Fürsten, dergleichen die Römer jetzt nicht selten bekamen, die Geschichte des Vaterlandes mit unerschrockener Freymüthigkeit zu beschreiben: so haben sich doch einige auch derselben befleißigt. Der vornehmste römische Geschichtschreiber ist Livius, der die ganze römische Geschichte, von Roms Erbauung an bis auf den Augustus, in einem großen Werke zusammengefaßt hat, von dem wir aber nur einen sehr geringen Theil noch übrig haben. In seiner überaus angenehmen und leichten Schreibart liegt doch die große Kunst verborgen, von jeder Person und jeder Sache sich so auszudrücken, wie es derselben am gemäßesten ist; vortreffliche Männer würdig zu loben, indem man nur ihre Handlungen erzählt; und die süßesten Gemüthsbewegungen bey dem Leser zu erregen. — Einen nur kleinen Theil der römischen Geschichte, nämlich vom Tode des Augustus an bis

Livius,

zum

zum Tode des Domitianus, beschrieb Tacitus in zwey Werken, von welchen aber vieles untergegangen ist. Das war zwar größtentheils eine unglückliche und betrübte Zeit für die Römer; und daher hat auch seine Geschichte oft gleichsam ein trauriges Ansehen. Aber selbst die sanfte Schwermuth, mit welcher er zu sprechen scheint, rührt die Leser desto mehr, ohne daß er nöthig hätte, ihnen rednerisch zu zeigen, wie elend damals der Zustand seines Vaterlands gewesen sey. Seine Schreibart ist kurz, gedrängt, voll Gedanken und Sachen. Man verweilt sich gern dabey, dem fruchtbaren Inhalte seines Ausdrucks nachzudenken; besonders da er öfters in wenig Worten sehr bündige und schickliche Betrachtungen hinzusetzt, die Ursachen, auch die geheimern, den Zusammenhang, die Folgen und den Werth der Handlungen so scharfsichtig erklärt, und die Menschen so gut kennen lehrt. Die Lebensbeschreibung des Agricola, von diesem vortrefflichen Geschichtschreiber, ist schon in dieser römischen Geschichte beschrieben worden; und seine Nachricht von Germanien, oder dem damaligen Deutschlande, wird uns in der deutschen Geschichte angenehme Dienste leisten. — Nach ihm kam Suetonius, und bearbeitete fast eben dieselbe Geschichte; aber auf eine andere, auch sehr nützliche Art. Er hinterließ Lebensbeschreibungen der zwölf ersten römischen Regenten, vom Julius Cäsar an. Darinne findet man nicht blos ihre Regierung, ihre öffentlichen Thaten, und ihren Antheil an der Staatsverfassung, sondern auch ihr Privatleben, ihre Gaben und Kenntnisse, Tugenden, oder Schwachheiten und Laster, ihre Sitten und merkwürdige Reden, kurz alles getreu und unge-

Tacitus.

Suetonius.

ungekünstelt aufgezeichnet, woraus man sich einen recht vollständigen Begriff von ihnen machen kann. Habt ihr erst vom Cornelius Nepos gelernt, wie man kleine, und doch brauchbare Abrisse von dem Leben merkwürdiger Männer schreiben müsse: so kann euch Suetonius ferner belehren, wie eine solche Abschilderung auf allen Seiten erweitert, und gleichsam zu einem größern Bilde erhoben werden könne. — Andere Römer schrieben Auszüge der römischen und übrigen Völkergeschichte. Einer von ihnen, Curtius, ist Verfasser einer Lebensgeschichte des berühmten macedonischen Königs, Alexander, die noch immer dem Leser viel Vergnügen macht. Sie ist zwar mit einer etwas zierlichern und sinnreichern Beredtsamkeit abgefaßt, als man von einem Geschichtschreiber erwartet; aber doch verfälscht er die Begebenheiten selbst nicht, und zeigt die Fehler Alexanders eben sowohl als seine bessern Eigenschaften.

Curtius.

Der ältere Plinius, ein Geschicht-schreiber der Natur und der Menschen.

XLIV. Es fehlte auch andern Theilen der Gelehrsamkeit bey den Römern dieser Zeit nicht an Schriftstellern von trefflichen Kenntnissen und einnehmender Schreibart. Dergleichen waren Mela in der Erdbeschreibung, Celsus in der Arzneykunde, und andere mehr. Doch einer verdunkelte die meisten übrigen durch seine weitläuftige Wissenschaft, Fleiß und Belesenheit; auch durch den gemeinnützigen Gebrauch, den er für die Nachwelt davon machte. Dieser Gelehrte war der ältere Plinius, der Mutterbruder des jüngern Plinius, den ihr bereits kennet. Er hatte ein sehr geschäftiges Leben geführt, indem er seine Beredtsamkeit vor Gerichte, seine Tapferkeit als Befehlshaber im Kriege, und andere Geschicklichkeiten

ten

ten in verschiedenen Aemtern, zuletzt als Oberaufseher einer Schiffsflotte, blicken ließ. Gleichwohl, und da er nur ein Alter von sechs und funfzig Jahren erreichte, hat er so viel gelesen und gelernt, auch so viele Bücher geschrieben, als wenn er blos ein Gelehrter gewesen wäre, der seine Tage von der menschlichen Gesellschaft abgesondert zugebracht hätte. Allein er hatte einen unglaublichen Fleiß, und eine unersättliche Begierde nach edler Wissenschaft. Man sieht daher an seinem Beyspiel, wie ungemein viel ein einziger Mensch in einem nicht langen Leben thun könne, wenn er seine Zeit zu gebrauchen weiß. Plinius hielt jede Stunde, die nicht seinen Amtsgeschäften gehörte, für verloren, wenn er sie nicht dem Studieren widmete. Er nahm dazu die Nacht, selbst seine Reisen und Erholungszeiten zu Hülfe. Er gieng auch deswegen zu Rom niemals zu Fuß; sondern ließ sich in einer Sänfte tragen, damit er in derselben lesen könnte. Aus jedem Buche, das er las, oder sich vorlesen ließ, zeichnete er das Merkwürdigste auf. Denn er pflegte zu sagen: Kein Buch sey so schlecht, daß es nicht einigen Nutzen haben sollte. Auch waren es nicht blos anmuthige und leichte Materien, über welche er Bücher gelesen oder selbst verfertigt hat; sondern die schwersten und tiefsinnigsten eben sowohl. Nicht, um blos vieles im Gedächtnisse zu haben, und solches bey Gelegenheit zur Schau zu tragen; sondern um täglich weiser und brauchbarer zu werden, forschte er nach allem, was für den Verstand eine Nahrung abgeben konnte.

XLV. Als ihm daher einst hinterbracht wurde, daß man eine Wolke von außerordentlicher Größe und Gestalt

Er stirbt über der Beobachtung der Natur.

Gestalt sehe, eilte er gleich ins Freye, um dieselbe zu beobachten. Aber es war ein fürchterliches Merkmal, daß der Vesuvius im Begriff sey, Feuer, Asche und Steine auf die umliegende Gegend auszuwerfen. Plinius ließ sich näher hinzu bringen. Schon flüchteten sich die Landleute von allen Seiten, um der Gefahr der bevorstehenden Verwüstung zu entgehen. Er gieng ihr jedoch entgegen, weil er auch den um den feuerspeyenden Berg liegenden Flecken zu Hülfe kommen wollte. Ganz ruhig und gelassen ließ er alle schreckliche Veränderungen, welche Himmel, Luft und Erde erfüllten, aufzeichnen. Nun fiel bereits heiße und dicke Asche mit Stücken von verbrannten Steinen in das Schiff, auf welchem er längs der Seeküste hinfuhr. Gleichwohl ließ er weiter fortsteuern, und trat bey einem Freunde ans Land, der sich eben anschickte, sich mit den Seinigen zu flüchten. Plinius sprach ihm Muth zu, speiste mit vergnügtem Gesichte in seiner Gesellschaft, und legte sich darauf schlafen, obgleich die hervorbrechenden Flammen aus dem nahen Vesuvius jedermann mit Entsetzen einnahmen. Endlich wurde die Gefahr dringend: Stöße von Erdbeben erschütterten schon das Landhaus, in welchem er schlief; der Zugang zu seinem Zimmer war fast mit Asche und verbrannten Steinen überdeckt; und die schwarze Nacht, in welche der noch übrige Tag verwandelt war, wurde nur durch die Feuerflammen des Vesuvius aufgehellt. Man weckte den Plinius, der sich hierauf mit seinem Freunde und den andern Anwesenden auf das freye Feld begab. Hier aber wurde er bald durch den schwefelichten Dampf erstickt, der die ganze Luft angesteckt hatte. Ein solches Ende nahm dieser

unermüdete und unerschrockene Freund und Kenner der Natur, mitten unter seinen Beobachtungen derselben, vor ohngefähr siebzehnhundert Jahren, nämlich im Jahr 79 nach Christi Geburt.

XLVI. Das wichtigste seiner Werke hat sich bis auf unsere Zeiten erhalten: seine Naturgeschichte. Man hat mit Rechte gesagt, es sey so mannichfaltig als die Natur selbst. Es ist die Frucht von dem Fleiße seines ganzen Lebens, von allem, was er gelernt, gelesen und aus Büchern aller Art gesammlet hatte: ein Schatz der griechischen und römischen Gelehrsamkeit; das man daher auch, wegen eines so reichhaltigen und lehrreichen Inhalts, die Bibliothek der Armen genannt hat, weil sie über demselben vieler andern Werke entbehren könnten. Kenntniß des Himmels, Erdbeschreibung, Naturkunde und Naturgeschichte, besonders von Menschen, von Thieren, Kräutern, Pflanzen, vom Acker- und Gartenbau, von Arzneymitteln, welche aus diesen Classen von Geschöpfen hergenommen werden, ingleichen von Steinen und Metallen, Geschichte der menschlichen Erfindungen und Künste, auch der berühmtesten Künstler selbst, und andere mit diesen verwandte Materien, wechseln darinne auf die angenehmste Weise mit einander ab. Darunter mischt er auch viele schöne Betrachtungen über die Meinungen, Vorurtheile, Irrthümer und Sitten der Menschen ein; artige Beschreibungen und Erzählungen, Anweisungen zur Erkenntniß und Verehrung Gottes, und dergleichen mehr. Es ist wahr, daß manche seiner Gedanken von Gott einer großen Verbesserung bedürfen. Allein dieser heidnische Gelehrte

Seine Naturgeschichte.

S 2 führt

führt seine Leser oft, ohne es gleichsam zu wissen, zu bessern Einsichten von Gott, als er selbst hatte; indem er die Natur bewundert, die doch nichts als ein Denkmal ihres allmächtigsten, weisesten und liebreichesten Urhebers ist.

Die Griechen im römischen Reiche behaupten ihren alten gelehrten Ruhm.

XLVII. Diesen Ruhm, den sich die Römer in den Wissenschaften und witzigen Künsten erwarben, mußten sie gleichwohl noch immer mit den Griechen theilen. Die letztern waren zwar jetzt ihre Unterthanen; allein sie waren nicht nur ehemals die Lehrer und Vorbilder der Römer in allen diesen feinen Kenntnissen und Fertigkeiten gewesen; sie blieben es gewissermaßen noch fort, durch ihre ältern und neuern Schriftsteller, durch ihre Künstler, ihren auserlesenen Geschmack, ihre Sitten und andere Vorzüge. Noch hörten die Römer nicht auf, zur Bildung ihres Verstandes und Witzes, nach Athen und in andere Gegenden Griechenlands zu reisen, oder auch daher gebürtigen Weisen sich zum Unterrichte, selbst in ihren reifern Jahren, zu ergeben. Philosophie und Geschichtbeschreibung waren es hauptsächlich, wodurch sich die Griechen dieser Zeit hervorthaten. Eigentlich aber suchten sie in allen Wissenschaften und Künsten einen philosophischen, das heißt, scharf untersuchenden, prüfenden und nachdenkenden Geist zu zeigen, durch welchen das Wahre und Nützliche immer vereinigt bleiben möchte. Obgleich ihre Philosophen nicht in allen wichtigen Grundsätzen mit einander übereinstimmten; so arbeiteten sie doch gemeinschaftlich an der Empfehlung der Sittenlehre: und es gab auch solche Männer unter ihnen, die keiner philosophischen Parthey allein zugethan waren, wohl aber

Ihre Philosophen.

von

von einer jeden das Richtigste und Brauchbarste annahmen. Epiktetus war anfänglich ein leibeigener Knecht eines vornehmen Herrn zu Rom. Allein durch die standhafte Geduld, mit welcher er die grausame Begegnung desselben ertrug, nöthigte er ihn gleichsam, ihm die Freyheit zu schenken. Seitdem wurde er einer der berühmtesten Philosophen: nicht blos durch die vortrefflichen Lehren, die er vortrug; sondern vornehmlich durch die Strenge der Tugend, welche er selbst ausübte. Er blieb stets in einer freywilligen Armuth, so leicht er sich auch durch Hülfe der Reichen und Großen, die ihn hochschäzten, daraus hätte reißen können. Aber es war seiner Philosophie gemäß, die Glückseligkeit nicht in irdischen Reichthümern, sondern in den Gütern der Seele zu setzen. Die ganze Weisheit des Lebens, sagte er, kommt nur auf diese beyden Vorschriften an: Dulde! und enthalte dich! das heißt, mit mehrern Worten: Man muß sich in allem zu mäßigen, vieles zu ertragen, seine Begierden und Leidenschaften einzuschränken, den Werth aller Dinge in der Welt recht zu bestimmen, und daher vieles leicht zu entbehren wissen. Alles dieses, und andere Pflichten, welche dazu gehören, lehrt sein schätzbares Handbuch der Sittenlehre, oder des Lebens: eine kleine Sammlung kurzer und heilsamer Lehren, deren Beobachtung uns vor sehr vielen Fehltritten bewahren kann. Epiktetus.

XLVIII. Unter allen griechischen Philosophen dieser Zeit aber hat sich Plutarchus das Lob des gelehrtesten, fruchtbarsten und zugleich gemeinnützlichsten Schriftstellers erworben. Er lehrte zu Vespasianus Zeiten die Philosophie zu Rom; stieg aber Plutarchus, ein Philosoph und Geschichtschreiber.

 nach-

nachmals zu den ansehnlichsten Würden im römischen Reiche. So bekannt er auch mit allen Meinungen und Streitigkeiten der Philosophen war: so bediente er sich doch dieser Kenntniß nicht dazu, um spitzfindige Fragen darüber aufzuwerfen; sondern wandte das Sicherste und Lehrreichste, was er bey ihnen gefunden hatte, zur Verbesserung menschlicher Einsichten und Sitten an. Daher kommen seine schönen **Schriften über die Sittenlehre**, worinne er ausgesuchte wichtige Materien eben so gründlich als angenehm vorgetragen hat. So lehrte er in einer besondern Schrift: **wie man es merken könne, daß man in der Tugend zugenommen habe?** — in einer andern, **wie man den Schmeichler vom Freunde unterscheiden müsse?** und dieses verstehen in der That die allerwenigsten Menschen; — wiederum zeigte er in einer Abhandlung, **welchen Nutzen man selbst von seinen Feinden ziehen müsse?** eine ebenfals dem größten Theil der Menschen unbekannte Wahrheit. Er gab bewährte **Vorschriften über die Erziehung der Jugend**; ingleichen eine Anleitung, wie dieselbe **von Gedichten einen vortheilhaften Gebrauch machen müsse.** Nicht weniger muß dasjenige, was er von der **Schwatzhaftigkeit**, von der **Begierde Böses von andern zu erfahren**, von der **falschen Schamhaftigkeit**, von der **brüderlichen Liebe** geschrieben hat, empfohlen werden. Plutarchus wußte besonders die Geschichte mit der Sittenlehre sehr geschickt zu vereinigen. Aber er hat auch die erstere, ohne diese Verbindung, dergestalt beschrieben, daß man durch die Beyspiele, welche er darstellet, unterrichtet, und für alles Gute und Rühmliche gerührt wird.

Einen

Einen Versuch von dieser Wirkung werdet ihr dereinst mit vielem Vergnügen an seinen Lebensbeschreibungen machen können. Wenn ihr vom Nepos gelernet habt, wie man treffliche Männer kurz, aber doch kenntlich genug abschildern müsse; und vom Suetonius, wie viel zu einer vollständigen Anzeige alles dessen gehöre, was einen Fürsten merkwürdig macht: so werdet ihr beym Plutarchus die Kunst sehen, wie man die Menschen gleichsam in Lebensgröße, das heißt, in einer ausführlichen Erzählung ihrer Gaben, Kenntnisse, Fertigkeiten, Neigungen, Unternehmungen und Thaten, Verdienste um die Menschen, oder auch Ausschweifungen und Schwachheiten, ihrer Schicksale, Freuden und Leiden, bis in die Stunde ihres Todes aufrichtig malen müsse. Er belehrt uns recht durch manche dieser Lebensbeschreibungen, wie sehr viel ein einziger Mensch zu seinem und anderer Besten ausführen könne, wenn er nur seine Fähigkeiten, seine Zeit, jede Gelegenheit, die sich ihm darbietet, eifrig und redlich anwenden will. Eben diese Lebensbeschreibungen hat Plutarchus noch auf eine andere Art lehrreich gemacht. Er hat nämlich darinne öfters zween ehrwürdige Männer von einerley Stande und Geschäftigkeit, wie zween Gesetzgeber, Feldherren, oder Redner sind, neben einander gestellt. Vergleicht man nun beyde mit einander, deren Leben er gemeinschaftlich beschrieben hat, und wovon immer der eine ein Grieche, der andere ein Römer ist: so sieht man daraus mit Vergnügen, wie weise und tugendhafte, tapfere oder gelehrte Männer, wenn sie gleich einerley Lebensart, Pflichten und Verrichtungen mit einander gemein haben, sich dennoch jeder auf eine ausnehmende

Weise vor und neben dem andern hervorthun können. Kurz, Plutarchus ist ein Schriftsteller, der, ohngefähr wie der römische Plinius, so vielerley angenehme und nützliche Kenntnisse in seinen Schriften zusammengefaßt hat, daß diese ebenfals statt einer Menge anderer von gleichem Inhalte dienen können.

Lucianus, ein Philosoph und feiner Spötter.

XLIX. Andere Griechen dieser Zeit machten von ihrem philosophischen Scharfsinn noch mancherley andern Gebrauch. Da gab es einen sinnreichen, gelehrten und beredten Mann, Lucianus, der, um Irrthümer, Thorheiten und Laster unter seinen Zeitgenossen, wo nicht gänzlich abzuschaffen, doch zu vermindern, dieselben mit feinem und beißendem Spotte angriff. Er schonte nicht einmal die heidnische Religion, zu welcher er sich selbst bekannte, und belachte in seinen Schriften die vielen ungereimten Erzählungen und Meinungen von den sogenannten Göttern, welche Griechen und Römer angenommen hatten. Er war darum kein Heuchler, weil er doch bey dieser Religion verblieb. Denn eben als ein Philosoph suchte er sie von den Fabeln und seltsamen Meinungen zu reinigen, denen der große Haufe von Heiden zugethan war. Viele Spötterenen also des Lucianus machen eine angenehme Unterhaltung für den Verstand aus, indem sie eine Menge Ausschweifungen selbst vornehmer oder gelehrter Männer züchtigen. Besonders sind seine Gespräche zwischen Todten, seine Abbildung eines ungelehrten Pralers, der viele Bücher kaufte, um für einen Gelehrten angesehen zu werden, und andere solche Aufsätze lesenswürdig. Unterdessen ist es doch dem Lucianus bisweilen eben so ergangen, wie es Personen zu gehen pflegt, welche andere durch artige und

scherz-

scherzhafte Einfälle immerfort belustigen wollen. Auch er bringt manchmal witzige Gedanken und Scherze an, welche zwar ergötzen, aber auch zu weiter nichts helfen, als daß man darüber lacht, und die wohl gar der Ehrbarkeit und dem Wohlstande zuwider laufen: eine Warnung für die unaufhörlichen Lustigmacher, indem sie leicht in eben denselben Fehler verfallen; zumal wenn sie nicht die mannichfaltigen Einsichten und Geschicklichkeiten des Lucianus besitzen. — Ernsthafter als er philosophirte Galenus, ein vortrefflicher Arzneygelehrter, und auch in andern Wissenschaften und Künsten geübt. Das beweiset vornehmlich sein Werk vom Gebrauche der Theile im menschlichen Körper, worinne er die bewundernswürdige Weisheit Gottes, die aus dem Bau und der Einrichtung unsers Leibes hervorleuchtet, zur Verehrung darstellt. Sie an uns selbst solchergestalt zu erkennen, das sey, sagt er, ein wahrer Lobgesang Gottes. — Ueberdies hatten die Griechen in diesen Jahren auch ihre vorzüglich guten Geschichtschreiber oder historischen Sammler; ihre Erdbeschreiber, auch andere Gelehrten und Schriftsteller, die den alten Ruhm der Griechen in den Beschäftigungen des Geistes einigermaßen erhielten.

Galenus, ein philosophischer Arzt.

L. Dieser Ruhm aber verlor sich bey ihnen sowohl als bey ihren Oberherren, den Römern, immer mehr um das Jahr zweyhundert nach Christi Geburt. Nun wurde die Beredtsamkeit völlig in die Kunst der sogenannten Sophisten verwandelt. Das waren Leute, welche zwar einnehmend und zierlich von jeder Materie zu reden wußten; aber sich eben nicht genau darum bekümmerten, ob auch alles vollkommen

Die Wissenschaften gerathen im römischen Reiche in Verfall;

wahr, gründlich und nützlich sey, was sie sagten; die nur gefallen oder Bewunderung erregen, auch wohl durch seltsame Meinungen in Erstaunen setzen, nicht immer gerade zugleich den Verstand aufklären, und die Menschen zu guten Entschließungen bewegen wollten. Wenn aber die Beredtsamkeit nur zu solchen Absichten gebraucht wird: so verwandelt sie sich in ein artiges Geschwätze, das vielen Schaden verursachen kann. — Ohngefähr eben so fiengen die Philosophen an, sich einer räthselhaften Dunkelheit in ihrem mündlichen und schriftlichen Vortrage zu bedienen, damit es das Ansehen haben möchte, als wenn sie fast unergründliche und keiner Erklärung fähige Geheimnisse verstünden. Und doch ist die Deutlichkeit auch bey den erhabensten und schwersten Lehren nicht allein möglich; sondern sogar eine nothwendige Eigenschaft desjenigen, der durch dieselben die Menschen weiser und besser machen will, das heißt eben, des Philosophen. — Diejenigen, welche die Geschichte zu beschreiben versuchten, sammleten wohl noch wahre Begebenheiten; allein Wahl, feine Ordnung, scharfsinnige Beurtheilung und andere vorzügliche Empfehlungen eines Geschichtschreibers, wußten sie sich nicht zu erwerben. Man lernt aus ihren Lebensbeschreibungen der Kaiser, und andern historischen Schriften meistentheils mehr, welche Fehler man in der Geschichtbeschreibung vermeiden müsse, als daß man die richtige und brauchbare Behandlung der Geschichte daran sehen sollte. — Selbst die Sprache der Griechen und Römer artete nach und nach aus. Sie büßte sehr viel von ihrer alten Reinigkeit, Anmuth und Stärke ein. Die Schriftsteller, welche

sich

sich ihrer bedienten, drückten sich entweder sehr gekünstelt, oder sehr nachlässig und verworren aus; nur die römischen Rechtsgelehrten behielten noch etwas länger eine edle, körnichte Sprache bey. — Eine Hauptursache von diesem Verfall der Wissenschaften und Künste im römischen Reiche war die Unordnung und Zerrüttung, die in demselben herrschte. Schlechte Kaiser, innerliche Kriege, übermüthige Gewalt der Soldaten, Einfälle auswärtiger roher Völker in dasselbe, die schon zum Theil darinne verblieben: das alles verminderte den Muth und die Gelegenheiten ungemein, seinen Verstand anzubauen, oder öffentlich zu zeigen. Die Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben entwich ebenfals immer mehr; und wo diese fehlt, da kann nichts Vortreffliches in der Gelehrsamkeit zu Stande gebracht werden. Furchtsame und gezwungene Nachahmer der vorhergehenden großen Männer kamen wohl zum Vorschein; aber selten einige, deren Geist seinen eigenen Schritt gegangen wäre.

auch die feinern Künste.

LI. Mit den zeichnenden und bildenden Künsten, das heißt, mit der Malerey, der Bildhauerkunst, der Baukunst, und andern mehr, gieng es im römischen Reiche nicht besser. Zwar haben die Römer niemals in denselben einen ausnehmenden Ruhm erlangt. Sie vergnügten sich mehr daran, wie schon in ihrer ältern Geschichte (Th. I. S. 342 f.) erzählt worden ist, griechische Künstler für sich arbeiten zu lassen, ihre Werke zu sammeln und aufzustellen. Unterdessen machte doch die Liebe vieler Kaiser zur Pracht und Verschönerung von Rom oder andern Gegenden ihres Reichs; ihr feiner Geschmack,

(oder

(oder ihre Fertigkeit, das Erfinderische, Schöne und Rührende in den Künsten zu beurtheilen und zu empfinden,) ihre Freygebigkeit, und andere Aufmunterungen machten es, daß wenigstens die Griechen in den ersten zwey hundert Jahren seit Christi Geburt viele große, oder doch sehr schätzbare Künstler von dieser Art hatten. Da jetzt der Sitz der Künste größtentheils nach Rom verlegt war: so sind auch von den gedachten Künstlern noch mehrere herrliche Werke, oder ansehnliche Reste derselben, in dieser Hauptstadt übrig. Doch der Geschmack der Römer an diesen Künsten wurde durch ungeschickte Künsteleyen und mancherley Vorurtheile endlich verdorben. Die Kaiser beraubten oft Griechenland seiner trefflichen Kunstwerke: es hatte seine Freyheit längst verloren; und verlor nun auch seine würdigsten Muster der Nachahmung. Manche Gelehrte fiengen an die Künstler zu verachten; gleichsam, als wenn Gelehrsamkeit und Kunst nicht einander die Hände bieten müßten, um Wahrheit und jede Gattung von Schönheit auszubreiten. So geschah es also, daß auch diese Künste ziemlich weit unter den Gipfel der Vollkommenheit herabfielen, den sie zu den Zeiten des Augustus erreicht hatten. Die Baukunst allein erhielt sich noch etwas länger nahe an demselben.

Christliche Kaiser regieren über die Römer.

LII. Nach allen diesen Veränderungen, die unter den Römern vorgiengen, so lange sie von heidnischen Fürsten beherrscht wurden, kamen bald nach dem Jahr 300 christliche Kaiser auf den Thron. Der erste derselben war Constantinus, den man den Großen genannt hat. Er hatte den Kaiser Constantius zum Vater, der zwar als ein Heide starb; aber

Constantinus, Sohn des Constantius Chlorus,

aber das Christenthum so gut kannte, und so hoch schätzte, daß er nicht weit von der Annehmung desselben entfernt gewesen zu seyn scheint. Auch regierte er so gütig und weise, daß ihn alle seine Unterthanen liebten. Man warf ihm einmal vor, daß er für einen Fürsten gar zu wenig Geld habe. Gleich machte er es seinen Unterthanen bekannt, daß er Geld brauche: und in wenigen Stunden brachten sie ihm eine sehr große Summe desselben. Darauf sagte er zu jenen, die ihm verächtlich begegnet waren: Seht ihr wohl, daß die Liebe des Volks der beste Schatz ist? und daß die Reichthümer eines Fürsten nicht sicherer verwahrt sind, als bey seinen Unterthanen? Er gab auch den Seinigen das Geld, welches sie ihm so aufrichtig angeboten hatten, wieder zurück. — Da er viele christliche Hofbedienten hatte: so befohl er einmal, um sie zu prüfen, daß sie entweder ihre Religion verleugnen, oder aus seinen Diensten gehen sollten. Nur wenige thaten das erstere; allein eben diese setzte er ab, indem er die schönen Worte sagte: Wer seinem Gott nicht getreu ist, der kann es auch gegen seinen Fürsten nicht seyn. — Der Sohn dieses ruhmwürdigen Fürsten nun, Constantinus, trat deswegen zur christlichen Religion, weil er gewiß glaubte, daß ihm Gott, ihr Urheber, im Kriege wider seine Feinde den Sieg verliehen habe, und noch ferner schenken werde. Was er zur Ehre und Beförderung des Christenthums veranstaltet habe, das habt ihr schon in der Geschichte dieser Religion (oben S. 57 f. 64 f.) gelesen. Die vollkommene Ruhe und Freyheit, die er den Bekennern dieser Religion schenkte; die vielen Rechte und Vorzüge, welche er ihnen

wird ein Christ.

vor

vor den Heiden ertheilte; die Ehrenbezeigungen und Einkünfte, welche besonders die christlichen Lehrer von ihm erhielten; sein Eifer für diese Religion und ihre Ausbreitung; seine brennende Andacht in der äußerlichen Ausübung derselben: alles dieses zog ihm die dankbare Verehrung, und sogar Bewunderung der Christen in seinem und jedem folgenden Jahrhunderte zu. In der That hatte er ihrer Religion die wichtigsten Dienste geleistet, wenn er gleich auch zu Mißbräuchen derselben Gelegenheit gab.

Seine meistentheils gute Regierung.

LIII. Constantinus war noch in mancher andern Betrachtung ein sehr merkwürdiger Fürst. Er besaß viele Kriegserfahrung und Tapferkeit, besiegte dadurch die andern Mitregenten im römischen Reiche; und da er von seinem Vater nicht mehr als einige gegen Abend gelegene Länder von Europa zu seinem Antheil bekommen hatte, machte er sich nach und nach zum Herrn des ganzen Reichs. In demselben traf er viele gute Anstalten und neue Einrichtungen; besonders in der Absicht, damit nicht einer oder zween Große, welche die höchste Gewalt in Kriegs- und Staatssachen hatten, ferner zu mächtig und herrschsüchtig werden könnten. Er wußte auch seinem Reiche meistentheils den Frieden zu erhalten. Die furchtbarsten Feinde desselben in Asien, die Perser, wagten es nicht, einen so klugen, und zum Widerstande immer wohlgerüsteten Fürsten anzugreifen. Eben darum verlegte er auch die Hauptstadt des römischen Reichs von Rom nach Byzantium, damit er den Morgenländern, und den Ländern am Ausflusse der Donau in das schwarze Meer, als den Gegenden, woher bis dahin die gefährlichsten

Er verlegt den Sitz des Reichs nach Constantinopel.

Angriffe

Angriffe auf das Reich erfolgt waren, desto näher seyn möchte. Er hätte dazu nicht leicht einen bequemer und schöner gelegenen Ort wählen können, als Byzantium. Das war eine alte berühmte Stadt an der Meerenge, welche Europa und Asia von einander trennet, oder auf einer Landzunge gelegen, bey welcher sich das schwarze Meer in das Meer von Marmora (oder, wie man damals sagte, der Pontus Euxinus in den Propontis) ergießt. Dort also, an zwey Meeren, mitten zwischen zwey Welttheilen, auf einem sehr fruchtbaren Boden, in einer überaus vortheilhaften Lage zur Schifffahrt und Handlung, in einer schon sehr bevölkerten und ansehnlichen Stadt, legte Constantinus den neuen Sitz seines Reichs an. Er erweiterte diese Stadt ungemein, schmückte sie mit Kirchen, Palästen, vielerley öffentlichen Gebäuden, Bildsäulen und andern Werken der Kunst so sehr aus, machte sie auch in ihrer ganzen Einrichtung Rom so ähnlich, daß er sie deswegen Neu Rom genannt wissen wollte. Allein ihm zu Ehren, der gleichsam ihr zweyter Stifter war, hat man sie lieber Constantinopolis, oder die Stadt des Constantinus, genannt. Er machte sich auch sonst durch Freygebigkeit und Gütigkeit gegen viele seiner Unterthanen, durch Arbeitsamkeit in den öffentlichen Geschäften, durch die Aufmunterung, welche er der Gelehrsamkeit ertheilte, und durch andere Eigenschaften beliebt.

Warum man ihn den Großen genannt hat?

LIV. Daher eben, weil er sich auf mancherley Art Ruhm erworben, und fast in allem einen so glücklichen Fortgang gehabt hat, ist ihm der Beyname des Großen ertheilt worden. Gleichwohl fehlte ihm noch viel dazu, um ein großer Fürst heißen zu können.

Er

Er hat in dem größten Theil seines Lebens Fehler, und sogar Laster genug, vornehmlich ehrgeizige Herrschbegierde, Treulosigkeit, Grausamkeit und Verschwendung, beybehalten. Manches davon, kann man zwar sagen, hat er aus Uebereilung, oder aus guter Meinung gethan. Aber überhaupt hatte er doch durch die Religion sein Herz und seine Sitten wenig, oder nur in seinen spätern Jahren bessern lassen. Sein Beyspiel also zeigte eben das, was ihr an unzähligen Christen zur Belehrung und Warnung sehen könnt: daß äußerliche Uebungen der Frömmigkeit, die oft nur in Cärimonien bestehen, noch kein Kennzeichen eines wahren Christen sind; sondern daß auch alle seine Gesinnungen, Neigungen und Handlungen von wahrer unveränderlicher Gottseligkeit durchdrungen seyn müssen. — Constantinus hinterließ drey Söhne, welche zwar manche seiner Fehler, aber wenig von seinen guten Eigenschaften hatten. Sie theilten sich in das römische Reich, wurden bald darüber mit einander uneins, bekriegten sich deswegen, und ihrer zween starben eines gewaltsamen Todes. Der dritte übriggebliebene regierte darauf das ganze Reich, aber mit geringer Geschicklichkeit, und ohne es gegen die Verwüstungen einbrechender Völker gehörig vertheidigen zu können. Diese drey Brüder wollten auch für sehr eifrige Freunde des Christenthums angesehen seyn; aber ihr Eifer war weder recht verständig: denn sie thaten durch denselben der Religion und Kirche der Christen Schaden; noch aus einer aufrichtigen Liebe des Christenthums entsprungen: denn sie glaubten, daß sie ihre Ausschweifungen unter der Bedeckung dieses Eifers immer fort begehen könnten.

Seine Söhne.

LV. Ihr

Der Kaiser Julianus will alle Römer wieder zu Heiden machen.

LV. Ihr Vetter Julianus gelangte nunmehr auf den kaiserlichen Thron. Er war in der christlichen Religion erzogen worden, hatte sich stets zu derselben öffentlich bekannt, und sehr frühzeitige Proben von mehr als gemeiner Wissenschaft, Witz, Beredtsamkeit und Klugheit blicken lassen. Als er aber die Regierung angetreten hatte, erklärte er sich für einen Heiden, und suchte sich durch die äußerste Sorgfalt in der Verehrung der vermeinten Götter hervorzuthun. Noch mehr: er gab sich alle Mühe, dem Heidenthum wieder die Oberhand im römischen Reiche zu verschaffen. Das wird euch, meine Lieben, fast unbegreiflich vorkommen, daß ein Herr, der so viel Verstand und Einsicht hatte, der außerdem das Christenthum so gut kannte, demselben doch die ungereimte heidnische Religion habe vorziehen können. Allein die vorhergehenden christlichen Kaiser hatten seinen Vater, Bruder, und andere seiner Anverwandten hinrichten lassen; ihm selbst hatten sie, statt Zeichen ihrer Liebe, eine knechtische Erziehung gegeben; viele der übrigen Christen aber waren ihm durch ihre heftige und anstößige Religionshändel verächtlich geworden. Dadurch wurde er gegen ihre Religion selbst, obgleich mit Unrecht, eingenommen. Auch wurde ihm die heidnische von listigen Lehrern derselben weit besser vorgestellt, als sie wirklich war. Er bildete sich ein, die thörichten Fabeln von den Göttern enthielten eigentlich versteckte Geheimnisse von Gott, von den Veränderungen in der Natur, und von den Pflichten des Menschen; und ein Philosoph könne sich leicht über die Religion des Pöbels empor schwingen. Da er so gesinnt war: so hielt er es nicht für unanständig, sich

bis zum Götzendienste zu erniedrigen. Er verfolgte aber auch die Christen: zwar nicht eben oft mit groben Gewaltthätigkeiten und Lebensstrafen; allein desto mehr durch die bittersten Spöttereyen über ihre Religion, durch schlaue Kunstgriffe zu ihrem Schaden, und durch offenbare Ungerechtigkeiten. Und das war doch alles einem weisen und gnädigen Fürsten unanständig.

Er regiert sonst löblich, und beherrscht sich auch selbst.

LVI. Betrachtet man aber seine übrige Regierung, Lebensart und Gesinnung, so gereicht ihm das allermeiste davon zur Ehre. Er war einer der geschicktesten Feldherren, und beschützte das Reich gegen seine auswärtigen Feinde sehr glücklich. Wenn ihn nicht seine Religionsgesinnungen daran hinderten, so hatten seine Unterthanen überhaupt eine leutselige Güte, Herablassung und strenge Gerechtigkeitsliebe von ihm zu genießen. Er hörte jedermanns Beschwerden an, und gab nicht zu, daß man ihn wider einen Beklagten vorläufig einnahm. Da er einst den Thalassius, einen ansehnlichen Staatsbedienten, der ihm seine Ehrerbietung bezeigen wollte, abgewiesen hatte, fanden sich sogleich einige Feinde desselben, die mit ihm Händel vor Gerichte hatten, und sich dieses zu Nutzen machen wollten. Sie kamen also den Tag darauf, von einem Haufen anderer begleitet, vor den Kaiser, und schrieen: „Thalassius, Dein Feind, gnädiger Herr, hat uns das Unsrige gewaltsam entrissen.“ Doch Julianus gab ihnen die unerwartete Antwort: Es ist wahr, ich bin allerdings von ihm beleidigt worden. Aber billig müßt ihr auch so lange schweigen, bis ich, als der ansehnlichere Gegner, von ihm Genugthuung erhalten habe.

habe. Darauf befohl er, daß ihre Streitsache nicht eher vorgenommen werden sollte, bis er dem Thalassius seine Gnade wieder geschenkt hätte; welches auch in kurzem geschah. Bisweilen beschämte er seine Unterthanen noch mehr durch großmüthiges Betragen. Die müßigen und wollüstigen Einwohner von Antiochien, wo er sich eine Zeit lang aufhielt, spotteten seiner, weil er überaus ernsthaft, ein Feind ihrer üppigen Ergötzlichkeiten, und auch sonst ihnen unähnlich war, mündlich und in Schmähschriften auf das bitterste. Anstatt sie wegen dieser Unverschämtheit als ihr Landesherr zu strafen, rächte er sich blos dadurch an ihnen, daß er eine beißende Spottschrift gegen sie aufsetzte, worinne er ihre schlechten Sitten mit seinen tugendhaften verglich, und ihnen seine Wohlthaten vorwarf, welche sie mit so vielem Undanke erwiederten. Bey dieser Gelegenheit, wie bey sehr vielen andern, bewies Julianus, daß er zeitig gelernt habe, Herr über sich selbst, das heißt, über seine Begierden und Leidenschaften, zu seyn. Sein höchstes Bestreben war, als ein Philosoph zu denken und zu leben. Er verachtete daher schon in seiner Jugend Pracht, Bequemlichkeit, Lustbarkeiten, köstliches oder vieles Essen und Trinken, und alle andere Annehmlichkeiten des Lebens, wornach sich die meisten Menschen am stärksten sehnen, als wenn darauf ihre eigentliche Glückseligkeit ankäme. Er behielt auch diese Gesinnungen bey, als er Kaiser geworden war. Ueber tausend Köchen, Mundschenken, Barbierern und andern Hofbeamten, deren überflüßige Menge blos durch eine prächtige Verschwendung eingeführt worden war, gab er den Abschied. Köche, sagte er, brauche ich gar nicht, weil ich

nur die gemeinsten Speisen esse. Außer seinen Regierungsgeschäften waren gelehrte Untersuchungen, Gespräche und Aufsätze seine liebste Arbeit. Man hat auch Schriften von diesem Kaiser in griechischer Sprache, darinne viel Witz, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, seine Spötterey und angenehme Beredtsamkeit, aber auch eben so viel Haß gegen die christliche Religion, als Eifer für die heidnische herrschen.

Sein Tod. Endlich starb er sehr gelassen an einer Wunde, die er im Gefechte mit den Persern empfangen hatte. Für einen Heiden sprach er in seinen letzten Stunden schön und getrost genug. Ich gebe der Natur, sagte er unter andern, die mein Leben zurückfordert, dasselbe als ein ehrlicher Schuldner freudig wieder. Man muß sich freuen, so oft der edlere Theil des Menschen von dem schlechtern getrennt wird. Auch reuen mich meine Handlungen nicht; mich ängstigt nicht das Andenken eines groben Verbrechens. Und ich danke dem ewigen Gotte dafür, daß ich nicht durch heimliche Nachstellung, noch durch eine lange schmerzliche Krankheit, oder als ein verurtheilter Uebelthäter sterbe; sondern mitten im dem Lauf eines blühenden Ruhms diesen rühmlichen Abschied aus der Welt nehmen kann. Julianus wurde nicht völlig zwey und dreyßig Jahre alt, von denen er etwan anderthalb Kaiser gewesen war. Er hatte also in einem Alter, wo die mehresten Menschen ihre Fähigkeiten erst recht zu zeigen anfangen, schon lange den trefflichsten Gebrauch von den seinigen gemacht. Wäre er nicht zu tief in den gröbern heidnischen Aberglauben verfallen, und hätte er seinen christlichen Unterthanen immer eben so

billig

billig und menschenfreundlich begegnet, als den heidnischen: so würde er das Lob eines der besten Fürsten hinterlassen haben.

Das römische Reich fängt wieder an zu sinken.

LVII. Nach seinem Tode merkten die Römer bald, wie viel sie an ihm verloren hatten. Denn obgleich die Christen des Reichs wieder die vorige ungestörte Freyheit ihrer Religion unter Kaisern, welche dieser zugethan waren, erhielten: so gerieth doch die Regierung, die bürgerliche und kriegerische Verfassung, das Ansehen und die Stärke des Reichs in einen sichtbaren Verfall. Was einige Kaiser bisher glücklich gethan hatten, um dem Reiche von neuem aufzuhelfen, das war alles vergebens, wenn ihre Nachfolger nicht eben so viele Klugheit und Wachsamkeit als sie besaßen. Denn die alte Kriegszucht war längst darinne gesunken; die vielen Einfälle auswärtiger Völker, und die innerlichen Kriege hatten es sehr entkräftet. Im Reiche selbst gab es schon eine ziemliche Anzahl von Fremden, welche die Schwäche desselben kannten, und zu dessen Beschützung gleichwohl gebraucht wurden; viele hundert tausend derselben aber lauerten längs den Gränzen, besonders an der Donau und am Rhein, auf eine Gelegenheit, um in das römische Reich einzubrechen. Jeder Fehler der Fürsten, den sie in der Vertheidigung desselben begiengen, mußte die gefährlichsten Folgen nach sich ziehen. Als daher der Kaiser Valens einigen hundert tausend Gothen, einem deutschen Volke gegen den Ausfluß der Donau hin, erlaubte, sich in Thrazien (oder im heutigen Romanien) niederzulassen, beförderte er dadurch sein und seines Reichs Unglück. Man verfuhr mit ihnen so unvorsichtig, daß sie die Waffen ergrif-

sen, und viele tausend Römer in einer Schlacht erschlugen. Sogar der Kaiser kam dabey ums Leben, und Constantinopel selbst lief Gefahr, in die Hände der Gothen zu fallen. Fast alle römische Länder zwischen dem schwarzen Meere und dem adriatischen wurden von diesen und andern Ausländern geplündert und verwüstet. Sie setzten sich auch von dieser Zeit an dergestalt darinne fest, daß sie nicht wieder daraus vertrieben werden konnten. Die Römer mußten diese ihre furchtbaren Feinde zu Bundesgenossen annehmen, auch als ihre Soldaten für Geld miethen. Da aber immer stärkere Schaaren solcher Ausländer in das römische Reich drangen: so wurden sie in manchen Gegenden schon zahlreicher als die Römer.

Theodosius unterstützt es.

In diesen Umständen rettete noch der Kaiser Theodosius sein Vaterland, wenigstens auf eine Zeit lang. Er trieb diese Ausländer, welche von den Römern mit einem allgemeinen Namen die barbarischen (oder ungesitteten) Völker genannt wurden, zurück, wenn sie das Reich anfielen, und nöthigte diejenigen, welche darinne wohnten, ruhige Unterthanen abzugeben. Theodosius hatte überhaupt viele fürstliche Tugenden. Er war zwar zum plötzlich heftigen Zorne, zur Verfolgung derer, die anders über die Religion dachten als er, und selbst zur Grausamkeit geneigt. Doch findet man auch, daß er diese Fehler bisweilen erkannt, und zu bessern gesucht habe.

Er theilt es unter seine Söhne.

LVIII. Aber eben dieser Kaiser fügte dem römischen Reiche, in der besten Absicht, einen unersetzlichen Schaden zu. Er verordnete, seine beyden Söhne, Arkadius und Honorius, sollten sich dergestalt in dasselbe theilen, daß jener die morgenländi-

schen,

schen, dieser die gegen Abend zu gelegenen Länder zu seinem Antheil bekäme; wiewohl das Reich im Grunde doch nur ein einziges bleiben sollte. Bey dieser Veranstaltung galt die väterliche Liebe mehr als die Klugheit, die doch besonders von einem Fürsten der erstern vorgesetzt werden muß. Er wünschte, daß keiner seiner Söhne von der Regierung ausgeschlossen bleiben möchte. Allein der älteste hatte in einem Alter von achtzehn Jahren noch nichts von der Erfahrung, und so vielen andern Fähigkeiten zu regieren, mit welchen kaum sein Vater das zerrüttete und wankende Reich hatte aufrecht erhalten können. Der jüngere war sogar nur ein Knabe von eilf Jahren. Nun glaubte zwar Theodosius, die Regierung seiner Söhne würde doch glücklich seyn, wenn er ihnen kluge Rathgeber und treffliche Feldherren an die Seite stellte, die eine Zeit lang im Namen derselben dem Reiche vorstehen könnten. Diese Hoffnung aber schlug gänzlich fehl, weil sie auf andere ungewisse, oder gar unwahrscheinliche Erwartungen und Versprechungen gebauet war. Nicht lange also vor dem Jahr 400 nach Christi Geburt, als Theodosius gestorben war, fiengen seine Söhne an, dem Namen nach die Regierung zu führen. Arkadius, der seinen Sitz zu Constantinopel hatte, herrschte über die asiatischen Länder, über Aegypten, und noch ein Stück vom angränzenden Afrika; in Europa aber vom schwarzen Meere bis beynahe zum adriatischen. Zu seinem Gehülfen hatte Theodosius den Rufinus ernannt; einen Staatsmann, auf dessen Weisheit und Redlichkeit er ein ungemeines Vertrauen setzte. Der übrige oder abendländische Theil des Reichs war dem Honorius

Arkadius zu Constantinopel;

und Honorius zu Rom.

norius unterworfen, der daher seinen Hof zu Rom hielt, und den größten Feldherrn der damaligen Zeit, den Stilico, zur Stütze seiner Regierung hatte. Anstatt aber, daß beyde Brüder zum gemeinschaftlichen Besten des römischen Reichs durch ihre Staatsbedienten hätten vereinigt werden sollen, stifteten diese letztern nichts als Uneinigkeit und Verwirrung. Jeder von ihnen suchte die höchste Gewalt in beyden Reichen an sich zu reißen, den andern zu unterdrücken und sich unermeßliche Reichthümer zu erwerben. Sie bedienten sich auch dazu der schlimmsten Mittel, indem sie sogar mit den ausländischen Völkern, den unaufhörlichen Feinden der Römer, Bündnisse gegen einander errichteten, und durch sie einer dem andern, oder vielmehr dem Reiche, welches der andere verwaltete, allen ersinnlichen Abbruch thaten.

Rom, die Beherrscherinn der Welt, wird von den Gothen geplündert und angezündet. XII. Kupfertafel.

LIX. Bey einem solchen Zustande des getheilten Reichs konnte dasselbe nicht lange bestehen, ohne eine gewaltige Erschütterung, oder einen empfindlichen Verlust zu leiden. Im Jahr 400 also, fiel Alarich, König der Gothen, (der sich bisher für Geld und andere Belohnungen von den Römern hatte brauchen lassen, mitten in ihrem Reiche die Absichten ihrer Staatsbedienten durch seine Soldaten zu befördern,) aus dem heutigen Ungarn mit einem starken Kriegsheere in Italien ein. Um gleiche Zeit drang auch ein anderer noch zahlreicherer Haufen sogenannter Barbaren, oder eigentlich deutscher Völker, von der Donau und dem Rhein her auf Italien los. Das war der Anfang zu der großen Völkerwanderung, oder, wie sie richtiger heißen sollte, zu dem vereinigten Einbruche der meisten deutschen Völ-

ker,



F.C. Krüger sc.

Rom wird von den Gothen geplündert und angezündet.



ker, und auch einiger morgenländischen, in das abendländische Reich der Römer. Eigentlich waren diese Züge schon lange vorher angegangen, aber oft zurückgetrieben, und auf eine Zeit lang unterbrochen worden. Jetzt hingegen fanden diese Völker weit weniger Widerstand, und wiederholten ihre Anfälle so lange, bis sie die Hälfte des römischen Reichs überwältigten. Zwar schlug Stilico die ersten vorhergedachten Einfälle siegreich zurück; wiewohl er nicht verhüten konnte, daß ein großer Schwarm anderer Deutschen das von Soldaten nunmehr entblößte Gallien, das heißt Frankreich, einen Theil der Niederlande und von Deutschland, um den Rhein herum, verwüstete. Nachdem aber dieser Feldherr, der gleichsam eine Vormauer des abendländischen Reichs abgab, auf Befehl seines Kaisers selbst umgebracht worden war, rückte Alarich desto kühner auf Rom los. Diese Stadt, die von ihrem Kaiser verlassen war, mußte den Frieden von dem gothischen Fürsten mit vielem Gelde und einer Menge Kostbarkeiten erkaufen. Bald darauf besetzte er die Stadt abermals, und gab ihr einen neuen Kaiser. Endlich erschien er im Jahr 410 zum drittenmale vor Rom, eroberte es mit Gewalt, weil man ihm den Eingang verwehrte; und darauf wurde diese Stadt, die seit so vielen hundert Jahren die mächtigste in der Welt gewesen war, die so viele Völker bezwungen, ausgeplündert und sich mit ihren Schätzen geschmückt hatte, hinwiederum von einem Volke ausgeplündert und zum Theil verbrannt, das den Römern, wenn sie nicht selbst an ihrem Verderben gearbeitet hätten, niemals hätte fürchterlich werden können. Morden und alle andere Gewaltthätigkeiten

wurden zugleich an den unglücklichen Einwohnern ausgeübt. Diese herrliche Stadt, welche auch die größte und schönste ihrer Zeit war, verlor schon damals einen großen Theil ihrer prächtigsten Gebäude und anderer Kunstwerke, die man bisher bewundert hatte; nur die Kirchen wurden noch verschont. Aber beynahe funfzig Jahre darauf wurde sie von einem andern deutschen Kriegsheere Wandalen, die aus Afrika kamen, ohne alle Ausnahme der Gebäude beraubt und gemißhandelt. Andere Plünderungen und Verwüstungen, welche Rom in den folgenden Jahrhunderten betrafen, haben endlich mit diesen ersten die alte Königinn der Städte ziemlich unsichtbar gemacht. Nur wenige Denkmäler derselben haben sich bis auf die neuern Zeiten ganz unversehrt erhalten. Aber unbeschreiblich viele Trümmern ihrer Tempel, Paläste, Schaubühnen, Grabmäler, Bildsäulen und dergleichen mehr liegen theils zerstreut, sogar außerhalb des jetzigen Roms herum, theils unter Hügeln von Schutthaufen, Gärten und Weinbergen begraben, oder sind auch an neuern Gebäuden angebracht. Es ist ein rührender Anblick, diese Reste von einer solchen ehemaligen Größe zu betrachten; hier einige Säulen oder Bogen von dem Werk eines berühmten Fürsten zu sehen; dort noch einige Worte von einer Aufschrift zur Ehre eines andern zu lesen. Dem Künstler, dem Gelehrten, und dem weisen Zuschauer menschlicher Dinge sind auch noch die kleinsten dieser Ueberbleibsel schätzbar. So bewundernswürdig das neuere Rom durch Baukunst, Bildhauerkunst, Malerey und alle andere Künste geworden ist: so verweilt man sich doch eben so gern bey den erhabe-

habenen Trümmern des alten Roms. Und in beyderley Betrachtung ist Rom noch immer die sehenswürdigste Stadt der Welt.

LX. Unterdessen blieben diese deutschen und andern Völker, welche Rom und Italien ausplünderten, anfänglich nicht in diesen Gegenden. Die abendländischen Kaiser also behaupteten noch eine Zeitlang ihre Herrschaft daselbst. Aber es war eine ohnmächtige und verachtete Herrschaft. Sie mußten die durchziehenden Völker mit vielem Gelde befriedigen; zum Theil auch den Fürsten derselben jährlich, als ihren Oberherren, ansehnliche Summen zahlen. Verschiedene von ihnen wurden ermordet; Empörungen und andere Unruhen erniedrigten die kaiserliche Würde nach und nach gänzlich. Nachdem endlich alles, was zum abendländischen Kaiserthum außer Italien gehört hatte, ein Raub der deutschen Völker geworden war, wurde auch in diesem Lande der kleine Schatten des kaiserlichen Namens völlig vertilgt. Romulus Augustulus, ein sehr junger Herr, war der letzte, der denselben führte. Plötzlich erregten die Deutschen in Italien, die in römischen Kriegsdiensten standen, einen Aufruhr, wählten sich einen ansehnlichen Kriegsmann aus ihrem Mittel, den Odoaker, zum Anführer, und entsetzten den Augustulus der Regierung. Odoaker, dem sich Rom ergab, ließ sich zum Könige krönen. So gieng das abendländische Kaiserthum im Jahr 476 vollkommen zu Grunde.

Das abendländische Kaiserthum wird gänzlich zerstört.

LXI. Diese große Veränderung zog viele andere in den Ländern nach sich, welche den Umfang des gedachten Reichs ausgemacht hatten. Eine der wichtigsten und unglücklichsten darunter traf die Gelehrsam-

Veränderungen bey der Gelehrsamkeit, den Sitten, der Sprache und

dem ganzen Volke der Römer in den abendländern.

samkeit und die schönen Künste des Witzes und der Einbildungskraft. Seitdem die Kaiser Christen waren, hatte sich auch der Ruhm der Wissenschaften allmählich von den heidnischen Römern und Griechen zu den christlichen gezogen. Die Gelehrsamkeit hatte schon bey den Heiden etwas gelitten, wie ihr oben gelesen habt; sie erlangte auch unter den Christen nicht wieder die alte Vollkommenheit. Ob sie gleich unter ihnen von trefflichen Männern bearbeitet wurde: so waren doch dieses größtentheils nur Lehrer der Religion, die daher auch die gesammte Gelehrsamkeit hauptsächlich zum Nutzen der Religionswissenschaft anwandten. In dieser Betrachtung war es kein Wunder, daß auch sehr gelehrte Christen zuweilen von den großen heidnischen Schriftstellern der Römer und Griechen mit Verachtung urtheilten. Die mit der Regierung christlicher Kaiser entsprungenen Mönche, und die abergläubische Denkungsart, die sich bald darauf unter den Christen auszubreiten anfieng, waren ebenfals Hindernisse des Fortgangs einer freyern und edlern Gelehrsamkeit. Nun kamen die traurigen Einfälle von Völkern hinzu, bey denen Wissenschaften und sinnreiche Künste kaum etwas bekannt waren, geschweige denn in einigem Ansehen standen. Unter ihren verwüstenden Händen fielen mit den von ihnen verheerten und verbrannten Städten auch so viele Büchersammlungen, Schulen und andere gelehrte Hülfsmittel in Staub und Asche. Diese Völker behielten überall in den Abendländern die Oberhand. Ihre Oberherrschaft entzog der Gelehrsamkeit lange Zeit hindurch alle Aufmunterung. Ein sehr geringer Antheil davon,

den

den man zur Erlernung und Erklärung der christlichen Religion für hinlänglich hielt, wurde der Geistlichkeit allein überlassen. Alle andere Stände unter den abendländischen Völkern von Europa hörten viele Jahrhunderte nach einander auf, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Dies ist die lange Barbarey und Unwissenheit der mittlern Zeiten, die durch den Untergang des römischen Kaiserthums in den Abendländern zwar nicht allein verursacht, aber doch sehr befördert wurde. Der schlechte Geschmack in den sinnreichen Künsten aller Art, war insonderheit längst vorher unter den Römern eingerissen. Die meisten, welche man Redner und Dichter nannte, erhoben sich kaum über das Mittelmäßige; und Claudianus war gegen das Ende des abendländischen Reichs der einzige, der einige schöne Spuren der alten römischen Dichtkunst blicken ließ. — In den bisherigen römischen Sitten gieng auch eine große Veränderung vor. Sie waren großentheils aus Ueppigkeit, verschwenderischer Prachtliebe, Wollust und Müssiggang zusammengesetzt. Die Faulheit des gemeinen Volks wurde durch die öffentlichen Austheilungen von Lebensmitteln, welche ganz umsonst, oder überaus wohlfeil geschahen, bestärkt; und selbst die christliche Religion war dazu gemißbraucht worden, indem die den Kirchen geschenkten Reichthümer schon unzähliche Menschen ohne Arbeit ernähren halfen. Daher war auch der Ackerbau so sehr gefallen, daß große Landesstriche der trefflichsten Felder in Italien wüste und unangebauet lagen. Die rauhern und kriegerischen Deutschen, die eben deswegen die weichlichen Römer leichter bezwangen, führten einen Theil ihrer

ernstern Sitten bey denselben ein, und der Landbau gewann insonderheit dadurch merklich. — Die römische oder lateinische Sprache, die bereits sehr ausgeartet war, verlor jetzt ihre feinere Gestalt immer mehr. Sie wurde zwar noch eine geraume Zeit, auch unter der Regierung der Deutschen, in den ehemaligen römischen Ländern fortgesprochen. Allein die von Zeit zu Zeit verschlimmerte Aussprache, die Entstehung neuer Endigungen und Wortfügungen, die Zumischung deutscher, nachmals auch anderer fremder Wörter und Redensarten, brachten endlich neue Sprachen hervor, die zwar ihren römischen Ursprung nicht verleugnen können, aber auch nicht viel mehr als die Buchstaben und den Klang der altrömischen Sprache an sich haben. Dergleichen sind die italiänische, französische, spanische und portugiesische Sprache. Jene alte Sprache mußte endlich auch im täglichen Umgange bey den Abendländern theils ihren deutschen Mundarten, theils den eben genannten neuen Sprachen weichen. Doch ist sie eine Sprache der Gelehrten geblieben, die sich derselben zum Bücherschreiben und zum Unterrichte in den Wissenschaften bedienen. Ein sehr angenehmer Vortheil für die Gelehrten in Europa, daß sie, bey der großen Menge und Verschiedenheit ihrer Sprachen, doch durch diese einzige gemeinschaftliche immer einander verständlich, und mit einander verbunden werden! — Mit der Sprache, den Sitten, der Gelehrsamkeit und den Künsten der alten Römer gieng endlich auch das römische Volk selbst in den Abendländern zu Grunde. Viele tausend davon waren in den letzten Kriegen und Verwüstungen umgekommen.

men. Nicht nur unzähliche ausländische Soldaten, Feldherren und Staatsbedienten hatten schon lange das Reich gleichsam angefüllt; sondern es hatten auch zuletzt Ausländer auf dem kaiserlichen Throne gesessen. Nunmehr aber vermengten sich vollends beynahe ganze deutsche Völkerschaften mit den Römern. Alles Unterscheidende der letztern hörte nach und nach auf. Diejenigen, welche man in den spätern Jahrhunderten Römer genannt hat, und noch nennt, sind nur Abkömmlinge aus der ebengedachten Vermischung. Diese Verwandlung ist so vollkommen geworden, daß die neuern sogenannten Römer sich einem christlichen Bischof haben unterwerfen müssen, der Rom und den benachbarten Landesstrich als ein weltlicher Fürst, viele andere Länder aber durch das Ansehen der Religion regiert. Sie haben zwar Roms verlornen Ruhm in Künsten und Wissenschaften nicht unglücklich wiederherzustellen gesucht; allein von dem erhabenen Geiste und den Thaten der alten Römer haben sie fast nichts beybehalten.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Römer, vom Untergange ihres abendländischen Kaiserthums an, bis zur Zerstörung des morgenländischen.

Vom Jahr Christi 476 bis zum Jahr 1453.
Beynahe tausend Jahre.

I.

Das morgenländische Reich der Römer erhält sich länger.

Während daß heftige wiederholte Stürme von allen Seiten, die hundert Jahre nach einander fortdauerten, das abendländische Kaiserthum der Römer endlich umstürzten, gerieth ihr morgenländisches Reich in eine eben so große Gefahr. Es erlitt sogar die ersten dieser Anfälle; und zwey der furchtbarsten Völker, die Hunnen, ein asiatisches, und die Gothen, ein deutsches, ängstigten es besonders bis in die Nachbarschaft von Constantinopel. Auch die ältesten Feinde dieses Reichs, die Perser, beunruhigten es zu dieser Zeit. Es hatte seine verrätherische oder herrschsüchtige Staatsbedienten und Feldherren, die es ebenfals innerlich zerrütteten, und schwachsinnige Kaiser, die ohne Einsicht und Standhaftigkeit sich blos durch andere, oder durch jede unerwartete Begebenheit regieren ließen. Gleichwohl behauptete sich dieses morgenländische Reich, bey allen Durchzügen und Verwüstungen so vieler tausend Feinde, doch weit länger als das abendländische. Das kam unter andern Ursachen hauptsächlich

lich von folgenden her. Der Eingang in die längst entkräfteten, mit Ausländern schon angefüllten Abendländer war leichter, und die Lage von Constantinopel vortheilhafter, als die von Rom, um die unterworfenen Länder zu beschützen. Mehr Völker drangen überhaupt auf das abendländische Reich los, weil sie doch beynahe insgesammt von der Donau und von dem Rhein herkamen. Die Kaiser von Constantinopel nützten manche fremde Völker, die sie in ihre Länder aufnahmen, zur Vertheidigung derselben gegen andere. Sie wußten auch bisweilen die Heere, von welchen sie bedroht wurden, durch Geld und Versprechungen von ihren Gränzen abzulenken, und dagegen in das abendländische Reich zu schicken. Es gab endlich unter diesen Fürsten einige, welche Klugheit und Muth genug besaßen, um sich solchen Einbrüchen zu widersetzen. Ein solcher Kaiser war Marcianus, der, als ihm der Hunnen König Attila das starke Jahrgeld abforderte, das ihm der vorige Kaiser hatte bezahlen müssen, demselben zur Antwort gab: **Gold habe ich nur für meine Freunde; aber für meine Feinde Stahl.** Die Entschlossenheit, mit welcher er sprach, nöthigte den Attila, seine Waffen gegen den Kaiser der Abendländer zu kehren.

II. Obgleich aber dieses Reich eine Fortsetzung des alten römischen war, so nannte man es doch mehr das griechische Kaiserthum, weil Griechen und ihre Sprache in den Ländern, die zu demselben gehörten, herrschend waren, und weil eben diese Sprache gar bald am Hofe zu Constantinopel, in den Gesetzen und allen öffentlichen Angelegenheiten gebraucht wurde. Auch heißt es öfters das byzantinische oder constanti-

Kurzer Begriff der Geschichte dieses Reichs.

stantinopolitanische Kaiserthum. Nachdem es die ersten gefährlichsten Anfälle so zahlreicher und tapferer Völker überstanden, und zugleich die Hülfe des abendländischen Reichs gänzlich verloren hatte, war es noch stark genug, um sich gegen jeden Feind zu vertheidigen; aber auch, um seinen Wohlstand immer blühender zu machen. Daran hinderten sich jedoch diese griechischen Römer, aus welchen die Mitglieder und Unterthanen des Reichs bestanden, selbst am meisten. Unter den ehemaligen häufigen Unruhen waren ihre Sitten, die schon vorher weichlich waren, noch mehr verwildert. Sie verbanden Ueppigkeit und Frechheit mit einander, achteten Fürsten und Gesetze wenig, waren desto mehr zu Neuerungen und Empörungen geneigt, mehr ungestüm als tapfer, mehr abergläubisch als gottselig. Ein großer Theil des Volks, der auf der Rennbahn und in andern Schauplätzen seine Zeit zubrachte, durch häufige Austheilungen aber der Nothwendigkeit zu arbeiten überhoben wurde, verfiel über dem Müssiggange in den trotzigsten Uebermuth. Die meisten Kaiser hatten fast gar keine Geschicklichkeit, ihrem Reiche nützlich vorzustehen; nicht Ansehen genug, um ein so unbändiges Volk im Zaum zu halten; oder auch wohl Laster an sich, durch welche sie bey demselben verhaßt wurden. Daher verloren ihrer viele durch Aufruhr und innerliche Kriege Thron und Leben. Die guten und trefflichen Fürsten, die sich zuweilen darunter fanden, wurden nicht viel mehr geschätzt, nahmen auch wohl eben ein so unglückliches Ende, als jene. Eben so selten waren Staatsbedienten und Feldherren, die das Reich durch Weis-

heit

heit und Tapferkeit unterstützt hätten. Sie strebten oft selbst nach der höchsten Regierung, waren treulos, und begiengen Fehler, die den Zustand des Reichs verschlimmerten. Man bediente sich sogar, weil die Kräfte des Reichs selbst nicht genützt werden konnten, mehrmals der Hülfe ausländischer Völker: und dieser Beystand, der sie noch mächtiger machte, war ein neues Unglück. Dazu kamen Religionsstreitigkeiten, welche mit so vieler Erbitterung oft viele Jahre nach einander getrieben wurden, daß sie das Reich selbst durch Verfolgungen, Partheyen und Blutvergießen in Unordnung brachten. Unmenschliche Grausamkeiten waren überhaupt etwas Gewöhnliches in diesem Reiche. Die christlichen Lehrer in demselben nahmen zu vielen Antheil an Staatsgeschäften, und andern Angelegenheiten, die für ihr Amt fremd waren. Und alle diese Verwirrung, an deren Vergrößerung die griechischen Römer selbst arbeiteten, hörte auch alsdann nicht auf, da ihr Reich neue, nähere, fürchterlichere Feinde bekam, als es bey seinem Anfange gehabt hatte. Es ist also wunderbar genug, daß sich ein Reich von einer so elenden Verfassung, das gleichsam von innen und von außen fast unaufhörlich erschüttert wurde, dennoch tausend Jahr länger als das abendländische hat erhalten können. Allein es kamen manchmal Zeiten der Erholung, glückliche Zufälle und Veränderungen für dasselbe; Männer, die ihm auf eine kurze Zeit einige neue Stärke gaben. Freylich ist seine Geschichte beynahe durchgehends eine der allerunangenehmsten. Man sieht ein mächtiges Reich viele Jahrhunderte nach einander

sich durch seine eigene Schuld immer mehr auszehren, und durch die schändlichsten Ausschweifungen seiner Mitbürger einem gewissen Untergange entgegen gehen, immer kleiner, ohnmächtiger und verächtlicher werden, bis es zuletzt, kaum in eine einzige Stadt eingeschlossen, verlöschen muß. Nur der römische Name des Reichs; die Verbindung seiner Geschichte mit vieler andrer Völker und Reiche ihrer; einige große und verdienstvolle Männer, die in dem langsam sterbenden Staate bisweilen auftraten, und die Wohlthat, die es andern Völkern durch die Erhaltung der bessern Künste und Wissenschaften erwiesen hat: dieses macht es eigentlich, daß man sich um die Geschichte des griechischrömischen Reichs noch mit einigem Vergnügen und Nutzen bekümmert.

Unter dem Kaiser Justinianus wird das Reich sehr vergrößert.

III. Um eben dieselbe Zeit also, da das abendländische Kaiserthum der Römer gänzlich untergieng, war das morgenländische durch Empörungen und Absetzungen der Kaiser in eine solche Zerrüttung gerathen, daß es jenem auf keine Weise beystehen konnte. Dieser Zustand war kaum etwas verbessert worden, als Perser und andere ausländische Völker das Reich durch ihre Einfälle beunruhigten. Nun folgte die fast vierzigjährige und ziemlich glückliche Regierung des Kaisers Justinianus. Er selbst war zwar kein großer Krieger; aber seine Feldherren, Belisarius und Narses, waren desto größere. Durch ihre Klugheit und Tapferkeit vergrößerten sie sein Reich sehr ansehnlich, indem sie weitläuftige Länder wieder damit vereinigten, welche ehemals den Römern unterthan gewesen waren. Sie entrissen den Gothen Italien, und den Wandalen Afrika, so weit es zu dem abendländischen

schen Reiche gehört hatte. Einen noch dauerhaftern Ruhm erwarb sich Justinianus durch sich selbst, da er der Gesetzgeber seines Reichs wurde. Zwar gab es Gesetze genug beym Antritte seiner Regierung, auch eine hundert Jahre vor ihm veranstaltete Sammlung der Verordnungen christlicher Kaiser. Allein es waren seitdem so viele neue Gesetze gegeben, manche alte abgeschafft, oder anders erklärt und bestimmt worden; es war überhaupt so viel Streitiges und Dunkles in der Rechtsgelehrsamkeit, und die Erlernung oder Ausübung derselben so schwer, daß es eine edle fürstliche Sorgfalt konnte genannt werden, dieselbe zum Besten der Obrigkeiten und Richter, der Sachwalter, ja auch aller übrigen Unterthanen zu verbessern, und ihr eine bleibende Gestalt zu ertheilen. Daher ließ Justinianus durch einen der erfahrensten Rechtsgelehrten seiner Zeit, den Tribonianus, und einige Gehülfen desselben, ein vollständiges römisches Gesetzbuch ausfertigen. Es besteht aus folgenden vier Theilen: aus dem Codex, oder einer Sammlung der gültigen kaiserlichen Gesetze; — aus den Pandekten, das heißt, einem vollständigen Lehrbegriff der römischen Rechtsgelehrsamkeit, der aus den berühmtesten Lehrern und Schriftstellern derselben gezogen ist; — aus den Institutionen, welche ein kurzes Handbuch eben dieser Rechte, zum Gebrauche der Anfänger in denselben, vorstellen; — und aus den Novellen, in welchen der Kaiser seine neuesten Gesetze zusammenfaßte. Dieses Gesetzbuch, welches im Lateinischen das Corpus Juris des Justinianus heißt, wird noch von allen fleißig studiert, die sich mit der alten römischen Rechtsgelehr-

Er läßt das römische Gesetzbuch verfertigen.

samkeit bekannt machen wollen, von der noch ein so großer Theil in vielen Ländern brauchbar ist.

Der Seidenbau wird aus Asia nach Europa gebracht. XIII Kupfertafel.

IV. Eine Menge vortrefflicher Gebäude, welche eben dieser Kaiser in mehrern Städten anlegte, wurden auch rühmliche Denkmäler seiner Regierung: unter andern die herrlichste Kirche der Christenheit in den damaligen Zeiten, die Kirche der heiligen Sophia zu Constantinopel, die jetzt ein Bethaus oder eine Moschee der Türken abgiebt. Aber noch merkwürdiger ist der von ihm beförderte Uebergang des Seidenbaues aus Asia nach Europa. Seit langen Jahrhunderten kannten Griechen und Römer die Seide, und bedienten sich derselben; aber die eigentliche Art ihrer Entstehung blieb ihnen bis auf diese Zeiten etwas ungewiß. Manche hatten einen unvollkommenen Begriff von dem Wurme, der die Seide spinnt; aber einige ihrer gelehrtesten Männer glaubten noch, die Seide sey eine Art der feinsten Wolle, die auf Bäumen wachse. Vermuthlich hatten sie gehört, daß der Wurm, oder die Raupe, der man dieses bewundernswürdige Gespinnste zu danken hat, in jenen heißen Ländern auf den Maulbeerbäumen selbst, wo sie lebt, ihre Arbeit hinterlasse. So viel wußten sie alle, daß diese Waare, die damals überaus kostbar war, ursprünglich aus Sina oder China, welches sie das Land der Seres nannten, komme. Eigentlich aber bekamen sie dieselbe aus dem heutigen Ostindien; und zwar auf dem gewöhnlichen Wege aus diesem Lande, durch das Gebiet der Perser. Die häufigen Kriege, welche die Kaiser zu Constantinopel mit den Persern führen mußten, machten, daß Justinianus darauf bedacht war, die Seide, für welche ihnen die Römer

unge-



B. Rode inv. et del. J. C. Krüger sc.

Der Seidenbau wird aus Asien nach Europa gebracht.

ungeheure Summen zahlten, auf einem andern Wege herzuholen. Er schlug also den an Aegypten gränzenden Aethiopiern, die am rothen Meere wohnten, vor, dieselbe zu Schiffe aus Indien zu bringen. Doch indem er mit diesen Versuchen umgieng, zeigten ihm zween Mönche, die in Indien gewesen waren, wie leicht er den Seidenbau selbst in seinem Reiche einführen könnte. Der Kaiser schickte sie also nach Indien zurück: sie brachten daher eine Anzahl Eyer von Seidenwürmern, ließen dieselben im folgenden Frühlinge im Miste ausbrüten, fütterten die daraus hervorkommenden Würmer mit Blättern des Maulbeerbaums groß, und lehrten solchergestalt die ganze Seidenwurmzucht, und den Seidenbau selbst, den Kaiser und seine Unterthanen. Von dieser Zeit an wurde beydes im griechischen Reiche, besonders aber zu Constantinopel und in den griechischen Städten, Athen, Theben und Corinth, mit vielem Eifer getrieben. Anstatt also, daß vorher die indianische Seide, welche den Persern abgekauft werden mußte, in den beyden phönizischen Städten, Tyrus und Berytus, so fleißig bearbeitet worden war, daß sie die meisten christlichen Länder mit seidenen Stoffen und Kleidern versorgt hatten, so fiel nunmehr der Seidenhandel dieser beyden Städte fast gänzlich. Dagegen blieb alles Geld, welches bisher für Seide nach Persien gegangen war, im griechischen Reiche. Man erzeugte in demselben die Seide so leicht, und in einem so unermeßlichen Vorrathe, daß die in den Fabriken daraus gearbeiteten Waaren nach und nach zu einem sehr mäßigen Preise verkauft wurden, und auch die Griechen von geringerm Stande sich in Seide

 klei-

kleiden konnten. Aber die übrigen Europäer mußten noch ohngefähr sechshundert Jahre seit den Zeiten des Justinianus diese Waaren den Unterthanen des griechischen Kaiserthums abkaufen, bis ein König von Sicilien, bey Gelegenheit seines Kriegs mit dem ebengedachten Reiche, eine Menge griechischer Seidenfabrikanten wegführte, und durch sie den Seidenbau in Sicilien und Calabrien (oder im heutigen Königreiche Neapel) einführte. Das geschah also erst vor nicht viel mehr als sechshundert Jahren. Aus diesen Ländern kam der Seidenbau in das übrige Italien, und nach Spanien. Erst etwan vor dreyhundert Jahren lernten ihn die Franzosen, und noch weit später die Deutschen. Je weiter man die Seidenwürmer aus den heißen mittäglichen Gegenden wegbrachte, desto mehr Schwierigkeiten hat man bey dem Seidenbau gefunden. Sie sind aber durch den Fleiß der Europäer ziemlich überwunden worden; und endlich hat die verschwenderische Prachtliebe in allen Ständen den Gebrauch der Seidenwaaren beynahe allgemein unter ihnen gemacht.

Das römischgriechische Kaiserthum sinkt nach dem Justinianus immer mehr.

V. Die Regierung des Justinianus war also in mancherley Betrachtung für ihn und seine Unterthanen rühmlich und nützlich; aber das griechisch-römische Reich selbst konnte doch auch durch dieselbe nicht zu einer dauerhaften Stärke gelangen. Man hat nicht übel gesagt, er sey gleichsam der letzte römische Kaiser gewesen, und die Majestät des Reichs, welche unter ihm wieder aufzuleben schien, sey nach seinem Tode auf immer verschwunden. Das kam hauptsächlich von zwo Ursachen her. Er selbst war kein großer Fürst, das heißt, kein Fürst, der

seltene

seltene Gaben und Tugenden mit einander vereinigt, in allen wichtigen Angelegenheiten selbst die richtigsten Einsichten gehabt, selbst überall die vortrefflichsten Mittel gewählt, viele heilsame Dinge ohne Gehülfen ausgeführt, und solche Anstalten getroffen hätte, die noch lange Zeit nach seinem Tode die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Glückseligkeit unzerstört hätte erhalten können. Er folgte zu sehr den Eingebungen seiner schlimmen Gemahlinn; bemerkte oder bestrafte die ungerechtesten Gewaltthätigkeiten nicht, die von Staatsbedienten und obrigkeitlichen Personen begangen wurden; gab auch wohl selbst durch sehr unvorsichtiges Betragen Gelegenheit zu argen Unordnungen. Weit gefehlt, daß er alle Partheyen und daraus entstehende Händel und Feindseligkeiten unter seinen Unterthanen hätte aufheben sollen, erklärte er sich vielmehr für eine von den vier Partheyen, in welche sich diejenigen getheilt hatten, die auf dem Rennplatz zu Constantinopel mit Wagen um die Wette fuhren. Diese von dem Kaiser begünstigte Parthey, die blaue genannt, übte nicht allein an den übrigen, sondern auch andern Einwohnern der Hauptstadt, den schändlichsten Uebermuth, weil sie sich des Schutzes von dem Kaiser unglücklicher Weise getrösten konnte. Bey solchen Fehlern, die Justinianus begieng, war auch das Gute, welches er stiftete, nur ein vorübergehender Vortheil, dessen Kraft sich geschwind wieder verlieren konnte, und auch oft verlor. Das geschah aber auch zweytens desto leichter, weil seine Unterthanen einmal aller Ausschweifungen gewohnt, der Thron der Kaiser selbst nur ein ungewisser Besitz, die Soldaten schlechte Vertheidiger des Reichs, und so-

gar meistentheils Ausländer, überhaupt aber die Hülfsmittel und Stützen des Vaterlandes alle sehr schwach geworden waren. Kaum hatten also die Feldherren Justinianus Italien wieder erobert, als etliche Jahre nach seinem Tode die Longobarden, ein deutsches Volk, den obern Theil dieses Landes an sich rissen, wovon derselbe noch bis jetzt die Lombarden genannt wird. Andere Feinde von den Morgenländern her, die Perser und Awaren, ängstigten das Reich noch mehr. Auch sehr hochachtungswürdige Kaiser, die zuweilen regierten, konnten nur wenig zum Besten des wankenden Reichs ausrichten. Ein solcher war Mauritius, der eben so viel Kriegserfahrung als Frömmigkeit und Klugheit besaß. Dennoch empörten sich die Soldaten und die Einwohner von Constantinopel wider ihn, und erklärten einen Hauptmann Phokas zum Kaiser. Dieser ließ seinen vormaligen Fürsten nicht nur hinrichten, sondern auch zum Beweise seiner unmenschlichen Grausamkeit vorher noch sechs Söhne desselben vor seinen Augen umbringen. So sehr dieser Anblick den Mauritius niederschlagen mußte, so erinnerte er sich doch auch in diesen Augenblicken, und empfand es, daß er ein Christ sey. Mit standhaftem Muthe und Verehrung des göttlichen Willens rief er mehrmals die Worte des Psalms aus: **Herr! du bist gerecht, und deine Gerichte sind auch recht!** Zwar wurde der blutdürstige und auch sonst lasterhafte Phokas bald darauf ebenfals vom Throne gestoßen und getödtet. Aber dergleichen abscheuliche, oft wiederholte Begebenheiten verminderten die Ehrerbietung gegen die Landesregierung ungemein, verdarben die Sitten, und machten das Reich verächtlich.

Es verliert einen Theil von Italien.

VI. Wie

Die Araber nehmen ihm seine meisten asiatischen, und alle afrikanische Länder.

VI. Wie wenig die griechischen Römer dieser Zeit, das heißt, bald nach dem Jahr 600, im Stande waren, sich gegen weit schwächere Feinde zu schützen, das zeigte sich kurz darauf. Ihr Kaiser Heraklius mußte es mehrere Jahre nach einander geschehen lassen, daß die Perser alle asiatische Länder seines Reichs, selbst Aegypten, ausplünderten und verwüsteten, bis er sie endlich in ihrem eigenen Lande angriff, und ihnen einen für sich ruhmvollen Frieden abnöthigte. Diese glückliche Anstrengung der Kräfte ließ hoffen, das Reich werde nun wieder seinen Nachbarn furchtbar werden. Allein schon nach etlichen Jahren drang ein Heer von Arabern aus seiner vaterländischen Halbinsel in dasselbe ein: dieses Volk, das sich niemals im Kriege sehr hervorgethan hatte, und gegen die Römer gehalten, so gering war. Gleichwohl entrissen sie diesen in einer kurzen Zeit Palästina, Syrien, Phönizien, Aegypten und das übrige römische Afrika, auch einige ansehnliche Inseln zwischen Asia und Afrika. Da offenbarte sich erst völlig die Schwäche des griechischen Reichs. Es hatte sich von dem persischen Kriege, ob er gleich ein siegreiches Ende nahm, noch nicht erholt. Seine weichlichen Unterthanen und Soldaten waren dem neuen Feinde, der mit dem hitzigsten und entschlossensten Muthe unerwartet über sie herfiel, nicht gewachsen; es gab unter ihnen treulose Verräther; und die Kaiser, die bey einer so dringenden Gefahr ihre Soldaten selbst hätten anführen sollen, verließen sich auf ihre Feldherren, und begnügten sich, von Constantinopel aus Befehle zu geben. Diese Hauptstadt selbst wurde bald mehr als einmal von den Arabern mit einer Flotte belagert.

Weil

Weil sie aber von der Seite des Meeres am leichtesten vertheidigt werden konnte, und viele Schiffe der Araber durch das **griechische Feuer**, welches auch im Wasser brannte, zu Grunde gerichtet wurden, schlug diese Stadt alle ihre Anfälle noch glücklich zurück. Unterdessen wurde sie um gleiche Zeit von der Landseite her durch eine fürchterliche Anzahl **Bulgaren** bedroht, ein asiatisches Volk, von dem Flusse **Wolga** her, das, nach vielem dem griechischen Reiche zugefügten Unglücke, dem es sogar abgesetzte Kaiser mit Gewalt wieder aufdrang, sich in der Nähe von **Constantinopel**, in demjenigen Lande festsetzte, welches noch von demselben den Namen der **Bulgarey** führt. Es hätten also, nebst dieser Hauptstadt, auch die noch übrigen Länder des griechischen Reichs in Asia und Europa gar leicht schon um das Jahr 700 in die Gewalt der Araber gerathen können, wenn diese nicht unter einander selbst uneins geworden wären.

Die Griechen hören auf, die vornehmste handelnde Nation zu seyn.

VII. Der große Verlust an Ländern und Unterthanen war auch nicht das einzige, wodurch die Araber das **griechische Kaiserthum** entkräfteten. Es büßte zugleich seine ungemein **ausgebreitete** und wichtige **Handelschaft** ein, welche für dasselbe eine Quelle des Reichthums und der Macht gewesen war. Seit dem macedonischen Könige **Alexander** waren die Griechen die stärkste handelnde und seefahrende Nation in der Welt geworden, wie ihr dieses schon in ihrer ältern Geschichte (Th. I. S. 273 f.) gelesen habt. **Alexandrien** in Aegypten gab ihnen diesen Vortheil; und auch nachdem diese Stadt mit dem dazu gehörigen Lande unter die Botmäßigkeit der Römer gefallen war, blieb sie doch die vornehmste Handelsstadt in allen drey

drey Welttheilen, vornehmlich aber Besitzerinn der allereinträglichsten Handlung, der indianischen. Rom, obgleich die Hauptstadt des Reichs, war doch nur die zweyte ansehnliche Handelsstadt desselben, und das größte Ablager der morgenländischen Waaren in Europa. Aber auch diesen Vorzug verlor Rom, seitdem die Kaiser ihren Sitz nach Constantinopel verlegt hatten. Diese gleichsam von der Natur selbst (wie bereits in der Regierung Constantins des Großen bemerkt worden ist,) zur Handlung und Schifffahrt in drey Welttheile herrlich angelegte Stadt wurde nunmehr nach Alexandrien die vornehmste Handelsstadt des Reichs. Aus dem schwarzen Meere bekam sie die Waaren des größten Theils von Asien, und aus dem mittelländischen die von Afrika und Europa. Die beyden Canäle, welche durch die gedachten Meere gebildet werden, wurden, so zu sagen, die beyden Thore von Constantinopel, davon immer das eine gesperrt, das heißt, der Eingang der Schiffe durch dasselbe gehemmt war, wenn ein günstiger Wind die Einfahrt derselben durch das andere erleichterte. Der geräumige Hafen, in dem man überall ankern konnte, der auch von einem durchströmenden Flusse das zur bessern Erhaltung der Schiffe so nützliche süße Wasser bekam; der Zusammenfluß von Unterthanen, Fremden, Abgaben und Schatzungen aus dem ganzen Reiche in dieser Stadt, aus welcher sich ihre Reichthümer wieder in andere Städte vertheilten; die Nachbarschaft von Alexandrien, mit welcher Stadt Constantinopel, außer vielen andern Arten der Handlung, besonders einen überaus starken Kornhandel trieb, weil es jetzt, eben so wie ehemals Rom, sein Bedürfniß

an Korn aus Aegypten zog; — alles dieses und noch mehreres machte Constantinopel zu einer so blühenden See- und Handelsstadt. Nachdem aber die Araber Alexandrien nebst ganz Aegypten, und so viele andere Häfen am mittelländischen Meere sich unterworfen hatten, entrissen sie dadurch zugleich den Griechen ihr bisheriges Uebergewicht in der Handelschaft. Constantinopel verlor seine Verbindung mit Alexandrien; doch blieb es auch viele Jahrhunderte länger noch die schönste und reichste Stadt der Welt.

Das griechische Reich verliert Rom und alles übrige von Italien.

VIII. Bey allen Schätzen unterdessen, welche die Unterthanen des griechischen Kaiserthums auch durch Handlung gesammelt hatten, gieng doch der Verlust desselben immer weiter. Zwischen den Jahren 700 und 800 entstanden so heftige Unruhen in demselben, als die Kaiser die Verehrung der Bilder Gottes, Christi und der Heiligen verboten, daß es fast durchgehends zu Gewaltthätigkeiten und Empörungen kam. Auch zu Rom und in den benachbarten Gegenden Italiens widersetzte man sich diesen kaiserlichen Befehlen, und fieng darüber an die Kaiser überhaupt zu verachten. Sie waren zu weit entfernt und zu schwach, als daß sie ihr Ansehen daselbst mit Gewalt hätten erhalten können. Desto näher und kriegerischer waren die Longobarden, welche das kaiserliche Gebiet im mittlern Italien größtentheils wegnahmen. Endlich kamen fränkische Könige, welche auch diese nöthigten, die eroberten Ländereyen zurückzugeben. Sie blieben aber selbst Herren davon, ob sie gleich einen Theil derselben an die Bischöfe von Rom verschenkten. So gieng nach und nach die ganze Oberherrschaft und Regierung der griechischen

Kaiser

Kaiser über diese italiänischen Gegenden zu Grunde. Daher ließ sich auch im Jahr 800 ein fränkischer König, Carl, zum römischen oder abendländischen Kaiser krönen, und stellte gewissermaßen dieses Kaiserthum, aber nicht für die Römer, sondern für die Franken, wieder her. Die Kaiser zu Constantinopel suchten vergebens ihr altes Recht auf Rom und das damit verbundene Kaiserthum zu behaupten: sie mußten es aber bald durch einen Vergleich dem Fürsten überlassen, der sich desselben bemächtigt hatte. Noch behielten sie den größten Theil vom untern Italien, und die nahe daran liegende Insel Sicilien, etwan drittehalb bis dreyhundert Jahre länger in ihrer Gewalt. Alsdann aber wurden ihre Befehlshaber und Soldaten auch aus diesen Gegenden von den Normannen vertrieben, welche daselbst das Königreich Sicilien errichteten.

Fortwährende Unordnung in demselben.

IX. Mittlerweile da das griechische Reich von allen Seiten so sehr bedrängt wurde, öfters sogar einen schimpflichen Tribut (das heißt, Geld und andere Geschenke, als Zeichen der Abhänglichkeit,) an die Araber und andere seiner Feinde bezahlen mußte, ließen sich doch die wenigsten Mitglieder dieses Reichs, vom Fürsten an bis zu den geringsten Unterthanen herab, durch so vielfaches Unglück warnen, die noch übrigen Kräfte zu sammeln, unter einander einiger, den Gesetzen und der Obrigkeit gehorsamer, und in jeder andern Betrachtung geschickter zur Rettung ihres Vaterlandes zu werden. Noch immer sah man Aufruhr und Verschwörungen wider die Kaiser; einige, die durch ihre Unterthanen vom Thron gestürzt, oder gar vergiftet und ermordet wurden;

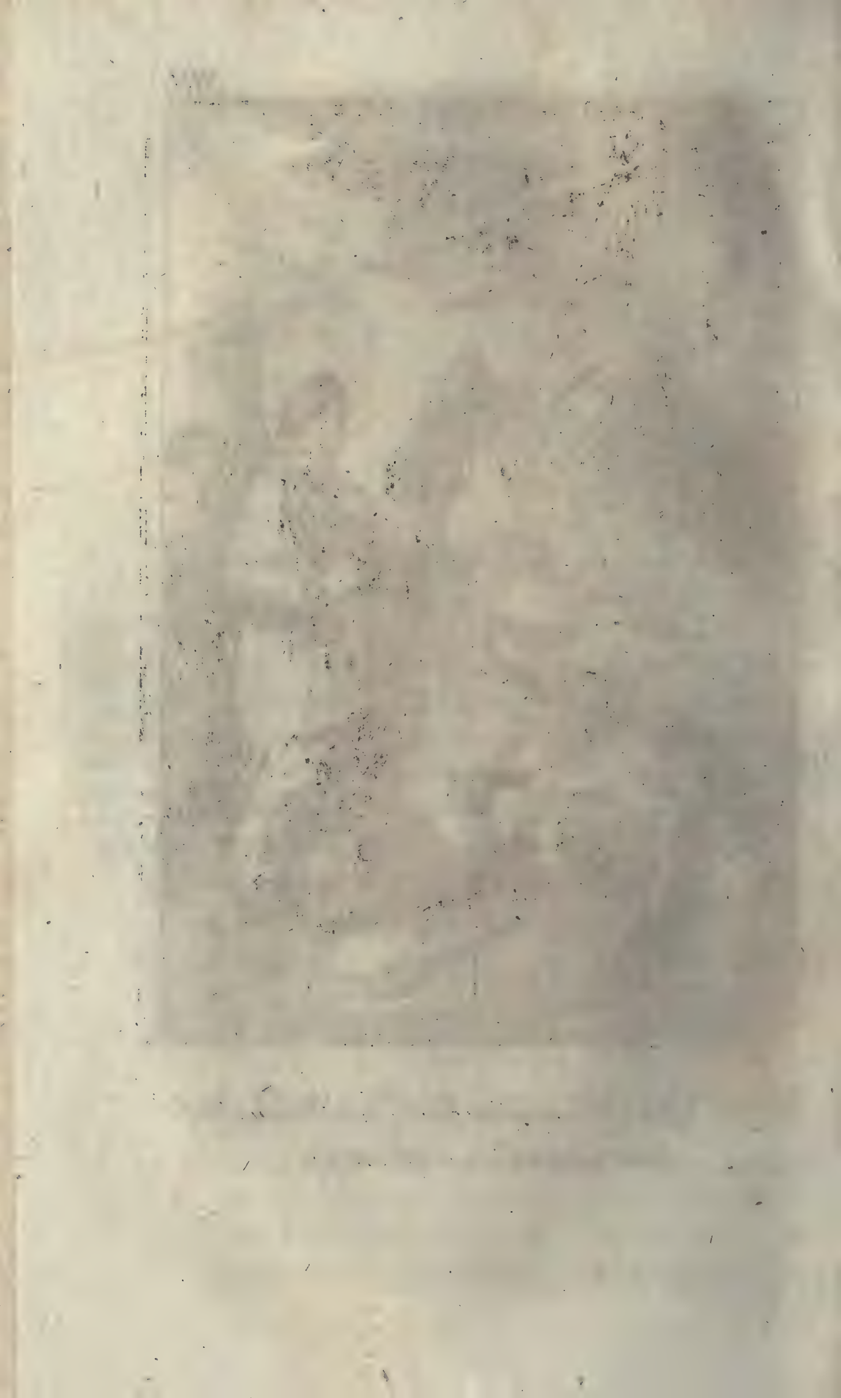
Zwietracht und unerlaubte Herrschbegierde bey den Großen: selten aber Männer, die blos auf das gemeine Beste gesehen hätten. Es gab unterdessen doch zuweilen weise, gerechtigkeitliebende, tapfere und überhaupt um ihr Reich wohlverdiente Fürsten: sie verloren aber Thron und Leben oft so geschwind als die lasterhaftesten; ja noch geschwinder als diese, weil sie die Unordnungen schlimmer Unterthanen nicht dulden wollten. Theophilus war auch einer der ruhmwürdigen Kaiser. Er liebte seine Unterthanen, ließ jedermann Recht widerfahren, und vertheidigte das Reich mit gutem Erfolge gegen die Araber. Seine uneigennützige Denkungsart zeigte sich einst in Ansehung seiner Gemahlinn, welche Handelschaft trieb. Er sah ein großes mit Waaren beladenes Schiff in den Hafen zu Constantinopel einlaufen, und fragte die Bootsleute desselben, wem die Ladung gehörte. Sie antworteten, der Kaiserinn. So hat mich also Gott, rief Theophilus aus, zum Kaiser, und meine Gemahlinn zur Kaufmannsfrau gemacht? Sogleich befohl er, das Schiff anzuzünden, und setzte hinzu: Wenn sich die Fürsten der Handelschaft ergeben wollen, so müssen ihre Unterthanen Hungers sterben. Er glaubte nicht etwan, daß die Handelschaft an sich etwas beschimpfendes für Personen von hohem Stande sey. Diese Lebensart, welche die Menschen so sehr unter einander verbindet, ihren Bedürfnissen abhilft, ihre angenehmsten Wünsche befriedigt, wurde vielmehr von allen gesitteten alten Völkern, zumal von den morgenländischen, sehr hoch geschätzt. Kaufleute insonderheit, welche ihr Vaterland mit einer Menge Güter der entlegensten Länder bereicherten, wurden

Der Kaiser Theophilus läßt ein Schiff seiner Gemahlinn voll Waaren verbrennen. XIV. Kupfertafel.



L. Rode inv. et del.　　J. C. B...

Der Kaiser Theophilus läst das Handelsschiff seiner Gemahlin verbrennen.



den oft als Gesandte gebraucht, und zu ansehnlichen Ehrenstellen erhoben. Fand sich für einen Mann von vornehmen Herkommen sonst kein Stand oder Amt, das sich für seine Fähigkeiten geschickt hätte: so wurde er allemal für einen dem Vaterlande sehr nützlichen und ehrwürdigen Mann angesehen, wenn er sich mit gewissenhafter Redlichkeit der Kaufmannschaft ergab. Allein Theophilus urtheilte richtig, daß es demjenigen, der einmal in den Stand eines Fürsten gesetzt ist, unanständig, und sogar ungerecht sey, die ihm eigenen Pflichten mit Handlungsgeschäften zu vertauschen, zu welchen ihn nur Geiz und Geldbegierde bewegen können.

Die Türken werden ein neuer Feind der griechischen Römer.

X. Nach und nach hörten zwar die Araber auf, den griechischen Römern furchtbar zu seyn, weil ihr eigenes Reich zerrüttet und zertrümmert wurde. Allein **die Türken**, eine andere asiatische Nation, welche den Arabern den meisten Schaden zugefügt hatte, **wandten nun ihre Waffen zwischen den Jahren 1000 und 1100 gegen das griechische Kaiserthum.** Die Länder, welche dasselbe noch in Asien besaß, machten eigentlich den weitläuftigen Landesstrich aus, welcher Kleinasien genannt wurde. **Hier machten nun die Türken Eroberungen**, welche man ihnen nicht wieder entreißen konnte. Je näher diese tapfere Nation bereits Constantinopel gekommen war, desto größer wurde die Gefahr für das Reich. Ganz unvermuthet aber kam ein **Heer von mehrern hundert tausend Menschen aus dem abendländischen Europa**, besonders aus Frankreich und einigen benachbarten Ländern, kurz vor dem Jahr 1100 **auf Constantinopel losgezogen**, um nach Asien überzu-

Gegen dieselben verschaffen die Kreuzzüge einige Erleichterung.

gehen, und die Türken und Araber daselbst anzugreifen. Das schien eine wichtige und sehr erfreuliche Hülfe für das griechische Reich zu seyn; und doch war es eigentlich die Absicht dieser abendländischen Soldaten nicht, den griechischen Römern Beystand zu leisten. Es war eine der seltsamsten Unternehmungen: zwar gut gemeint; aber sehr schlecht überlegt, und eben so unverständig ausgeführt. Man nannte dieses die **Kreuzzüge**, ingleichen die **heiligen Kriege**, weil man das Ansehen haben wollte, durch dieselben die Ehre des Kreuzes Christi, oder überhaupt der christlichen Religion, gegen die ungläubigen Türken und Araber, von welchen sie bisher bedrängt und verfolgt worden wäre, zu vertheidigen. Da nämlich Palästina und so viele andere asiatische Länder seit mehrern Jahrhunderten in den Händen jener Völker waren: so mußten die europäischen Christen oft Beschwerlichkeiten genug ausstehen, wenn sie, nach der damals gewöhnlichen abergläubischen Andacht, Wallfahrten zum Grabe Christi, und zu andern sogenannten heiligen Oertern in Palästina anstellten. Die Erlaubniß dazu mußten sie mit Gelde erkaufen; litten aber doch dabey viele Drangsale, wurden auch wohl unterwegens beraubt, oder sonst gemißhandelt. Die unter der Herrschaft der gedachten Völker beständig wohnenden Christen klagten auch über den harten Zwang, und die Unterdrückung, welche sie dulden mußten. Daher entschlossen sich endlich viele tausend abendländische Christen, von den Päpsten und anderen ihrer Lehrer aufgemuntert, den Arabern und Türken Palästina und die angränzenden Länder wegzunehmen. Zu einem Merkmale, daß sie zur Ehre und im Dienste Christi

fechten wollten, heftete jeder, der sich in diesen Krieg begab, ein aus Tuch oder anderm Zeuge gemachtes Kreuz auf seine Schulter; ließ sich auch leicht von der Geistlichkeit überreden, zu glauben, daß ein solcher Feldzug ihm allein schon Vergebung seiner Sünden bey Gott verschaffen könne. So falsch diese Einbildung war: so wenig Recht hatten auch die abendländischen Christen an die von den Türken und Arabern eingenommenen Länder. Denn wenn der Vorwand, daß diese Völker Feinde des Christenthums wären, gelten sollte: so könnte man auch einem jeden das Seinige nehmen, sobald man nur glaubte, daß er gegen die Religion übel gesinnt wäre. Wenn sich aber die abendländischen Christen mit den griechischen Kaisern, denen jene Länder gehört hatten, vereinigt hätten, um ihnen wieder zum Besitze derselben zu verhelfen, so würde ihr Entschluß weit rühmlicher gewesen seyn. Doch die Abendländer, welche blos für sich Eroberungen machen wollten, zogen in einem ungeheuer großen Haufen, der größtentheils nicht aus Soldaten, sondern aus zusammengelaufenem Volke ohne alle Ordnung und Kriegszucht bestand, etliche hundert Meilen bis an die Grenzen von Asien fort. Auf diesem Wege kamen ihrer schon viele Tausend durch die Beschwerlichkeiten des langen Zugs, durch Hunger und durch das Schwerdt der Nationen, die von ihnen unterwegens beleidigt und ausgeplündert wurden, ums Leben. Endlich aber langten doch noch einige hundert tausend von ihnen in Asien an, schlugen unter der Anführung einiger geschickten Feldherren die Ungläubigen zurück, und brachten einen ansehnlichen Theil von Syrien und Palästina unter ihre Gewalt, auch

Jerusalem selbst, wo sie einen christlichen König einsetzten. Seitdem kamen von Zeit zu Zeit neue Heere aus dem abendländischen Europa, von Deutschen, Franzosen, Engländern und andern Nationen, und mit ihnen selbst Kaiser, Könige und andere Fürsten, um die ersten Kreuzfahrer zu unterstützen, und noch mehr Länder einzunehmen. Die Araber und Türken mußten also mehr auf ihre Vertheidigung gegen einen so gewaltigen Anfall bedacht seyn, als daß sie dem griechischen Kaiserthum ferner hätten Abbruch zufügen können. Dieses gewann folglich einige Erholung durch die Kreuzzüge. Es schien sogar, daß es während derselben manche verlorne Länder wieder erobern könnte.

Sie schaden dem griechischen Reiche.

XI. Allein der Ausgang dieser Kriege, die fast zweyhundert Jahre, obgleich zuweilen abgebrochen, fortdauerten, war in der Hauptsache dem griechischen Kaiserthum eben so schädlich, als den abendländischen Christen. Diese hatten theils aus Noth, theils weil nur wenige unter ihnen Zucht und Völkerrecht kannten, so viele Verwüstungen und andere Gewaltthätigkeiten in diesem Reiche begangen, daß es beträchtlichen Schaden dadurch erlitt. Sie verbanden sich zwar bald mit den griechischen Kaisern wider ihre gemeinschaftlichen Feinde, und versprachen denselben, einen Theil der zu erobernden Länder zu überlassen. Doch diese christliche Bundesgenossen wurden geschwind unter einander uneinig, und hinderten einander bald durch Mißtrauen und Eifersucht; ja selbst offenbare Feindseligkeiten wurden unter ihnen gewöhnlich. Die abendländischen Christen bedienten sich sogar, bald nach dem Jahr 1200 gewisser Händel,

die in der kaiserlichen Familie zu Constantinopel entstanden, um mit ihren Soldaten, die sie gegen die Ungläubigen führen wollten, die erstgedachte Hauptstadt des griechischen Reichs für sich einzunehmen und auszuplündern. Es waren eigentlich Franzosen und Venetianer, welche diese Unternehmung ausführten. Sie ernannten auch ihren vornehmsten Feldherrn zum Kaiser: und so entstand das lateinische Kaiserthum von Constantinopel. Man gab ihm diesen Namen, nicht als wenn die neuen Besitzer desselben lateinisch gesprochen hätten; sondern weil man schon sehr lange gewohnt war, alle abendländische christliche Gemeinen die lateinische Kirche zu nennen, als in welcher ehemals die lateinische Sprache die Oberhand gehabt hatte. Die Prinzen des griechischen kaiserlichen Hauses flüchteten sich nach Kleinasien, wo sie fast sechszig Jahre das bisherige Kaiserthum von Constantinopel in einem weit kleinern und unter sich getheilten Gebiete fortsetzten. Während dieser Zeit regierten die lateinischen Kaiser in der gedachten Hauptstadt über die europäischen Länder des griechischen Reichs, die gleichwohl auch unter mehrere getheilt wurden. Von diesem allen zeigten sich die schlimmen Folgen für das griechische Reich auch alsdann noch, da die ohnedem schwache Herrschaft der Lateiner in demselben aufgehört, und es wieder Kaiser aus dem ehemals regierenden Hause bekommen hatte. Während der Zeit jener Herrschaft führten der lateinische und der griechische Kaiser fast beständig Krieg mit einander; die Lateiner drückten und verfolgten die griechischen Einwohner ihres Gebiets; auswärtige Völker nützten diesen Zustand des zertrümmerten Reichs, um

Constantinopel wird von den Kreuzfahrern erobert.

es zu verheeren; und es verlor seitdem seine übrigen Kräfte noch merklicher und schneller als vorher. Bald nach dem Jahr 1300 brachen endlich die Türken auch in die europäischen Länder des Reichs ein. Die meisten derselben eroberten sie lange vor dem Jahr 1400, so daß gegen dieses Jahr das ehemals so große griechische Kaiserthum blos auf den elenden Rest von Constantinopel und einigen wenigen Städten in der Nähe eingeschränkt war.

Das griechische Reich besteht nur noch aus einigen Städten.

Eroberung von Constantinopel, und Zerstörung des griechischen Reichs durch die Türken.

XII. Die Kaiser, welche noch diesen unbedeutenden Namen führten, versuchten freylich allerley Mittel, um den gänzlichen Untergang ihres Reichs zu verhüten. Darunter würde der bewaffnete Beystand so vieler christlichen Fürsten und Völker von Europa das kräftigste gewesen seyn; und sie bewarben sich daher eifrigst darum. Nun hatten zwar die griechischen und abendländischen Christen schon seit einigen Jahrhunderten die kirchliche Gemeinschaft mit einander, wegen allerhand Religions- und Cärimonienstreitigkeiten, aufgehoben, und es waren, wie ihr erst im Vorhergehenden gelesen habt, noch andere Ursachen des Widerwillens zwischen den Christen von beyderley Kirchen hinzugekommen. Allein die griechischen Kaiser erboten sich mehrmals in ihren und ihrer Kirche Namen, sich mit der lateinischen oder römischen zu vereinigen, und sich sogar dem Oberhaupte derselben, dem Papste, zu unterwerfen. Es kamen auch wirklich Vergleiche darüber zu Stande, durch welche beyde Kirchen mit einander verbunden wurden; die meisten griechischen Christen aber waren damit so übel zufrieden, daß alle diese Versuche fruchtlos abliefen. Desto weniger Bereitwilligkeit zeigten die meisten europäischen

Fürsten,

Fürsten, dem in Constantinopel eingeschlossenen Kaiserthum eine schleunige Hülfe zu erweisen; obgleich die Türken ihre Eroberungen schon bis an die Grenzen von Ungarn und Deutschland ausgebreitet hatten. Nur die Ungarn hauptsächlich verrichteten viele tapfere, und darunter auch glückliche Thaten, die wenigstens den Verlust von Constantinopel eine Zeit lang aufhielten. Doch zuletzt, da diese Hauptstadt sich selbst überlassen und der ganzen Macht der Türken ausgesetzt blieb, wurde sie von diesen im Jahr 1453 mit Sturm erobert. Der letzte Kaiser Constantinus gab seinen Unterthanen ein schönes Beyspiel: er vertheidigte die Stadt mit dem standhaftesten Muthe, bis er nebst Tausenden von ihnen das Leben verlor. Allein diese griechischen Römer waren großentheils in Müßiggang, Ueppigkeit und Wollust seit langer Zeit so tief versunken, daß man beynahe aus allen Nationen zur Beschützung ihres Vaterlandes Soldaten werben mußte, und sie selbst hingegen dazu am wenigsten Lust und Fähigkeit hatten. Auch waren sie nicht einmal geneigt, dem Kaiser mit ihren großen Gütern zum gemeinen Besten beyzustehen. Als daher der türkische Kaiser, welcher Constantinopel bezwungen hatte, die unbeschreiblichen Reichthümer sah, die in dieser Stadt gehäuft waren, sagte er, wenn jeder Bürger derselben nur den sechsten Theil seines Vermögens dem Kaiser gegeben hätte, so würde dieser ein Kriegsheer haben anwerben können, durch welches die Türken aus Europa vertrieben werden konnten. — Solche Unterthanen, bey denen ihr Genuß alles, und das Bedürfniß des Vaterlandes nichts ist, sind ein größeres Unglück für dasselbe, als die zahlreichsten auswärtigen Feinde.

Die aus dem griechischen Kaiserthum flüchtigen Griechen stellen die wahre Gelehrsamkeit in Europa wieder her.

XIII. Eines aber gereicht den griechischen Römern, oder, wie man sie auch zum Theil nennen kann, den römischen Griechen, zu einem unvergeßlichen Ruhme. Sie haben die Wissenschaften und alle feinern Künste in einem bessern Zustande bey sich erhalten, als es in diesen Jahrhunderten, bis ins funfzehnte, unter allen übrigen Völkern geschah. Zwar hatten sie darin nicht mehr die hohen Vorzüge und die vortrefflichen Schriftsteller, wie die alten Griechen und Römer. Aber eben die Schriften derselben, die sie weit mehr lasen, verstanden und brauchten als die abendländischen Europäer; ihr eigener Fleiß in der Gelehrsamkeit; viele nützliche und angenehme Schriftsteller, die unter ihnen aufstanden; besonders auch ein starker Ueberrest des edeln Geschmacks und der Fertigkeit in den Künsten: dieses gab den Beschäftigungen ihres Verstandes und Witzes, und ihrer Einbildungskraft eine beständige und glückliche Lebhaftigkeit. Sie hatten zuweilen auch unter ihren Kaisern geschickte Kenner und Beförderer der Wissenschaften; überhaupt aber ergaben sie sich diesen desto mehr, weil ihr Geist immer weniger kriegerisch wurde. Daher gebührt ihnen auch das Lob der dankbaren Nachwelt, daß sie zuerst der langen Barbarey und Unwissenheit ein Ende gemacht haben, die in den europäischen Abendländern herrschte; so wie die Griechen schon einmal durch Aufklärung der Römer einen Theil von Europa erleuchtet hatten. Denn als sich das griechische Kaiserthum seinem Untergange näherte, begaben sich nach und nach viele gelehrte Griechen aus demselben weg in das übrige Europa, besonders nach Italien. Hier machten sie die fast

XV.



Die vor den Türken flüchtigen Griechen stellen die Gelehrsamkeit wieder her.

gänzlich vergessenen oder verachteten und gemißhandelten großen Schriftsteller des griechischen Alterthums wieder bekannt; lehrten griechische Sprachwissenschaft, Beredtsamkeit, Dichtkunst, Philosophie, nebst andern Künsten und Wissenschaften, an den herrlichsten Mustern derselben, und verbesserten dadurch die ganze Art zu denken, lehren, lernen und schreiben. Viele schämten sich, den Namen von Gelehrten bisher ohne alles Verdienst geführt, oder andern beygelegt zu haben. Man entdeckte durch Hülfe dieser griechischen Lehrer eine Menge neuer Wahrheiten und neuer Schönheiten, die des menschlichen Geistes weit würdiger waren, als alle Disputirkünste der vorigen Zeiten. Jünglinge, und Männer sogar, begaben sich in ihren Unterricht. Man lernte die alten Griechen verstehen und nachahmen; nun fieng man auch erst an ihre Schüler, die alten Römer, gehörig zu nützen: und dieses sanfte Licht, das sich über den Verstand der abendländischen Europäer verbreitete, war gleichsam die Morgenröthe des hellen Tages, der bald darauf für die Wissenschaften anbrach. So gieng mit dem Ende des griechischrömischen Reichs eine neue ungezwungene Herrschaft der Griechen und Römer über den Geist der Europäer an, die länger dauert, und bewundernswürdigere Früchte trägt, als alle ihre Siege und Eroberungen.

XV. Kupfertafel.

Viertes Buch.

Geschichte der Araber.

Vom Muhamed an, dem Stifter einer neuen Religion und eines neuen Reichs, bis zum Mostaasem, dem letzten Oberherrn des arabischen Reichs.

Vom Jahr Christi 622 bis zum Jahr 1258.

Beynahe siebenthalbhundert Jahre.

I.

Uebergang von der griechischrömischen zur neuern morgenländischen Geschichte.

Der Untergang eines so alten, großen, blühenden und mächtigen Reichs, als das römische war, auch da es nur noch in seinem morgenländischen Theile fortdauerte, wird euch ohne Zweifel, meine Lieben, neugierig gemacht haben, diejenigen Völker, welche das Meiste zur Zerstörung desselben beygetragen haben, die Araber und die Türken, genauer kennen zu lernen. Es ist also auch hier der bequemste Platz in der neuern Weltgeschichte dazu, die Geschichte derselben zu beschreiben. Und neben diesen beyden Völkern, welche nach und nach in Asia, Afrika, zum Theil sogar in Europa die Stelle der Römer eingenommen haben, werdet ihr, um des natürlichen Zusammenhangs der Geschichte willen, euch sogleich noch mit zwo andern morgenländischen Nationen, die in der neuern Geschichte einige Aufmerksamkeit verdienen, mit den Persern und Mogolen, bekannt machen können.

Alsdann

Alsdann werden unter den morgenländischen Völkern aus dieser spätern Geschichte nur noch die Chineser, oder Sineser, übrig seyn, von deren Schicksalen und Thaten euch ein Begriff nöthig ist; der aber füglicher bis ans Ende dieser gesammten Weltgeschichte verspart werden kann.

Merkwürdigkeiten in der Geschichte der Araber.

II. Die Araber sind die ersten unter den asiatischen Völkern nach Christi Geburt, die sich auf eine neue und ausnehmende Weise hervorgethan, und in der ganzen damals bekannten Welt berühmt gemacht haben. Eine neue Religion kam bey ihnen auf, die große Veränderungen in dem gottesdienstlichen Zustande vieler Nationen stiftete, und eine sehr zahlreiche Menge von Anhängern bekam. Mit der Ausbreitung dieser Religion war die Errichtung eines neuen Reichs verbunden, das gar bald viele der schönsten Länder in Asia und Afrika beherrschte, und sich selbst bis nach Europa erstreckte. Die schnellen Eroberungen, welche die Araber machten, und ihre ungemeine kriegerische Tapferkeit machten sie gleich anfänglich furchtbar und mächtig. Bald aber ergaben sie sich auch den Wissenschaften und sinnreichen Künsten mit solchem Eifer, daß sie sogar christliche Nationen darinne übertrafen. Und von diesen ihren nützlichen Bemühungen sind noch Denkmäler genug vorhanden, wenn gleich ihr Reich längst zerfallen ist.

Beschreibung von Arabien.

III. Ihr Vaterland Arabien ist eine der größten Halbinseln, indem es auf drey Seiten vom Meere, nämlich vom persischen Meerbusen, vom indianischen Weltmeere und vom arabischen Meerbusen umgeben ist; zwar zu Asien gehört, aber zugleich diesen Welt-

theil mit Afrika vereinigen hilft. Wegen seiner verschiedenen Landesbeschaffenheit wird es in das steinigte, wüste und glückselige Arabien eingetheilt. Ihr wißt es schon aus der biblischen Geschichte, meine Lieben, daß es die arabischen Wüsten waren, durch welche die Israeliten vierzig Jahre lang von Moses auf Gottes Befehl geführt wurden; daß sie hier, am Berge Sinai, das göttliche Gesetz empfiengen, und daß also in diesen Gegenden die wichtigsten und wunderbarsten Begebenheiten schon vor etlichen tausend Jahren vorgefallen sind. Ohngeachtet seiner vielen Sandwüsten und Gebürge aber, fehlt es doch Arabien nicht an fruchtbaren und angenehmen Landesstrichen von großem Umfange. Außer dem Getreide, Wein und Datteln, war es in alten Zeiten hauptsächlich wegen seiner vortrefflichen Spezereyen, Zimmt, Myrrhen, besonders des Weihrauchs und Balsams, auch selbst wegen des Goldes, das man darinne fand, berühmt. In den neuern Jahrhunderten ist es als das Vaterland des Caffee bekannt worden, den man daraus spät in andere Welttheile verpflanzt hat. Solche Waaren, und die Lage selbst von Arabien, haben es von den ältesten Zeiten her sehr bequem und brauchbar zur Handelschaft gemacht. Es ist insonderheit einer von den Hauptwegen des indianischen Handels gewesen.

Aelteste Geschichte der Araber.

IV. Allein die Araber selbst zeichneten sich vor andern Völkern, mehrere Jahrtausende hindurch, weder durch Erfindungen, noch durch große Thaten, Kriege oder Eroberungen aus. Ihre Bekanntschaft mit Fremden durch die Handlung, erstreckte sich nur auf die Seeküsten und Häfen ihres Landes. Im

Innern

Innern desselben blieb ein beträchtlicher Theil der Nation der ältesten Lebensart der Menschen getreu: sie zogen als Hirten mit ihren Familien, Heerden und Gezelten von einem Orte zum andern, so wie es die Weide und andere Bedürfnisse erforderten. Andere Araber wohnten zwar in Städten und Flecken; unterschieden sich aber nicht sehr von den Landleuten. Jeder Stamm, zuweilen auch mehrere, wurden von einem Fürsten, oder Emir, regiert. Viele Städte hatten auch ihre eigenen kleinen Könige; und im glückseligen Arabien, von den Arabern Jemen genannt, gab es größtentheils ein ansehnlicheres Reich, dem viele Stämme und Städte unterworfen waren. Niemals hat jedoch ganz Arabien einen einzigen allgemeinen Fürsten oder König gehabt. Es ist auch nie von einem der angränzenden mächtigen und kriegerischen Völker, von den Babyloniern, Persern und Aegyptiern, bezwungen worden. Die Eroberungen derselben in Arabien waren gering, und von kurzer Dauer; selbst die Römer haben sich nur einige arabische Stämme unterthänig machen können. Die weitläuftigen Wüsteneyen, die hohen und steilen Gebürge der Araber, hinderten die Ausländer an dem Eindringen in ihr Land; ihre Freyheitsliebe gab ihnen Tapferkeit genug, um sich gegen solche Angriffe zu vertheidigen. Sie streiften vielmehr selbst in die benachbarten Länder, und bereicherten sich mit dem Raube derselben. Ihre vielen unfruchtbaren Gegenden, in denen sie kümmerlich lebten, reizten sie dazu. Denn Völker, welche nicht ausnehmend gesittet sind, durch keine gemeinschaftlichen Gesetze und Rechte mit andern Nationen in Verbindung stehen, halten es

nicht

nicht für unerlaubt, sondern vielmehr für rühmlich, denselben durch überlegene Tapferkeit Güter und Schätze wegzunehmen, die ihnen selbst mangeln. So lebten also die Araber, auch noch sechshundert Jahre nach dem Ursprunge des Christenthums. Den Griechen und Römern waren außer den Sabäern im glückseligen Arabien, die mit Specereyen handelten, und deren Königinn den weisen Salomo besuchte, besonders die Saracenen, eine arabische Völkerschaft, welche durch Einfälle in das römische Gebiet und Raubereyen sich fürchterlich machte, bekannt geworden. Daher kam es, daß nachmals alle Araber mit diesem Namen der Saracenen von den ausländischen Schriftstellern häufig belegt worden sind.

Ihre Religion, Sprache, Gelehrsamkeit.

V. Die Abgötterey war unter den Arabern zeitig herrschend geworden; doch hatten sich auch nach und nach viele Anhänger der jüdischen und christlichen Religion unter ihnen gefunden. Die Wissenschaften gelangten zwar bey ihnen zu keiner besondern Vollkommenheit; die wenigsten Araber konnten sogar lesen und schreiben. Gleichwohl haben ihre ansehnlichere Stämme von sehr alten Zeiten her Beredtsamkeit und Dichtkunst mit außerordentlicher Neigung und glücklichem Erfolge bearbeitet. Die Araber traten gern in den Versammlungen des Volks auf, um demselben über wichtige Angelegenheiten ihren Rath mitzutheilen. Und das geschah nicht sowohl in zusammenhängenden Reden, als durch einzelne abgebrochene Lehren und kurze Sittensprüche, die in angenehme Bilder eingekleidet und zierlich ausgedrückt wurden. Vornehmlich liebten sie die Dichtkunst ungemein. Sie bedienten sich derselben, wie andere der ältesten

Natio-

Nationen, um das Andenken merkwürdiger Begebenheiten und Handlungen, auch selbst die Abstammung und die Rechte der Stämme und Familien aufzubewahren. Es wurde als ein Merkmal einer vornehmen Herkunft angesehen, wenn jemand bey außerordentlichen Vorfällen mit einer gewissen Leichtigkeit darüber artige Verse zu machen wußte: ein nachahmungswürdiges Urtheil, den Adel eines Mannes in den Vorzügen des Geistes vor andern Menschen zu setzen! Damit auch die Nacheiferung unter ihren Dichtern erhalten werden möchte, stellten die arabischen Stämme jährlich eine Versammlung an, bey welcher nicht allein Handelschaft getrieben, sondern auch ihre Gedichte hergesagt wurden, davon die besten einen Preis bekamen. Diese wurden alsdann mit goldenen Buchstaben auf ägyptisches Papier geschrieben, und in dem Tempel der Stadt Mekka aufgehangen. Die meisten derselben wußten die Araber auswendig; man wiederholte und sang sie mit Vergnügen; nachher sind sie auch schriftlich fortgepflanzt worden. Man hat noch einige dieser Gedichte übrig. Ja ihr könnt euch, meine Lieben, selbst an einem der allerältesten Bücher in der heiligen Schrift, an dem Buche Hiobs, dessen Geschichte nach Arabien gehört, ingleichen an den weit jüngern Sittensprüchen des Königs Salomo, obgleich beyde Bücher hebräisch geschrieben sind, einen Begriff von der Beredtsamkeit und Dichtkunst der Araber, so wie von der morgenländischen überhaupt, machen: — nur mit dem Unterschiede, daß in diesen biblischen Büchern nicht bloße Einfälle und Sprünge der Einbildungskraft mit den edelsten und wahrsten Gedanken abwechseln. Die Araber hatten auch einen

anmu-

anmuthigen Fabeldichter an ihrem Lokman, so wie die Griechen an ihrem Aesopus; wiewohl man jetzt nicht genau mehr sagen kann, welche von den noch vorhandenen arabischen Fabeln würklich seine Arbeit sind. Durch alle diese Bemühungen wurde die arabische Sprache (die eigentlich eine mit der hebräischen und andern morgenländischen Sprachen nahe verwandte Mundart, und, wie diese, gleichsam eine Tochter der ältesten und ersten Sprache ist,) eine der wohlklingendsten und angenehmsten. Viele glauben sogar mit den Arabern selbst, sie sey die reichste und vollständigste unter allen Sprachen; und man führt zu einem Beweise davon an, daß sie allein fünfhundert Wörter habe, welche einen Löwen bedeuten, und tausend, welche ein Schwerdt anzeigen. Genug, die Araber haben zur Verfeinerung und Ausschmückung ihrer Sprache schon damals viel gethan, da sie noch nichts weniger als eine gelehrte Nation heißen konnten. Zwar hatten sie einige Kenntniß von den Gestirnen, durch deren Hülfe sie das Wetter vorhersagten; aber im Grunde doch keine gelehrte Wissenschaft, sondern nur vielen natürlichen Verstand und lebhaften Witz. So übel berüchtigt auch die meisten Araber wegen der Streifereyen und Plünderungen, auch Grausamkeiten waren, welche ihre Nachbarn von ihnen auszustehen hatten: so übten sie doch gegen Fremde und Reisende, die zu ihnen kamen, die Gastfreyheit so willig und liebreich aus, daß ihnen wenige unter den alten Nationen in dieser ehemals so hochgeschätzten Tugend gleich kamen.

Der Araber Muhamed verändert den

VI. In diesem Zustande befanden sich die Araber um das Jahr 600 nach Christi Geburt, als einer

ihrer

ihrer Mitbürger denselben gänzlich veränderte. Er hieß Muhamed oder Mohamed; welchen Namen die Griechen und andere Europäer nachmals in Mahomet verwandelt haben. Seine Vaterstadt war Mekka, im steinigten Arabien, der vornehmste Handelsplatz der Araber, über welchen die ganze Handlung dieser Zeit in das glückliche Arabien und nach Indien, auf der andern Seite aber nach Syrien geführt wurde. Die Gegend um diese Stadt ist ziemlich unfruchtbar; aber dieses munterte die Einwohner desto mehr auf, sich zur Besorgung der Geschäfte fremder Kaufleute gebrauchen zu lassen, deren Waaren sie auf Kamelen, in großen Gesellschaften, welche man Karwanen nennt, weiter fortführten. Die Nähe des rothen Meeres und des Hasens Dschidda begünstigte dieses ihr vortheilhaftes Gewerbe. Muhamed war aus dem ansehnlichsten Stamme der Araber gebürtig, und gewissermaßen von fürstlicher Herkunst, indem seines Vaters Bruder das Oberhaupt seines Stammes, und also Befehlshaber von Mekka und dessen Gebiete war. Allein sein Vater, den er in der ersten Kindheit verlor, hinterließ ihm zum Erbe nichts mehr als fünf Kamele, und einen äthiopischen Sklaven. Unterdessen hatte Muhamed Gaben, und erwarb sich bald Geschicklichkeiten, welche ihm nützlicher waren als ein reiches Erbtheil. Er war von einer schönen Gestalt, und einem sehr einnehmenden Betragen. Seine natürliche Beredtsamkeit unterschied sich schon in seiner frühesten Jugend von einer bloßen Geschwätzigkeit, indem er von nichts ohne Kenntniß und Ueberlegung sprach. Auch wurde er durch die Aufrichtigkeit und Redlichkeit beliebt, die sich in allen seinen Worten

ganzen Zustand seiner Nation.

und Handlungen zeigte. Seines Vaters Bruder erzog ihn zur Handelschaft, die er selbst trieb, und die bey seiner Nation auch den größten Familien nicht unanständig geschätzt wurde. Mitten unter diesen Beschäftigungen legte er auch Beweise seiner Tapferkeit in einem kleinen Kriege zwischen einigen arabischen Stämmen ab. Endlich wurde er Oberaufseher, oder, nach unserer Art zu reden, Factor bey der Handlung einer reichen Kaufmannswitwe, und betrieb dieselbe so klug und glücklich, daß sie ihn heyrathete. Auf seinen häufigen Handlungsreisen, auch außerhalb Arabien, hatte er mancherley Nationen, Länder, Sitten, Religionen und Meynungen der Menschen kennen gelernt. Diese Einsichten und Erfahrungen suchte er nun zu nützen, nachdem er noch vor seinem dreyßigsten Jahre ein reicher Herr geworden war, und es in seiner Gewalt hatte, künftig ein ruhiges und bequemes Leben zu führen. Anstatt sich diesem zu ergeben, entschloß er sich vielmehr zu einer der kühnsten und schwersten Unternehmungen: zur Einführung einer neuen Religion in Arabien. Ein ernsthaftes Nachdenken über den Zustand der Religion in seinem Vaterlande erweckte diesen Entschluß bey ihm; seine feurige Einbildungskraft und sein Ehrgeiz begeisterten ihn zur Ausführung desselben, und im Vertrauen auf seine vielerley Fähigkeiten fieng er in einem Alter von ohngefähr vierzig Jahren an, denselben ins Werk zu setzen.

Er trägt seine neue Religion vor.

VII. Er behauptete also öffentlich zu Mekka, daß er die Religion der Patriarchen, besonders des Abraham und Ismael, von dem die Araber abstammten, ja selbst die Religion des Moses und Christus wieder

in ihre erste Reinigkeit herstellen wolle, welche sie längst durch die Verfälschungen der Heiden, Juden und Christen verloren hätte. Er versicherte dabey, daß ihn Gott selbst zum Verbesserer der Religion ausersehen, und unter die Menschen gesandt habe. Daher war es die erste Lehre seiner Religion, und blieb auch immer die vornehmste: Es ist nur Ein Gott, und Muhamed ist der Prophet Gottes. Er wollte nämlich vor allen Dingen die Abgötterey stürzen, und die Verehrung des einzigen wahren Gottes dafür herrschend machen. Ohne zu leugnen, daß Moses und andere jüdische Lehrer, auch Christus selbst, Propheten, oder außerordentliche göttliche Gesandten an die Menschen zum Unterrichte derselben, gewesen wären, behauptete Muhamed vielmehr, er sey der größte Prophet Gottes, der die Religion in den vollkommensten Zustand setzen sollte, in welchem sie sich noch niemals befunden hätte. — Als er diese Lehren bekannt machte, fand er anfänglich, seine Familie ausgenommen, nur wenige ansehnliche Männer, die ihm beytraten. Zwar bekam er bald mehrere Anhänger in und außerhalb Mekka; allein die meisten und mächtigsten von seinem Stamme widersetzten sich seiner Religion. Er wurde also, nach vielen Gefahren und Verfolgungen, genöthigt, seine Zuflucht nach Jatschreb, einer mit Mekka in Feindschaft lebenden Stadt, zu nehmen, die seitdem, ihm zu Ehren, die Stadt des Propheten (Medinat al Nabi) genannt wurde, und jetzt kürzer Medina (die Stadt) heißt. Weil nun diese Flucht des Muhamed im Jahr Christi 622 der Grund zu seiner nachmaligen Größe und Herrschaft wurde, und

Seine Flucht von Mekka.

auch sonst mit vielen sonderbaren Umständen begleitet gewesen seyn sollte: so haben die Araber, und andere Nationen, welche seinen Glauben annahmen, ihre Zeitrechnung von dieser Begebenheit angefangen. Sie rechnen also ihre Jahre von der Hedschra an, (welches im Arabischen eine Flucht bedeutet,) oder, wie die Europäer es aussprechen, von der Hegira an; und sind daher um 622 Jahre weiter in ihrer Zeitrechnung zurück als die Christen, haben auch kürzere Jahre als diese. — Muhamed verstärkte jetzt seine Parthey immer mehr, und sah sich im Stande, seine Gegner mit kleinen Haufen anzugreifen. Im Anfange verübte er nur Streifereyen und räuberische Anfälle; nach und nach aber, da ihm sein Glück und seine Geschicklichkeit ein kleines Kriegsheer verschafft hatten, breitete er seine Unternehmungen viel weiter aus. Er hatte nun tapfere Feldherren; und einem derselben übergab er seine Fahne, um unter derselben für seine Religion zu fechten. Aber eine wahre Religion, in welcher Gott die Menschen unterrichten läßt, braucht, wie ihr wohl wissen werdet, nicht des Schwerdtes und Blutvergießens, um ihre Herzen einzunehmen. Nur der Haß, die Herrschsucht und Rachbegierde des Muhamed gegen seine Feinde bedurften eines so gewaltsamen Mittels. Bald unterwarf er sich also verschiedene arabische Stämme; eroberte seine Vaterstadt Mekka mit Sturm; fiel in benachbarte Länder ein, und machte sich ihren Regenten furchtbar; endlich aber bezwang er ganz Arabien, nachdem er das Heidenthum überall darinne zerstört, und seiner Religion die völlige Oberhand verschafft hatte. So starb er im Jahr 632 zu Medina,

Er übergiebt seinem Feldherrn die Fahne, um für seine Religion zu fechten. XVI. Kupfertafel.

Er erobert ganz Arabien, und stirbt.

XVI.



B. Rode inv. et del. J.C. Krüger sc.

Mahomet übergiebt seinem Feldherrn
die Religionsfahne.

dina, als Herr seines Vaterlandes, Stifter einer neuen Religion und eines neuen Reichs.

VIII. Von seiner neuen Religion habt ihr zwar nur erst zween Lehrsätze, den einen von Gott, den andern von ihm selbst, kennen gelernt; aber der gesammte Glaube, den er predigte, war auch nicht viel weitläufiger. Er machte von Gott, seinen Eigenschaften und Werken einen ziemlich erhabenen und verehrungswürdigen Begriff. Dabey schrieb er demselben auch einen unveränderlichen und unvermeidlichen Rathschluß zu, durch welchen alles dergestalt bestimmt wäre, daß keine Bemühung etwas dagegen ausrichten könne. Weiter lehrte Muhamed auch einiges von den Dienern Gottes, oder Engeln; ingleichen von den heiligen Büchern, die Gott an verschiedene Menschen vom Himmel herabgelassen habe, und darunter er von unsern biblischen Büchern die Schriften Mosis, die Psalmen und die evangelischen Lebensgeschichten Jesu rechnete. Auch die Auferstehung der Todten, ein künftiges allgemeines Gericht über die Menschen, nebst Belohnungen oder Strafen, welche sie in der Ewigkeit treffen würden, brachte Muhamed unter seine Glaubenslehren. — Auf der andern Seite schrieb er auch seinen Anhängern einiges vor, das sie, zum Beweise ihrer Frömmigkeit und Gottseligkeit, beobachten sollten. Hauptsächlich empfohl er ihnen sehr häufiges und mit aller möglichen Andacht zu verrichtendes Gebet, nebst der Vorbereitung zu demselben durch Waschen und Fasten; williges und reichliches Almosengeben; Enthaltung vom Weintrinken, dessen übermäßiger Genuß so traurige Folgen hat, und welches daher

Genauere Nachricht von der Religion Muhameds.

schon in ältern Jahrhunderten, von vielen Morgenländern gänzlich unterlassen wurde; und einige andere Befehle oder Verbote. Allerdings drang er überhaupt auf ein tugendhaftes Leben. Unter den äußerlichen Gebräuchen aber, die er festsetzte, ist besonders die Wallfahrt merkwürdig, welche jeder Anhänger seiner Religion, wenigstens einmal in seinem Leben, nach Mekka, zu einem alten für heilig geachteten Gebäude, wo bereits Abraham Gott verehrt haben sollte, anzustellen verbunden ist. — Diese Religion, und besonders den Glauben an einen einzigen höchsten Gott, nannte Muhamed in seiner Landessprache Islam, das heißt, gläubiges Vertrauen auf Gott; und davon haben die Bekenner dieses Glaubens den arabischen Namen Moslemin (Gläubige und Gottvertrauende) bekommen. Der Name Muselmänner, den wir ihnen beylegen, ist blos eine Verdrehung des angeführten Wortes. — Sie haben auch ein arabisch geschriebenes Buch, aus welchem sie die zuverlässige Erkenntniß ihrer Religion schöpfen, wie die Christen aus der heiligen Schrift. Das ist der Koran, oder Al-Koran. Dieses Wort bedeutet im Arabischen eine Sammlung; und in der That findet man darin die Reden und Predigten des Muhamed, welche er aus göttlicher Offenbarung und Eingebung wollte gehalten haben, wie sie nach seinem Tode gesammelt worden sind.

Namen ihrer Anhänger.

Gute Eigenschaften der muhamedanischen Religion.

IX. Ihr seht, meine Lieben, daß die muhamedanische Religion einiges Gutes an sich hat. Es war wirklich eine große Wohlthat für das menschliche Geschlecht, daß durch dieselbe der schändliche Götzendienst bey so vielen Tausenden zerstört, und

die

die Anbetung des einzigen wahren Gottes weit mehr ausgebreitet wurde, als sie seit vielen Jahrhunderten war. Der äußerliche Gottesdienst, den Muhamed anordnete, ist zum Theil auch nicht tadelnswürdig. Man bewundert daher noch den Eifer und den ehrfurchtsvollen Anstand, mit welchem die Muhamedaner ihr Gebet verrichten, ohne sich durch irgend etwas daran hindern zu lassen. Ueberhaupt empfohl sich diese Religion einer Menge Menschen dadurch, daß sie ziemlich ungekünstelt, eines kurzen Inhalts, leicht zu behalten, und ohngefähr eben so leicht zu beobachten war. Außerdem vereinigte ihr Urheber gleichsam die Anhänger mehrerer Religionen mit einander, indem er einiges aus der jüdischen und christlichen nahm; den Heiden aber wenigstens durch seine Sittenlehre gefallen konnte, die doch lange nicht die Strenge der christlichen hatte, und unter andern die Vielweiberey, obgleich etwas eingeschränkt, erlaubte. — Die mannichfaltigen Mittel und Vortheile, deren sich Muhamed sehr geschickt zu bedienen wußte, hoben seine Religion hauptsächlich empor. Er wählte Umstände der Zeiten und Menschen, die ihm überaus günstig waren. Die damaligen Christen waren durch hitzige Religionsstreitigkeiten getheilt, abergläubisch und lasterhaft; die Juden verachtet; die Heiden unwissend und uneins in Religionssachen; die Araber besonders, bey aller Lebhaftigkeit ihres Geistes, doch ungelehrt und leichtgläubig, auch unter einander in viele Händel verwickelt. Von allem diesem zog Muhamed großen Nutzen: und seine ungemeine Beredtsamkeit; die schlaue List, mit welcher er sich in die Neigungen der Menschen schickte; seine Gegenwart

Wodurch sie den Menschen angenehm wurde.

Mittel, durch welche sie vom Muhamed empor gebracht wird.

wart des Geistes bey unvermutheten oder unglücklichen Zufällen; seine Geschwindigkeit und beharrliche Standhaftigkeit; die vielen Bilder und Erzählungen, durch welche er die Einbildungskraft seiner Zuhörer belustigte; die kühnen Versprechungen, die er denjenigen that, welche ihr Leben für ihn und seine Religion einbüßen würden: dieses alles that schon eine sehr große Wirkung. Im Anfange sprach er blos wie er dachte, voll Abscheu gegen den Götzendienst, und in der festen Ueberzeugung, daß er denselben, im Namen Gottes, in seinem Vaterlande ausrotten müsse und werde. Nachher aber brachte ihn der Fortgang oder Widerstand, den er antraf, dahin, daß er auch Kunstgriffe, Erdichtungen und Betrügereyen zu Hülfe nahm, sich göttlicher Offenbarungen, Besuche von Engeln, und vieler andern außerordentlichen Vorzüge rühmte. Die schwärmerische Hitze und Begeisterung seiner Reden und Handlungen riß auch viele andere Menschen mit sich fort. Was ihn aber besonders unwiderstehlich machte, waren die Waffen, Siege und Eroberungen, mit denen er sich bis gegen das Ende seines Lebens beschäftigte. Sehr viele Menschen, die sich ihm und seiner Religion widersetzten, wurden unter seiner Anführung, auf seinen Befehl, oder durch ihn selbst umgebracht. Die Ueberwundenen hatten nur die Wahl, entweder seinen Glauben anzunehmen, oder getödtet zu werden. —

Merkmale ihrer Falschheit.

Aber eben diese grausamen, arglistigen und betrügerischen Mittel, die Muhamed anwandte, sind Beweis genug, daß er kein von Gott verordneter Lehrer einer bessern Religion könne gewesen seyn. In seinen Lehren sind Wahres und Falsches, gute und schlechte

Einfälle

Einfälle unter einander gemengt; vieles aber, was der Mensch zu seiner richtigen Erkenntniß und völligen Beruhigung von einer göttlichen Religion erwartet, findet man in der vom Muhamed vorgetragenen gar nicht. Sein Koran, der nicht wenig schöne Stellen an Gedanken und am dichterischen Ausdrucke enthält, ist doch auch mit Fabeln, falschen, ungereimten oder seltsamen Erzählungen und Meinungen angefüllt. Daß er keine schärfere Untersuchungen über seine Religion angestellt, sondern alles in derselben schlechterdings als göttliche Vorschriften nur geglaubt wissen wollte, zeigte hinlänglich, daß er gelehrte, oder auch blos Wahrheitliebende Prüfungen seiner Lehrsätze gefürchtet habe. So groß endlich sein Geist und manche seiner Geschicklichkeiten waren: so wenig konnten seine grausamen Gesinnungen, seine wollüstigen Sitten, und andere seiner Ausschweifungen, eine Bestätigung des Vorgebens leisten, daß er ein Prophet Gottes sey.

Das Reich und die Religion des Muhamed breiten sich sehr weit aus.

X. Gleichwohl ist diese Religion nach und nach von vielen Millionen Menschen und ganzen Nationen in Asia und Afrika angenommen worden, die sich auch noch immer zu derselben bekennen. Dergleichen sind, nächst den Arabern, die Türken, die Perser, die Mogolen, die Mauren, und andere mehr. Aber außer den schon angeführten Ursachen dieser Ausbreitung trug besonders dies unbeschreiblich viel dazu bey, daß das Reich und die Religion Muhameds mit gleichen Schritten fortgiengen, oder gemeinschaftlich herrschend wurden. So lange Muhamed lebte, erstreckte sich sein Reich nicht über die Grenzen von Arabien hinaus. Allein nach seinem

Tode vergrößerte es sich so schnell, daß man in der ganzen Geschichte kein solches Beyspiel von einem neuentstandenen Staate findet. Es war aber auch dieses Reich zu einer solchen Zeit angelegt worden, welche den Wachsthum desselben ungemein begünstigte. Das griechischrömische Kaiserthum, an dessen Länder es gränzte, war durch seine innere Unordnung, und durch seine auswärtigen Feinde schon sehr entkräftet worden. Und das ebenfals benachbarte persische Reich befand sich ohngefähr in gleicher Schwäche. Dagegen waren die Araber durch den Muhamed nicht nur überhaupt kriegerischer geworden; sondern sie hatten auch von ihm, durch Religionseifer erhitzt, eine schwärmerische Tapferkeit in ihren Kriegen angenommen, indem sie sich einbildeten, daß sie dieselben für den wahren Glauben führten, und wenn sie auch darinne umkämen, doch von Gott dafür belohnt würden. Das machte ihren Anfall so feurig, und ihren Muth fast unüberwindlich.

Eroberungen der Chalifen.

XI. Sie wählten nach Muhameds Tode einen andern Fürsten, der zugleich, wie dieser, der oberste Lehrer und Vorsteher ihrer Religion wurde; aber nur unter dem Namen eines Chalifen, oder Nachfolgers, nämlich des Muhameds. Diese Chalifen also führten nicht blos die Regierung, und schickten Kriegsheere in die angränzenden Länder aus; sie hielten auch öffentliche Predigten, und sprachen das Gebet in der Moschee, (oder eigentlich Mestschid), wie ein Bethaus von den Muhamedanern genannt wird. Während daß ihre Feldherren und Soldaten ganze Länder eroberten, und unsägliche Reichthümer erbeuteten, ließen sie von diesen zwar einen Theil in

den gemeinschaftlichen Schatz bringen; lebten aber oft selbst so mäßig und prachtlos, als der geringste Unterthan. So nahm der zweyte dieser Chalifen, Omar, in folgendem Aufzuge von Jerusalem Besitz. Er ritt auf einem Kamele, und führte alles, was er brauchte, mit sich. Seine Eßwaaren befanden sich in zween ledernen Beuteln, davon der eine Früchte, der andere gesottenen Reis, Weizen, und anderes von Hülsen gereinigtes Getreide enthielt. Vor ihm hieng eine lederne Flasche, in welche das Wasser aus dem nächsten Bache oder Brunnen geschöpft wurde, und hinter ihm eine hölzerne Schüssel, aus der er mit seinem Gefolge aß. Ein abgetragenes Kleid von dem schlechtesten Zeuge aus Kamelhaaren bedeckte den mächtigen Fürsten. Aber seine Liebe zur Gerechtigkeit, seine Freygebigkeit, und andere Tugenden machten ihn allen seinen Unterthanen ehrwürdig. — Schon unter den drey ersten Chalifen, welche Abubeker, Omar und Othman hießen, eroberten die Araber, oder Saracenen, wie sie auch oft genannt wurden, Syrien, Palästina, Phönizien, Mesopotamien, Armenien, das gesammte persische Reich, Aegypten, ingleichen die schönen Inseln Cypern und Rhodus: alles in einer Zeit von noch nicht vier und zwanzig Jahren. Bald darauf bemächtigten sie sich mehrerer Länder im östlichen Asien, jenseit des Flusses Gihon oder Oxus, und darunter auch der Bukharey mit ihrer Hauptstadt Samarkand; von Aegypten aus aber des weitläufigen Landesstrichs von Afrika längs dem mittelländischen Meere, bis an die Meerenge, welche diesen Welttheil von Spanien scheidet, und zuletzt Spaniens selbst, nebst Lusitanien, oder dem heutigen

tigen Portugall. Nach Spanien giengen sie zur See aus Afrika über, und ihr Feldherr Tarik setzte sich zuerst an dem Vorgebürge fest, das sich von Spanien aus auf einer kleinen Landzunge in das mittelländische Meer hinein erstreckt. Man nannte es daher im Arabischen den Berg des Tarik (Gebel Tarik), und daraus ist nachmals der Name Gibraltar entstanden. Alle diese Thaten waren bald nach dem Jahr 700 bereits vollbracht. Constantinopel war unter dieser Zeit schon von den Arabern belagert worden; und gerade hundert Jahre nach dem Tode des Muhamed waren sie schon tief in Frankreich eingedrungen. Hier aber machte eine gewaltige Niederlage, welche sie erlitten, daß sich das übrige Europa, welches von ihren Waffen bedroht wurde, wieder erholte.

Rohe Gemüthsart dieser Eroberer.

XII. So schleunige und unermeßlich große Eroberungen eines einzigen Volks in drey Welttheilen scheinen dasselbe freylich sehr bewundernswürdig zu machen. Es ist auch gewiß, daß die Araber viele vortreffliche Feldherren hatten, und überhaupt an Tapferkeit fast alle andere damalige Völker übertrafen. Den Ueberwundenen begegneten sie ziemlich gerecht und gütig. Unter ihnen selbst aber blieb ihre Religion immer der mächtigste Antrieb, und gleichsam diejenige Beherrscherinn, der zu Ehren sie alles wagten. Doch es zeigte sich eben so frühzeitig, daß diese Religion nicht sowohl ihren Verstand aufgeklärt, und ihre Sitten sanfter und liebenswürdiger gemacht, als vielmehr ihre Herzhaftigkeit begeistert und angefeuert habe; daß ihre Tapferkeit mehr eine schwärmerische Wut und grausame Zerstörungssucht sey; daß sie endlich mit äußerlicher anscheinender

nender Frömmigkeit die grausamsten Uebelthaten zu vereinigen wußten. Gar bald griffen sie einander selbst aus Eifersucht, Haß, Rache und Herrschbegierde grimmig an. Von ihren fünf ersten Chalifen, die aus Muhameds Familie selbst waren, wurden die vier letztern alle gewaltsam, und zween derselben sogar im Bethause umgebracht. Eine neue Familie, die auf den Thron kam, verfolgte die vorhergehende mit unmenschlicher Heftigkeit, und erfüllte alles mit Blutvergießen. Solche Gesinnungen sind jedoch alle leicht begreiflich, wenn man weiß, daß diese Eroberer in ihrem Schwerdte, das sie zum Dienste Gottes zu führen glaubten, ihren höchsten Vorzug gesetzt haben, und von stillem lernbegierigem Nachforschen, wodurch sie weiser werden konnten, weit entfernt gewesen sind. Daher fügte auch ihr Chalife Omar der Gelehrsamkeit den größten Verlust zu, den sie jemals erlitten hat. Sein Feldherr Amru hatte Alexandrien, die Hauptstadt von Aegypten, eingenommen. Daselbst befand sich die größte und herrlichste Büchersammlung der damaligen und überhaupt der alten Zeiten; und eine solche Sammlung war in diesen Jahrhunderten desto schätzbarer, da alle Bücher nur in Abschriften, die oft sehr kostbar waren, aufbehalten wurden, und daher manche derselben auch leicht untergehen konnten, wenn man sie nicht häufig abschrieb. Ein griechischer Gelehrter zu Alexandrien, welcher sah, wie wenig die Bücher und die Wissenschaften von den Arabern geschätzt wurden, bat sich diese Bibliothek vom Amru aus, damit sie keinen Schaden leiden möchte. Doch der Feldherr unterstand sich nicht, ihm seine Bitte ohne Erlaubniß

des

des Chalifen zu bewilligen; und dieser that den Ausspruch, daß die ganze Bibliothek verbrannt werden sollte. Denn, sagte er, diese Bücher enthalten entweder eben dasjenige, was bereits im Koran steht: und alsdenn sind sie überflüßig; oder sie widersprechen dem Koran: in diesem Falle aber verdienen sie es noch mehr vertilgt zu werden. Dieses Urtheil zeugte von der gröbsten Unwissenheit. Nicht zu gedenken, daß der Koran gar nicht in der Absicht aufgesetzt worden war, um alle menschliche Wissenschaft in sich zu begreifen, so gab es noch einen dritten Fall, den sich Omar nicht denken konnte: oder diese Bücher begreifen mehr Wahres und Nützliches in sich, als der Koran, wenn sie ihm gleich widersprechen. Genug, der barbarische Befehl mußte vollzogen werden. Es waren mehrere hundert tausend Handschriften, welche durch ganz Alexandrien an die öffentlichen Badstuben vertheilt wurden, und man heizte dieselben davon einige Monate lang. Sehr viele griechische Werke sind dadurch auf immer für die Nachwelt der Gelehrten untergegangen.

Die Araber verbrennen die Bibliothek zu Alexandrien. XVII Kupfertafel.

Die Araber werden eine gelehrte Nation.

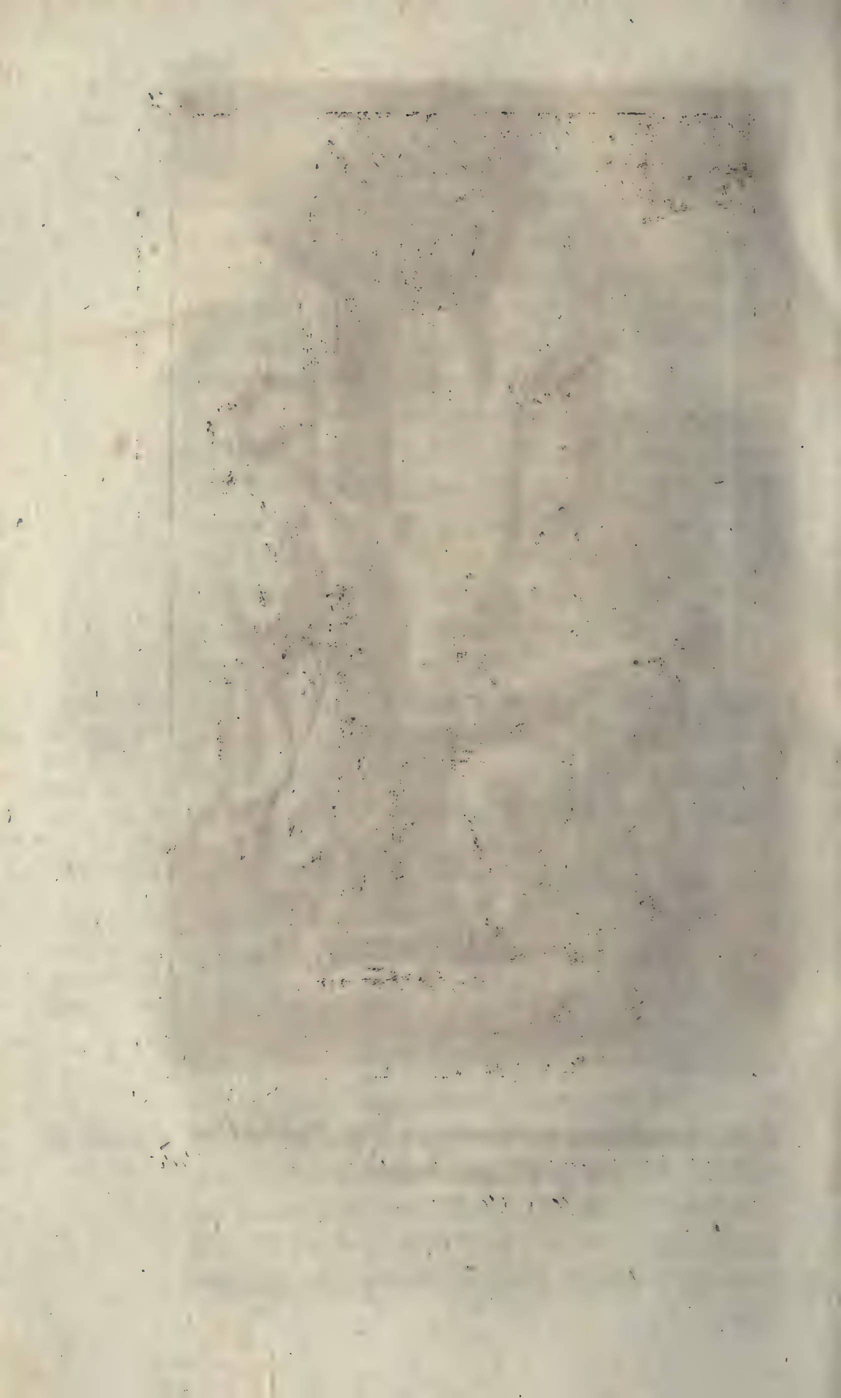
XIII. Solche rauhe Krieger, ohne edlere und feinere Kenntnisse, blieben die Araber etwas über hundert Jahre nach Muhameds Tode. Alsdann fieng zuerst ihr Chalife Al Mansur an, die Wissenschaften unter ihnen zu befördern. Doch die dauerhafte Liebe zur Gelehrsamkeit flößte ihnen hauptsächlich der Chalife Al Raschid ein, der um das Jahr 800 regierte, und unter ihre weisesten und glücklichsten Fürsten gehört. Er rief Gelehrte aus allen morgenländischen Gegenden in sein Reich, die er auch freygebig belohnte. Er selbst begab sich in den Unterricht eines treff-

Al Raschid.



B. Rode. inv. et del. J. C. Krüger sc.

Die Saracenen verbrennen die Bibliothec
zu Alexandrien.



trefflichen Redners, damit er seine Pflicht, den Koran öffentlich zu erklären, desto einnehmender verrichten könnte. Von einem andern Lehrer verlangte er zwar, daß er in seinen Palast kommen, und daselbst seine Söhne in den Wissenschaften unterweisen sollte. Als aber dieser vorstellte, daß man vielmehr der Gelehrsamkeit aufwarten, als sie nöthigen müsse andern aufzuwarten, schickte der Chalife seine Söhne zu ihm. Auf seinen Befehl mußten die Werke der besten griechischen Schriftsteller ins Arabische übersetzt, und diese Uebersetzungen durch viele Abschriften ausgebreitet werden. Dergestalt machte Al Raschid einen trefflichen Anfang zur Milderung der harten Sitten, und zur Verminderung des schwärmenden Aberglaubens bey seinen Unterthanen. — Zu diesen rühmlichen Absichten trug sein Sohn Al Mamun, der einige Zeit nach ihm regierte, noch mehr bey. Er selbst ergab sich den Wissenschaften mit vielem Eifer, stiftete Büchersäle, Gebäude zu astronomischen Beobachtungen, öffentliche Schulen und gelehrte Gesellschaften, die er zuweilen selbst besuchte; zog Gelehrte von aller Art, und darunter auch christliche, an seinen Hof, und war der allgemeine großmüthige Wohlthäter derselben. Er bot daher auch einem griechischen Kaiser hundert Centner Goldes und einen beständigen Frieden an, wenn er ihm den Philosophen Leo, der die mathematischen Wissenschaften und die Tonkunst ungemein wohl verstand, nur auf einige Zeit zu seinem eigenen Unterrichte überlassen wollte. Allein der Kaiser schlug ihm dieses Begehren ab, in der Meinung, es sey nicht rathsam, daß man die Araber, diese gefährlichen

Al Mamun.

Feinde des Reichs, allzu gelehrt und verständig werden ließe. Hierinne aber irrte sich der Kaiser sehr: denn je mehr diese Nation durch Wissenschaft aufgeklärt wurde, desto mehr mußte die herrschende Neigung zu den Waffen bey derselben fallen.

Gelehrsamkeit der Araber.

XIV. In der That kam auch seit Al Mamuns Regierung die Gelehrsamkeit unter den Arabern recht empor. Erklärung des Koran, Dichtkunst und Beredtsamkeit waren sonst die einzigen vorzüglichen Uebungen ihres Verstandes gewesen. Doch jetzt, da sie sich mit den Wissenschaften der Griechen bekannt gemacht hatten, bearbeiteten sie auch diese, und bereicherten sogar einige derselben mit ihren Erfindungen, oder doch wichtigen Zusätzen. Es war zwar ein seltsamer Einfall, daß sie anfänglich die griechischen Handschriften, aus welchen sie ihre Uebersetzungen verfertigten, oft verbrannten, damit nur die arabische Uebersetzung gelesen werden möchte: allein sie haben doch dadurch keine griechische Schriften vertilgen können. In der Erdbeschreibung, Geschichte, Mathematik, besonders in der Rechenkunst, Meßkunst und Sternkunde; in der Arzneywissenschaft und in der Philosophie ist der Fleiß der Araber insonderheit glücklich und nützlich gewesen. Sie brachten es darinne schon bald nach dem Jahr 900 so weit, daß die Christen aus Frankreich und andern abendländischen Gegenden zu den Arabern nach Spanien zu reisen anfiengen, um hauptsächlich mathematische und medicinische Gelehrsamkeit, die sie in ihrem Vaterlande zu erlernen keine Gelegenheit fanden, bey jenen zu studieren. Es giebt noch arabische Kunstwörter genug in der

Rechen-

Rechenkunst, Sternkunde und Arzneywissenschaft, auch besonders in der Scheidekunst, welche das Andenken der Verdienste erhalten, die sich die Araber um diese Wissenschaften erworben haben. So ist, zum Beyspiel, das Wort Algebra, womit man einen Theil der höhern Rechenkunst, welcher die Größen durch Buchstaben oder andere Zeichen vorstellt, zu belegen pflegt, arabischen Ursprungs, weil wir dieser Nation die gedachte Wissenschaft zu danken haben. Man glaubt sogar, daß die kleinern Zahlzeichen oder Ziffern, deren wir uns bedienen, ebenfals von ihr erfunden worden sind; und sie werden deswegen die arabischen genannt. Die Araber haben auch seit dem neunten christlichen Jahrhunderte eine sehr große Anzahl gelehrter Schriftsteller gehabt, von deren Werken aber nur erst ein kleiner Theil gedruckt worden ist. Avicenna (oder eigentlich Ebn Sina im Arabischen genannt,) war einer ihrer ersten und berühmtesten Aerzte und Philosophen. Abulfeda, ein arabischer Fürst in Syrien, gehört unter die besten Erd- und Geschichtschreiber der Morgenländer. Selbst die Juden, welche unter dem Schutze der Araber in Asien, Aegypten und Spanien lebten, wurden durch sie aufgemuntert und angeführt, mehrere Wissenschaften gründlich zu untersuchen; und verschiedene ansehnliche jüdische Gelehrte der ältern Jahrhunderte haben auch ihre Bücher in arabischer Sprache geschrieben. Manche arabische Gelehrte vertieften sich zwar in eitlere Bemühungen, die sie zum Theil unter ihrer Nation beliebt machten, dergleichen besonders die Sterndeuterey war. Aber überhaupt haben doch die Araber, zu jenen Zeiten der Unwissenheit in

in den Abendländern, die Wissenschaften, nächst den Griechen, am glücklichsten erhalten und gerettet.

Handelschaft und Seewesen der Araber.

XV. Eine andere sanftere Beschäftigung, welche die zu kriegerische Hitze der Araber, ohngefähr von gleicher Zeit an, mäßigte, war **die Handlung und Schifffahrt**, der sie sich ergaben. Durch den Besitz **von Alexandrien** und Aegypten **gieng die Herrschaft in der Handlung**, wie schon in der Geschichte des griechischrömischen Reichs gezeigt worden ist, **von den Griechen zu den Arabern über.** Die großen asiatischen Eroberungen der letztern, welche bis in das heutige Ostindien drangen, brachten vollends **die ganze indianische Handlung in ihre Hände:** theils, wie sie zu Lande über das caspische Meer in das schwarze geführt wurde; theils, wie sie ihren Weg aus Indien zur See, entweder in den persischen, oder in den arabischen Meerbusen gieng. Das schöne **Alexandrien** verlor zwar, als es die Araber zum zwentenmale den Griechen wegnahmen, seine Mauren und Festungswerke, und wurde auf eine Zeit lang ein Dorf. Allein der indianische Großhandel nahm ohnedieß, bald nach der Stiftung des arabischen Reichs, eine etwas veränderte Richtung. Schon der Chalife **Omar** bauete **Basrah**, oder **Bassora**, wie es noch genannt wird, nicht weit vom persischen Meerbusen, da, wo sich die vereinigten Flüsse Tigris und Euphrates in denselben ergießen. Diese Stadt wurde durch ihre vortheilhafte Lage das vornehmste Waarenlager der indianischen Handlung, welche von da aus, durch Syrien und Armenien, an das mittelländische und schwarze Meer getrieben wurde. Etwas über hundert Jahre später wurde in einiger Entfernung von

Basrah, gleichfals am Zusammenflusse des Tigris und Euphrates, die Stadt Bagdad vom Almansur erbauet, und zur Hauptstadt des Reichs gemacht, in dessen Mitte sie ohngefähr gelegen war. Sie hatte eine so vortreffliche Lage, wurde bald so sehr vergrößert, bevölkert und verschönert, gewann auch durch Handlung und Künste so viel, daß man sie nicht allein als den Sitz des arabischen Reichs, sondern auch der Künste, der Gelehrsamkeit und der Reichthümer desselben ansehen konnte. Endlich wurde Kahira, oder, wie es die Europäer aussprechen, Cairo, gebauet, und die Hauptstadt von Aegypten. Da zog sich der indianische Handel abermals in den arabischen Meerbusen, und von dem daran liegenden Hafen Suez durch die gedachte Stadt in das mittelländische Meer, bis er nach mehrern Jahrhunderten wieder einen neuen Weg genommen hat. Aber nicht blos in den morgenländischen Gegenden ist diese ausgebreitete Handelschaft der Araber zu suchen. Diese Nation, die vom indischen Meere und vom Oxus her, längs des mittelländischen Meeres, und bis an das große Weltmeer, bis Gibraltar und Lissabon hin, so viele Länder und Seeküsten besaß, versäumte ihre großen kaufmännischen Vortheile nirgends. Sie, die sonst niemals weite Seereisen unternommen hatte, schiffte sehr zeitig mit ansehnlichen Flotten im mittelländischen Meere bis an Italien, und selbst bis in die Nähe von Rom herum: bald um zu plündern, bald um zu erobern, bald endlich um Handlung zu treiben. Im übrigen begnügten sich die Araber nicht daran, unzähliche Landeserzeugnisse aus ihren eigenen Ländern auszuführen, oder aus fremden einzubringen; sie thaten sich

auch durch künstliche Arbeiten und dadurch entstandene kostbare Waaren hervor. Besonders haben sie im Tapetenwirken, im Gold- und Silbersticken, in Seidenwebereyen, in Stahl- und Lederarbeiten andere Völker lange übertroffen.

Das Reich der Araber wird zertrümmert,

XVI. Ein so wohl eingerichtetes Reich, wie dieses arabische nach und nach wurde, das mehrere kluge Fürsten, Staatsmänner und Feldherren, tapfere Unterthanen, gute Gesetze, blühende Wissenschaften und Künste, Handlung und Schifffahrt hatte; das unbeschreiblich viele Schätze besaß; das sich von seinen äußersten asiatischen Grenzen an, bis an die äußersten afrikanischen und europäischen, leicht die Hände zur Beschützung seiner Länder, die in einer ungetrennten Reihe neben einander fortlagen, bieten konnte, dessen Fürsten endlich selbst im Namen der Religion, deren oberste Vorsteher sie waren, mit einem gewissen heiligen Gehorsam verehrt wurden — ein solches Reich versprach einen langen Wohlstand, und eine nicht leicht zu vermindernde Macht seiner Fürsten. Aber auch hier, wie in so vielen andern Ländern und Reichen, haben die Menschen selbst an der Zerstörung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Glückseligkeit gearbeitet. Zwar die ungeheure Größe des arabischen Reichs konnte schon die Chalifen hindern, ihr Ansehen überall mit gleichem Nachdrucke zu behaupten; besonders wenn übelgesinnte mächtige Unterthanen sich dieses weitläufigen Umfangs des Staats, während auswärtiger Kriege, oder bey andern Zufällen, zu Vermehrung ihrer Gewalt bedienen wollten. Allein der Neid und Haß einiger großen, zum Theil vom Throne gestürzten Familien gegen einander, und die schädlichen

lichen Fehler, welche die Chalifen in der Regierung begiengen, schwächten zuerst die Festigkeit ihres Reichs auf eine sehr merkliche Art. Jene Familien erregten innerliche Kriege, die mit aller Erbitterung und Grausamkeit geführt wurden; sie rissen auch bald große Stücken von dem Reiche ab, und unter ihre Herrschaft, wie Spanien und die afrikanischen Länder, außer Aegypten. Ihrer Seits machten die Chalifen ihre Statthalter und Feldherren selbst dadurch unabhängig, daß sie ihnen den Genuß großer und reicher Länder schenkten. Sie verließen sich überdieß zu sehr auf ihre ausländischen türkischen Miethsoldaten, und gaben dadurch Gelegenheit, daß diese gar bald in die höchsten Bedienungen traten, überall eigenmächtig handelten, und sich vieler Länder des Reichs bemächtigten. Da auch die Chalifen ein weichliches, üppiges und sorgloses Leben zu führen anfiengen, wußten ihre obersten Staatsbedienten nach und nach alle Gewalt des Fürsten an sich zu ziehen. Endlich verursachten auch die blutigen Händel, welche aus den verschiedenen Religionsstreitigkeiten und Partheyen entstanden, dem Reiche so vieles Unglück, als alles übrige. Dreyhundert Jahre also nach Muhameds Tode, hatten die Chalifen schon beynahe alle ihre Länder und ihre weltliche Macht verloren: sie blieben nur noch Oberhäupter der muhamedanischen Religion. Damals wurde einer von ihnen abgesetzt, und man sah ihn auf den Straßen von Bagdad seine ehemaligen Unterthanen mit folgenden Worten um Almosen bitten: Gedenket an euren vorigen Chalifen, der jetzt ein Bettler ist! Von

 dieser

dieser Zeit an war das unter viele Regenten getheilte Reich immer ärgern Zerrüttungen ausgesetzt. Zuletzt da die Chalifen nur blos Bagdad mit einem kleinen Gebiete in der Nähe noch besaßen, wurde auch diese Stadt im Jahr 1258 durch Verrätherey der Grossen von den Mogolen erobert. Der letzte Chalife, Mostaasem, wurde umgebracht, und das Reich nahm gänzlich ein Ende. Türken, Perser und Mogolen traten in den meisten Ländern an die Stelle der Araber. In einem Theile von Spanien erhielt sich die Herrschaft der Araber über zweyhundert Jahre länger, bis sie von den christlichen Königen daselbst überwältigt wurden. Aus ihren Besitzungen aber in der sogenannten afrikanischen Barbarey sind, durch ihre Vermischung mit den Eingebornen dieser Länder, ingleichen mit den Türken, das Kaiserthum Marocco, und die seeräuberischen Freystaaten, Algier, Tunis und Tripoli entsprungen.

und endlich zerstört.

Jetziger Zustand der Araber.

XVII. Nachdem nun die Araber mehrere hundert Jahre nach einander ein so mächtiges und merkwürdiges Volk vorgestellt, und zuletzt das größte Reich, das noch bis auf diese Zeiten in der Welt gegründet worden war, verloren hatten, sind sie gleichsam wieder in ihre alte Dunkelheit, oder doch Mittelmässigkeit, in der sie sich vor dem Muhamed befanden, zurückgefallen. Ihre Herrschaft ist nnn wieder in ihr altes Vaterland, in Arabien, eingeschlossen. Sie haben sogar ihre älteste Verfassung daselbst wiederhergestellt. Denn ein Theil von ihnen, der in Städten und Dörfern wohnt, ist Fürsten unterworfen. Allein die herumschweifenden Ara-

Araber, oder Beduinen, welche unter Zelten, oder Hütten und in abgesonderten Stämmen leben, erkennen weiter kein Oberhaupt als ihren Schech, der über seine Familie und alle dazu gehörige Bedienten regiert; und mehrere solcher Schechs stehen unter einem größern, der über den ganzen Stamm gesetzt ist. Das sind eigentlich die alten ächten Araber, welche die Sitten ihrer Vorfahren von den ältesten Zeiten her noch immer beybehalten. Sie sind Freyheitliebend, gastfrey, herumziehende Hirten, die sich an Wenigem begnügen; aber auch kriegerisch, und, wenn es die Gelegenheit, oder ihre Bedürfnisse mit sich bringen, Räuber. Der türkische Kaiser besitzt zwar in Arabien einige wenige Gegenden und Plätze an der See; aber der allergrößte Theil dieser Halbinsel ist von ihm unabhängig. Die Araber sind eigentlich nur Bundsgenossen der Türken; ihre gemeinschaftliche Religion verbindet sie am meisten mit einander. Doch müssen selbst die jährlich aus dem türkischen Reiche nach Mekka reisenden Karwanen, das heißt, Haufen von vielen tausend Andächtigen und Kaufleuten, durch eine ziemliche Anzahl von Soldaten bedeckt, und den Beduinen, durch deren Gebiete sie ziehen, die gewöhnlichen Geschenke bezahlt werden, wenn jene reich beladene Haufen nicht von diesen, wie es oftmals geschehen ist, geplündert werden sollen. Außerhalb Arabien giebt es Araber genug im türkischen Reiche, die demselben, doch ebenfals auf eine freyere Art, unterworfen sind. Für uns hat diese Nation und ihr ursprüngliches Land wegen ihrer Ge-

schichte, Alterthümer, Sitten, die mit den ältesten patriarchalischen und israelitischen so viele Aehnlichkeit haben, auch wegen ihrer Sprache, wegen des Handels, der nach Arabien getrieben wird, und wegen anderer Umstände, noch immer viel Lehrreiches. Ihre jetzige Sprache, die überhaupt von den Gelehrten und Vornehmen in Asia und Afrika stark gesprochen wird, ist zwar nicht mehr völlig das Arabische aus Muhameds und den nächstfolgenden Zeiten. Aber auch diese ältere Sprache lernen unsere Gelehrten fleißig: theils, um die nützlichen Bücher der arabischen Schriftsteller zu verstehen; theils, um durch Hülfe jener Sprache das Hebräische der Bibel desto besser erklären zu können. Wir haben sogar noch im täglichen Umgange arabische Wörter, die aus der ehemaligen weitausgebreiteten Herrschaft dieser Nation übrig geblieben sind, wie das Wort Almanach, und andere mehr. Das arabische Land Jemen erzeugt noch immer den besten Caffee, der in dem Hafen Mocha am stärksten ausgeführt wird. Noch ist die alte und immer fortdauernde Denkungsart der Araber vom Pferde = Adel werth, daß sie euch bekannt werde. Sie haben ein edles Geschlecht von Pferden, Köchlani genannt, deren Herkunft, wie sie sagen, seit zweytausend Jahren aufgeschrieben worden sey. So viel ist wenigstens gewiß, daß es sehr behende, muthige und tapfere Pferde sind, die beym Reiten und in Schlachten vortreffliche Dienste leisten; und daß die Beduinen, welche die Zucht derselben hauptsächlich abwarten, äußerst dafür besorgt sind, daß diese Pfer-

de sich nicht mit schlechtern Geschlechtern vermischen, so daß sie im Stande sind, gleichsam das Geschlechtsregister derselben aufzuweisen. Die Araber urtheilen richtig, daß eine edle Art von Thieren, wenn sie bey ihrem Stamme bleibt, nicht ausarte. Aber sie wissen wohl, was viele Europäer nicht wissen wollen, daß man dieses von Menschen, die von einem edeln und berühmten Geschlechte herstammen, nicht so zuverläßig sagen und erwarten könne. Die Kinder und Nachkommen des edelsten und trefflichsten Mannes haben oft so wenig Edles in ihrem Geiste und in ihren Handlungen, daß sie, ohngeachtet ihrer vornehmen Herkunft, nur unter die gemeinsten Menschen gehören.

Fünftes Buch.

Geschichte der Türken.

Von Othmann, dem Stifter ihres noch blühenden Reichs, bis auf unsere Zeiten.

Vom Jahr Christi 1300 bis 1787.

Beynahe fünfhundert Jahre.

I.

Die vornehmsten Thaten der Türken.

Wir kennen die Türken schon etwas aus der vorhergehenden arabischen Geschichte, mit welcher die ihrige sehr genau verbunden ist. Sie sind, gleichwie die Araber, zu Muhameds Religion getreten; sie haben ihnen bey ihren Eroberungen Beystand geleistet, nachmals aber auch viel dazu beygetragen, daß das arabische Reich, oder das Chalifat zertrümmert wurde. Die Araber haben dem griechischrömischen Kaiserthum seine schönsten Länder entrissen; allein die Türken haben demselben völlig ein Ende gemacht. Diese letztern haben sich zwar nicht, wie jene, durch Wissenschaften und Künste, Handlung und Schifffahrt vor andern Völkern hervorgethan. Aber ihr kriegerischer Muth, ihre ansehnliche Eroberungen, ein großes Reich, das sie in vielen der besten Länder von drey Welttheilen errichtet, und bis auf unsere Tage behauptet haben, alles dieses macht, daß man sie auch hierinne den Arabern

an die Seite setzen kann. Lange sind sie den christlichen Europäern furchtbar gewesen: man hat erst in den neuesten Zeiten vollkommen gelernt, sie zu überwinden, und ihrem ungestümen Fortgange Grenzen zu setzen.

Ihre älteste Geschichte.

II. Die Türken stammen aus den Ländern her, welche an der östlichen Seite des caspischen Meeres liegen. Noch zeigt die Provinz Turkestan in diesen Gegenden an, wo man ihr Vaterland zu suchen habe. Vor Christi Geburt wurden sie unter dem allgemeinen Namen der Scythen begriffen; in den christlichen Zeiten aber hat man sie genauer zu dem großen tartarischen Völkerstamme gerechnet. Gegen Morgen hatten sie die Sineser zu Nachbarn; gegen Mittag und Abend die Perser; endlich gegen Norden die Mogolen. Daß sie ein sehr altes und streitbares Volk sind, auch frühzeitig in Reiche und Staaten getheilt worden, leidet keinen Zweifel. Aber erst nach dem christlichen Jahre 500 kommen sie unter ihrem eigenthümlichen Namen in der Geschichte vor; fangen seitdem an, bekannt, bald auch merkwürdig zu werden. Zuerst standen sie den griechischen Kaisern im Kriege wider die Perser bey. Als nachher die Araber durch das eroberte persische Reich auf die türkischen Länder losdrangen, und verschiedene derselben unter ihre Gewalt brachten, sahen sich die Türken genöthigt, bey diesem Volke Kriegsdienste zu nehmen. Sie wurden in großer Menge als Leibeigene oder Sklaven aus ihrem Vaterlande in das arabische Reich gebracht, und mußten den muhamedanischen Glauben annehmen. Man gebrauchte sie bald als Beschützer dieses Reichs; sie machten sogar

gar die Leibwache der Chalifen aus, die ihnen mehr als ihren unruhigen und in Partheyen getrennten Unterthanen vertraueten. Allein sie bedienten sich auch dieser Gelegenheit, Chalifen umzubringen, und andere auf den Thron zu setzen. Sie wurden Feldherren, Statthalter und oberste Staatsbediente derselben; bemächtigten sich nach und nach ganzer Länder des Reichs, und entrissen nach dem Jahr 1000 den Chalifen alle ihre Gewalt, so daß dieselben blos den Namen weltlicher Regenten beybehielten. Doch vereinigten sich nicht alle Türken zu einem einzigen Staate, und unter Ein Oberhaupt ihrer in verschiedene Völker getheilten Nation. Es waren nur mächtige Stämme unter ihnen, die sich auf eine Zeit lang mehrere asiatische und afrikanische Provinzen des Reichs unterwarfen; oder am Hofe der Chalifen selbst die Oberherrschaft führten.

Sie zertrümmern das arabische Reich.

III. Aber eines dieser türkischen Völker, die Seldschuken, unterwarf sich die meisten übrigen Türken, so wie die mehresten Länder des Chalifats in Asien, und errichtete daselbst zwischen den Jahren 1000 und 1100 ein sehr ansehnliches Reich. Togrul-Bek, der Stifter desselben, ließ sich zu Bagdad selbst zum Könige der Morgenländer und Abendländer ausrufen. Sein Bruder nahm einen griechischen Kaiser gefangen, und sein Sohn Melak-Schah, sonst auch Dschelaloddin genannt, brachte die Stärke dieses Reichs aufs höchste, indem er es unter andern auch in Kleinasien mit Ländern, die er dem griechischen Kaiserthum abnahm, bis an die Meerenge zwischen Asia und Europa hin, erweiterte. Obgleich dieser Fürst ein grosser Krieger war; so hat er doch auch zugleich den

Das Reich der seldschukischen Türken.

Sie fallen das griechische Reich an.

Ruhm

Ruhm eines menschenfreundlichen und großmüthigen Mannes hinterlassen. Einst wurde er unglücklicher Weise in einen Krieg mit seinem Bruder verwickelt. Er und sein oberster Staatsbedienter verrichteten zu gleicher Zeit ihr Gebet. Als es geendigt war, fragte er diesen, was er von Gott gebeten hätte. „Dieses, antwortete der Staatsbediente, daß Du deinen Bruder besiegen möchtest.“ Ich aber, sagte der Fürst darauf, betete um etwas anders. Ich sprach: O mein Gott! sollte es meinen Unterthanen vortheilhafter seyn, daß mein Bruder, als daß ich regiere, so laß ihn die Oberhand behalten! wo nicht, so verleihe mir den Sieg! Eben dieser Fürst, oder Sultan, (welches eben so viel im Türkischen bedeutet,) hat durch die Verbesserung des Kalenders, die er einführte, indem er das Jahr zu einem völligen Sonnenjahre machte, Gelegenheit gegeben, daß man dieses, ihm zu Ehren, die Jahrrechnung des Dschelaloddin genannt hat. Allein dieses große Seldschukische Reich der Türken wurde nach und nach durch Theilungen in demselben und durch verschiedene Feinde geschwächt; zuletzt aber zwischen den Jahren 1200 und 1300 von den Mogolen ganz zu Grunde gerichtet.

Ihr Reich geht zu Grunde.

IV. Unterdessen entstand bald darauf ein neues türkisches Reich, das nicht allein noch mächtiger wurde als das vorhergedachte, sondern sich auch bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Othmann, oder Osmann, ein kleiner Fürst oder Emir der Türken, stiftete dasselbe. Verschiedene Emirs hatten sich bey den Einfällen der Mogolen in Kleinasien auf die Gebürge gezogen; verließen aber dieselben nach ihrem Rückzuge,

Othmann stiftet das neuere türkische Reich.

und setzten sich mit ihren Turkmanen (wie die unter ihnen stehende türkische Völkerschaft hieß,) in Kleinasien und Armenien wieder fest. Othmann war ein Abkömmling eines von diesen Emirs, wurde der mächtigste türkische Fürst in diesen Gegenden, und errichtete um das Jahr 1300 sein Reich in Bithynien und in der Nachbarschaft, das heißt, im griechischkaiserlichen Gebiete, sowohl gegen das schwarze als gegen das mittelländische Meer zu. Von ihm hat daher dieses Reich den Namen des othmanischen, oder, wie es die Europäer schreiben, des ottomanischen bekommen. Sein Sohn Orchan, der viel zu seinen Eroberungen beygetragen hatte, breitete dieses Reich, als er zur Regierung gekommen war, schon nach Europa, in die Nähe von Constantinopel, aus. Er war ein so gütiger Ueberwinder, daß die Griechen, welche unter seine Botmäßigkeit geriethen, gern unter derselben blieben, wenn er ihnen gleich erlaubte wegzuziehen. Je schwächer und unordentlicher der Widerstand der Griechen war, desto mehr wurde der Muth der Türken angefeuert; und unter Anführung ihres dritten Sultans, Murad (oder Amurath) des ersten, kam der Sitz des Reichs schon nach Adrianopel, einige Meilen von Constantinopel. Eben dieser Fürst errichtete diejenige Gattung türkischer Soldaten, welche noch jetzt unter den zu Fuß dienenden die ansehnlichste und tapferste ist. Von so vielen tausend christlichen Gefangenen, die er hatte, ließ er den fünften wohlgewachsenen Mann ausheben, und daraus eine Schaar wohlgeübter Krieger zusammensetzen, welche den türkischen Namen Jengitscheri, das heißt, die neuen Soldaten, bekam. Im christ-

Ursprung der Janitscharen.

christlichen Europa hat man daraus das Wort Janitscharen gemacht. Lange Zeit wurden nur junge Christen darunter aufgenommen, welche Muhamedaner werden mußten; aber in den neuern Zeiten sind es fast lauter geborne Türken, aus welchen dieser furchtbare Haufen von ohngefähr vierzig tausend Mann besteht. Ja viele andere Türken lassen sich dem Namen nach unter diese Kriegsschaar aufnehmen, damit sie der großen Rechte und Freyheiten derselben genießen mögen. Sie würde fast unüberwindlich seyn, wenn sie Gehorsam gegen ihre Obern, und Kriegszucht überhaupt eben sowohl gelernt hätte, als sie wüthend mit dem Säbel unter ihre Feinde zu dringen weiß. — Murads Sohn, Bajeßid, oder der Kaiser Bajazet, wie ihn die Christen nennen, eroberte ebenfals europäische Länder des griechischen Reichs, und nöthigte den Kaiser von Constantinopel, ihm jährlich einen Geldzins zu zahlen; wurde aber gleich nach dem Jahr 1400 von den Mogolen besiegt und gefangen genommen.

Der türkische Kaiser Amurath beschämt die Treulosigkeit der Christen.

V. Dieses Unglück erschütterte zwar das Reich der Türken sehr; es konnte aber doch dasselbe nicht gänzlich umstürzen. Thrazien, die Bulgarey, Macedonien, und andere benachbarte Länder in Europa, waren demselben entweder schon völlig unterworfen, oder doch zinsbar; und in Asien hatten sie auch die meisten griechischkaiserlichen Länder bereits im Besitze. Jetzt fiengen die Ungarn an, sich ihnen sehr glücklich zu widersetzen. Allein der Krieg zwischen beyden Völkern wurde durch einen Frieden auf zehn Jahre lang gehoben, den ihre beyderseitige Fürsten beschworen. Murad der zweyte regierte damals über die Türken;

er

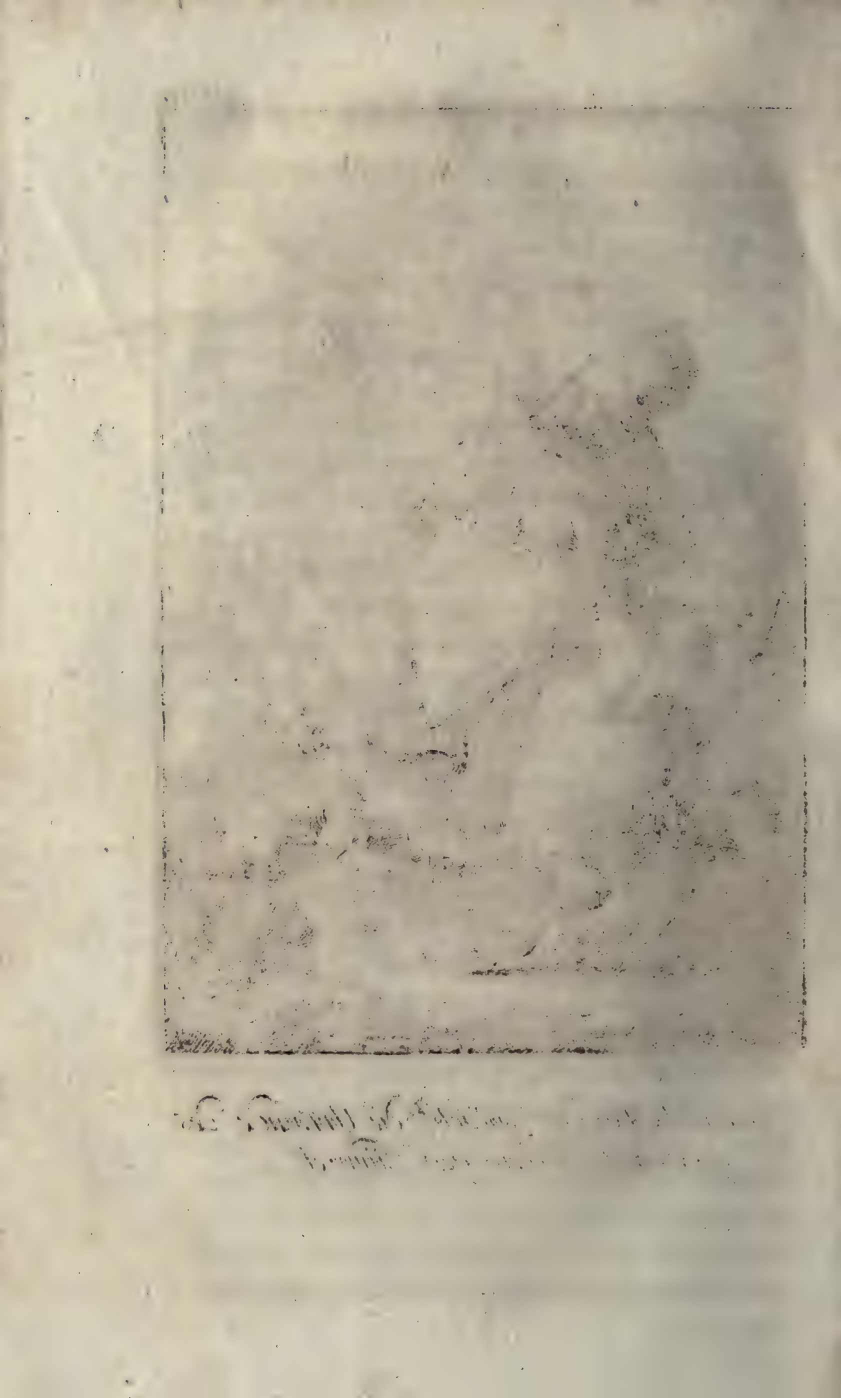
er überließ aber bald darauf den Thron an seinen jungen Prinzen, um der Ruhe und Einsamkeit zu geniessen. Dieser Umstand, daß ein nur sechszehnjähriger Fürst auf dem Throne saß; besonders aber auch die Nachricht von einer Empörung, welche in Asien wider die Türken ausgebrochen war, brachte die Ungarn und andere christliche Völker in ihrer Nachbarschaft auf den Entschluß, den erst vor etlichen Jahren geschlossenen Frieden zu brechen. Sie wurden auch dazu von den Vornehmsten ihrer Geistlichen verführt, welche sich erkühnten, den Eid, durch welchen jener Friede bestätigt worden war, für ungültig zu erklären; gleichsam, als wenn es Menschen erlaubt wäre, einen Eidschwur, durch welchen man Gott aus gerechten Ursachen etwas angelobet hat, zu zernichten. Es wurde also ein christliches Kriegsheer versammelt, mit welchem man die Türken, die in Asien beschäftigt waren, aus Europa zu vertreiben hoffte. Allein die türkischen Großen bewogen den Murad, bey dieser Gefahr ihres Reichs die Regierung wieder zu übernehmen. Er setzte eilig sein Kriegsheer aus Asia nach Europa über, und lieferte den Christen im Jahr 1444 bey Warna in der Bulgarey, nicht weit vom schwarzen Meere, eine Schlacht. Da es schien, daß die Christen in derselben die Oberhand behalten würden, zog der Kaiser mitten im Gefechte die Urkunde des neulich geschlossenen und beschwornen Friedens aus seinem Busen, ließ sie an der Spitze eines Spießes unter seinem Heere herumtragen, und warf den Christen öffentlich ihre Treulosigkeit und ihren Meineid vor. Seine Soldaten wurden durch diesen Anblick noch mehr gegen die Christen

XVIII. Kupfertafel.



B. Rode inv: et del: F. C. Krüger sc.

Amurath hebt in der Schlacht die Urkunde des gebrochnen Friedens gen Himmel.



sten erbittert. Sie gewannen endlich einen vollständigen Sieg; der größte Theil des christlichen Heeres, der König von Ungarn selbst, und viele von den Geistlichen, welche diesen Krieg angerathen hatten, verloren dabey das Leben.

VI. Schon damals waren die Türken nicht mehr weit davon entfernt, Constantinopel einzunehmen, das nun, außer seinen Einwohnern, keine andern Vertheidiger mehr hatte. Allein ein griechischer Fürst in Epirus, Georgius Castriota, der zwar nur ein kleines Gebiete in diesem bergigen Lande besaß, aber mit unbezwinglicher Tapferkeit und Kriegserfahrung dasselbe gegen die Türken behauptete, und sie oft zurückschlug, that ihrem Fortgange unerwarteten Einhalt. Sie nannten ihn aus Bewunderung Skanderbeg, oder eigentlich Iskenderbeg, das heißt, einen andern Alexander. Unterdessen konnte doch Constantinopel, so groß und fest es auch war, den Türken nicht länger widerstehen. Ihr Sultan Muhamed der zweyte bewies bey der Belagerung dieser Hauptstadt viele Geschicklichkeit und Standhaftigkeit. Weil er mit seiner Flotte in den Hafen derselben, der mit griechischen Schiffen besetzt war, nicht eindringen konnte, unternahm er es, eine Anzahl seiner Schiffe zu Lande, einen ziemlichen Strich Weges fort, durch Menschenhände in den Hafen zu schaffen; und dieser kühne Einfall, der ihm gelang, erleichterte die Eroberung der Stadt im Jahr 1453. Eigentlich wurde nur ein Theil derselben von den Türken mit Sturm eingenommen. Der übrige Theil aber ergab sich durch einen Vergleich an den Sultan: und in dieser Gegend der Stadt behielten daher die Griechen ihre Kirchen; da sie hingegen in dem andern in Mo-

Die Türken erobern Constantinopel.

scheen verwandelt wurden. Seitdem ist nun Constantinopel die Hauptstadt des türkischen Reichs geworden. Die Türken nennen sie mit einiger Veränderung ihres alten Namens Istambol, oder Kostantanije. Die Lage und das äußerliche Ansehen dieser Hauptstadt ist noch fürtrefflich: aber, wenige Denkmäler der griechischen Kunst und Pracht ausgenommen, die sich noch erhalten haben, ist sie jetzt in ihrem Innern zwar immer eine der allervolkreichsten Städte; hingegen meistentheils schlecht gebaut und wenig ausgeschmückt, weil die Türken keine Kenner der Baukunst, noch weniger der Bildhauerkunst und anderer solcher Künste sind, zum Theil dieselben auch aus Religionsursachen gering schätzen.

Sie vergrößern ihr Reich immer mehr.

VII. Nachdem die Türken ihr Reich gleichsam auf den Trümmern des zerstörten griechischen Kaiserthums noch mehr befestigt hatten, setzten sie ihre Eroberungen in allen drey damals bekannten Welttheilen fort. Noch vor dem Jahre 1500 nahmen sie Servien, Morea, oder die Halbinsel Griechenlands, davon sie das feste Land schon inne hatten, die Walachey, Bosnien, die krimische Tatarey und verschiedene Inseln des Archipelagus weg. Sie griffen sogar die italiänischen Seestädte an, indem sie sich nunmehr auch eine ansehnliche Seemacht verschafft hatten. Bald nach dem Jahr 1500 überwältigten sie das Reich der Mamluken, das sich über Aegypten, Syrien und Palästina erstreckte, und über drittehalb hundert Jahre gedauert hatte. Es war von gekauften Leibeigenen oder Sklaven, (denn dieses ist die Bedeutung des arabischen Worts Mamlik,) gestiftet worden, die sich gegen ihre Herren,

die Sultane von Aegypten, in deren Kriegsdiensten sie standen, empört hatten. Daher pflegt man noch einen treulosen Menschen einen Mamluken zu nennen. — Hierauf kehrten die Türken ihre Waffen wieder gegen die christlichen Fürsten und Völker. Sie entrissen den Johanniterrittern die Insel Rhodus, bemächtigten sich auf eine Zeit lang des größten Theils von Ungarn und Siebenbürgen, belagerten selbst Wien, und eroberten die beyden großen Inseln der Venetianer, Cypern und Candia, welche in den alten Zeiten Creta hieß; alles noch vor dem Jahr 1700. Ihr Reich nahm also immer an Größe zu; ob sie gleich zuweilen einige ihrer neuen Besitzungen wieder verloren. Endlich wurden die europäischen Christen durch ihre Erfahrung während so vieler Kriege, die sie mit den Türken führen mußten, und durch einige ihrer trefflichen Feldherren immer besser belehrt, wie sie selbst die ungeheuer großen Kriegsheere der Türken und ihre wilde Tapferkeit besiegen könnten. Besonders sind diese letztern, seit ohngefähr funfzig Jahren, von den Russen mehr als einmal überwunden und sehr gedemüthiget worden. Jetzt ist Abdul Hamid Beherrscher des türkischen Reichs.

Wie der kriegerische Ruhm der Türken zu schätzen sey.

VIII. Ihr seht aus dieser Erzählung, meine Lieben, daß die Türken nach und nach ein sehr mächtiges und gefürchtetes Volk geworden sind. Allerdings ist es ein Ruhm, so viele Länder zu bezwingen, und ein in seinem Ursprunge sehr kleines Reich in jedem folgenden Jahrhunderte noch weit ansehnlicher zu machen. Doch die gewöhnliche Bewunderung solcher Thaten muß billig eingeschränkt werden; und oftmals fällt sie ganz und gar

weg. Die Türken stürzten über eine Menge Länder her, an welche sie nicht das geringste Recht hatten. Sie glaubten eine gottselige Handlung dadurch zu begehen, wenn sie ihren Glauben mit dem Schwerdte in der Hand fortpflanzten. Die schwächsten Völker und Staaten waren immer die ersten, welche von ihnen angegriffen wurden. Und sie übten bey unzählichen Gelegenheiten die abscheulichsten Grausamkeiten aus. Solche Eroberer sind wilden reissenden Thieren gleich, denen alles ausweicht, um von ihnen nicht zerfleischt zu werden. Freylich ist die Tapferkeit eine ehrwürdige Tugend, an den Türken eben sowohl als an den Christen; aber nur alsdenn, wenn sie von Gerechtigkeit und Menschenliebe begleitet wird. Oft sind auch den Türken eben so tapfere christliche Kriegsvölker, als sie selbst waren, entgegengestellt worden. Allein die Uneinigkeit der christlichen Nationen und Fürsten; die Fehler ihrer Feldherren im Kriege; die weit überlegene Anzahl der Türken; der hitzige Religionseifer, mit welchem sie fochten; zuweilen sogar eine Hülfe, welche sie von christlichen Regenten selbst empfiengen: dieses alles hat ihnen die meisten Vortheile über die Christen verschafft; sonst würden sie, bey ihrer geringen Kenntniß der Kriegskunst, wie diese von den Europäern in den neuern Zeiten verbessert worden ist, nur einen kurzen Fortgang in ihren Unternehmungen gehabt haben.

Gemüthsart, Sitten, und neuerer Zustand der Türken.

IX. Gleichwohl ist es eine falsche Vorstellung, die sich viele Christen von den Türken seit langer Zeit gemacht haben, als wenn diese eine Nation von lauter Wilden und Unmenschen wären. Wir urtheilen überhaupt oft zu hart von Völkern, welche

keine Christen, uns wenig bekannt, und durch vielerley Erzählungen furchtbar geworden sind. Es ist wahr, daß die türkischen Kaiser, Großen und Soldaten an gewaltige und grausame Handlungen sich gleichsam gewöhnt haben. Oft haben ehemals die türkischen Sultane ihre Söhne, und besonders beym Antritte ihrer Regierung alle ihre Brüder, blos aus argwöhnischem Mißtrauen gegen dieselben, hinrichten lassen, um desto sicherer zu herrschen. Im Kriege und im Frieden ist unter den Türken nicht selten das Blutvergießen über Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied erstreckt worden. Aber bey den meisten asiatischen Völkern hat das Leben der Menschen von alten Zeiten her lange den grossen Werth nicht gehabt, den wir ihm nach den Grundsätzen einer bessern Religion beylegen. Dazu trägt auch dieses viel bey, daß der türkische Kaiser gewissermaßen, wie es die meisten morgenländischen Regenten sind, unumschränkter Herr über die Freyheit, das Vermögen und Leben seiner Unterthanen ist. Aber sonst giebt es Türken genug von sanften und edlen Gesinnungen. Auch unter ihren Kaisern sind nicht bloß mörderische Länderbezwinger, sondern oft kluge Fürsten, nützliche Gesetzgeber und Freunde der Gelehrsamkeit, oder doch anmuthiger und sinnreicher Belustigungen gewesen. Unter dem Schutze dieser Kaiser leben viele hundert tausend Griechen und andere Christen, meistentheils ruhiger und weniger gekränkt in der Ausübung ihrer Religion, als sie in manchen christlichen Ländern leben würden, wo ihr Glaube nicht der herrschende ist. — Ueberhaupt sind die Türken größ-

tentheils stark und wohlgebildet, ernsthaft, mässig, treu in der Beobachtung ihres Versprechens, und großmüthig bey mehrern Veranlassungen. Ihre Mildthätigkeit, welche gegen hülfsbedürftige Menschen groß ist, geht selbst auf die Ernährung solcher Thiere, von welchen sie gar keinen Nutzen haben. Sie sind der muhamedanischen Religion mit ungemeinem Eifer und Verehrung ergeben. Zwar lassen sie einen gewissen Stolz und eine ziemliche Verachtung gegen die Christen blicken: jenen in Erinnerung an ihre Thaten und Eroberungen; diese auch deswegen, weil sie die Christen nicht genugsam kennen. Aber diese Einbildung und die Unwissenheit, in welcher sie in Ansehung der christlichen Nationen leben, ist öfters zu ihrem Schaden ausgeschlagen. Ob es gleich das Ansehen hat, daß sie ihrer furchtbaren Regierung mit knechtischem Gehorsam zugethan wären: so sind sie doch auch sehr geneigt, sich derselben öffentlich zu widersetzen, wenn sie außerordentlich bedrückend oder unglücklich wird. Diese Regierung, die so hart und streng abgebildet wird, fällt mehrentheils nur den Großen und Vornehmen, weniger aber dem stillen Mittelstande zur Last. Auch ist die Gewalt der türkischen Kaiser nicht über alle Gesetze hinaus erhaben. Ihre Befehle werden zwar ohne alle Widerrede befolgt, selbst wenn sie dem mächtigsten Manne den Tod ankündigen; er verrichtet sein Gebet, und reicht darauf den Hals hin, um erdrosselt zu werden. Dennoch aber sind mehrere dieser Fürsten im Aufruhr vom Throne gestoßen worden; und häufig genug haben sich Statthalter ihrer Länder zu Herren derselben aufgeworfen.

Ihre Regierung.

Im

Im Grunde ist es also eine schwache und unsichere Regierung, wie jede Gewalt, die mehr gefürchtet als geliebet wird. — Die Türken haben Fähigkeiten genug zu mancherley Lebensarten und Geschäften bewiesen. Wenn gleich die Kriege, welche sie einige Jahrhunderte nach einander fast unaufhörlich geführt haben, der Liebe zu den Wissenschaften und witzigen Künsten bey ihnen hinderlich geworden sind; so ist doch dieselbe dadurch nicht ganz unterdrückt worden. Sie haben ihre Sprache, der es gar nicht an Annehmlichkeiten fehlt, aus der arabischen, die von ihren Gelehrten gesprochen wird, bereichert, und zur Dichtkunst und Beredtsamkeit sehr geschickt angewandt. Außer der Erklärung des Korans, welches ihre vornehmste gelehrte Beschäftigung ist, haben sie die Geschichte ihrer Nation, die Sittenlehre, die Arzneykunde, und einige mathematische Wissenschaften nicht unglücklich bearbeitet. Um das Jahr 1730 wurde auch eine Buchdruckerey zu Constantinopel angelegt, damit die Gelehrsamkeit durch den geschwinden, häufigen und wohlfeilen Abdruck guter Bücher, desto mehr unter allen Ständen befördert werden möchte. Sie ist aber bald darauf wieder untergegangen, weil einige tausend Schreiber, welche sich in der gedachten Hauptstadt befinden, dadurch ihren Unterhalt verloren haben würden. Außerdem werden auch die türkischen und andern morgenländischen Handschriften so schön und zierlich geschrieben, daß diesen Völkern der beste Druck dagegen gehalten, wenig gefällt. —

Gelehrsamkeit der Türken.

Da die Türken viele treffliche Länder besitzen: so haben sie auch eine Menge natürliche und andere durch Kunst

Handelschaft.

Kunst bereitete Waaren, mit welchen sie eine sehr vortheilhafte Handlung treiben können. Caffee, Wolle, Kameelgarn, Wein, Mandeln, Rosinen, (oder eigentlich Raisins, das heißt im Französischen getrocknete Weinbeeren,) sehr wohl zubereitetes Leder, schöne Tapeten, seidene, goldene und silberne Stoffe, und viele andere Waaren mehr, werden aus dem türkischen Reiche in großer Anzahl ausgeführt. Allein die Türken treiben die Handelschaft weniger, als die Juden, Griechen und Armenier, die unter ihnen wohnen. Auch werden manche jener Waaren von vielen christlichen europäischen Nationen, sonderlich zur See, aus den Häfen des türkischen Asiens geholt, welches man die Levante nennt, von einem französischen Worte, Levant, das den Morgen bedeutet. Zur Erleichterung dieses Handels mit den Europäern dient die sogenannte Frankensprache. Fast alle christliche Europäer heißen in der Türkey Franken, weil die ersten, die durch die Kreuzzüge in den Morgenländern bekannter wurden, meistentheils Franzosen waren. Und seitdem ist aus der Vermischung vieler europäischer und morgenländischer Wörter die gedachte Mundart erwachsen. — Daß öfters leibeigene Knechte, oder andere Leute vom niedrigsten Herkommen unter den Türken, plötzlich mit den höchsten und wichtigsten Aemtern begleitet werden, gereicht der Denkungsart dieser Nation zur Ehre. Sie glaubt, daß es nicht auf vornehme Geburt allein ankomme, um die schwersten Angelegenheiten zu besorgen; sondern auf Rechtschaffenheit, edle Gaben und Geschäftigkeit: daß aber diese unter alle Gattungen von Menschen vertheilt sind.

Sechs=

Sechstes Buch.

Geschichte der Perser.

Von der Stiftung ihres neuern oder dritten Reichs an, bis auf unsere Zeitest.

Vom Jahr 1500 bis 1780.

Fast dreyhundert Jahr.

I.

Schon in der alten Weltgeschichte sind die Perser unter den merkwürdigsten Nationen vorgekommen; und ihr erinnert euch wohl ihres großen Reichs, das viertehalbhundert Jahr vor Christi Geburt von den Macedoniern zerstört worden ist. Ihr habt ferner in der spätern römischen Geschichte gelesen, daß die Perser gefährliche Feinde des römischen Reichs gewesen sind; und in der arabischen Geschichte, daß die Araber ebenfals ein persisches Reich zu Grunde gerichtet haben. Hier aber sehet ihr, daß gleichwohl von einem neuen persischen Reiche die Rede sey, welches noch immer fortwährt. Das wird also schon eure Begierde reizen, um die jetzige Regierung und den Zustand dieser Länder kennen zu lernen, die von einem darunter, dem eigentlichen Persien, (jetzt Fars oder Farsistan genannt,) noch immer diesen gemeinschaftlichen Namen führen. Ueberdies sind die Perser Nachbarn der Türken in Asien, und wie diese der muhamedanischen Religion ergeben.

Merkwürdigkeit der neuern persischen Geschichte.

Allein wenige Völker haben eine so starke Abneigung gegen einander, als eben diese beyden. Die Ursachen davon zu wissen, und diese neuern Perser mit dem alten Volke dieses Namens zu vergleichen, wird für euch keine unangenehme Beschäftigung seyn.

Geschichte des zweyten persischen Reichs.

II. Zur Zeit der Geburt Christi war das drittehalbhundert Jahr vorher entstandene parthische Reich, das ohngefähr den Platz des alten persischen eingenommen hatte, noch mächtig genug, um sich den Eroberungen der Römer gegen den Euphrates hin widersetzen zu können. Allein etwas über zweyhundert Jahr später wurde den Parthern ihr herrschendes Ansehen in Asien, von einem Theil ihrer Unterthanen, den Persern, entrissen: so wie ehemals die Parther Unterthanen der Perser gewesen waren. Diese letztern empörten sich unter der Anführung eines tapfern Mannes von ihrer Nation, des Ardschir oder Artaxerxes, wie ihn die Griechen nannten, und überwältigten das parthische Reich völlig. So entstand das zweyte oder mittlere persische Reich, dessen Stifter schon den kühnen Entschluß auszuführen suchte, alle Länder Asiens, die vormals dem großen persischen Reiche zugehört hatten, wieder an dieses erneuerte zu bringen. Darüber geriethen er und seine Nachfolger auf dem Throne in häufige Kriege mit den Römern. Nach und nach gelang es den Persern, verschiedene römische Länder, vom Tigris und Euphrates an, ihrem Reiche einzuverleiben; sie machten auch in Indien und Arabien, und bis an das mittelländische Meer hin Eroberungen. Bald nach dem Jahr 600 schien es sogar, daß der damalige persische König Kosroes die Römer

mer aus Kleinasien selbst vertreiben würde, indem sein Kriegsheer bis an die Meerenge, Constantinopel gegenüber, vordrang. Allein er verlor alle bezwungene Länder wieder, wurde von seinem eigenen Sohne gefangen genommen, und auf dessen Befehl umgebracht. Von dieser Zeit an nahm auch der Verfall dieses persischen Reichs seinen Anfang. Eben der abscheuliche König, der seinen Vater hatte tödten lassen, nahm auch siebzehn seiner Brüder das Leben; sein Sohn, der nach ihm regierte, büßte auch das seinige gewaltsam ein: und so folgten immer Empörungen, Absetzungen und Ermordungen der persischen Regenten auf einander. Bey einer solchen Zerrüttung ihres Reichs wurde es den Arabern, die eben um diese Zeit ihre kriegerische Unternehmungen gegen alle ihre Nachbarn mit dem höchsten Ungestüm betrieben, nicht schwer, dasselbe völlig unter ihre Gewalt zu bringen. Jezdegerd, der letzte persische König, kam im Jahr 651 in einer Schlacht um; und mit ihm nahm auch sein Reich ein Ende.

III. Nun war also das persische Reich ein Theil des arabischen geworden; und die meisten Perser nahmen auch Muhameds Religion an. Zwey bis dritthalbhundert Jahre lang lebten sie unter dieser Regierung, ohne sich vor andern Unterthanen derselben hervorzuthun. Als aber das arabische Reich durch mächtige Staatsbediente, Statthalter und Feldherren von verschiedener Herkunft einen Stoß nach dem andern bekam; innerliche Unruhen und abgerissene Länder dasselbe schwächten: da fanden sich auch persische Herren und Familien darunter, welche sich über

Ursprung des dritten oder neuern persischen Reichs.

man-

manches ansehnliche Gebiet des Reichs zu unabhängigen Fürsten aufwarfen. Dergleichen waren unter andern die ajubischen Kurden, welche nicht lange vor dem Jahr 1200 sich zu Beherrschern von Aegypten, von einem Theil Arabiens, ingleichen von Syrien und Mesopotamien aufwarfen. Von diesem Geschlechte stammte der berühmte Fürst Saladin (oder Salaheddin) her, den die Christen, bey Gelegenheit ihrer Kreuzzüge in das gelobte Land, als einen der größten Feldherren, und zugleich als einen Mann von erhabenen und edelmüthigen Gesinnungen kennen lernten; ob er gleich auch in dem Feuer des Kriegs viele grausame Handlungen begieng. — In den persischen Ländern selbst wechselten Regenten von mehrern Nationen mit einander ab. Vornehmlich behaupteten sich die mogolischen und türkischen bis gegen das Jahr 1500. Um diese Zeit aber glückte es dem Ismael Sofi, der sein Geschlecht vom Ali, dem Schwiegersohne des sogenannten Propheten Muhamed, herleitete, Herr dieser Länder zu werden. Schon diese Abstammung erwarb ihm in Persien viele Anhänger. Er wollte aber auch für einen Mann von übernatürlichen Gaben und für eine Art von Heiligen angesehen seyn. Daher kleidete er sich, wie die muhamedanische Geistlichkeit, der die Seide in ihrem Gesetze verboten ist, in einen sehr dünnen und leichten wollenen Zeug, Sof genannt, von welchem er den Beynamen Sofi erhielt. Die Einwohner von Persien, welche ihrer bisherigen Landesherren, der Turkmanen vom weißen Hammel, (als welchen sie in ihren Fahnen führten,) überdrüßig waren, traten ihm in großen Schaaren bey. Seine Tapferkeit half ihm

Ismael Sofi.

nicht

nicht weniger zur Erreichung seiner Absichten, als die abergläubische Verehrung seiner Soldaten. Er wurde also der Stifter des neuen oder dritten persischen Reichs; und die darinn regierende Familie bekam von ihm den Namen der Sofischen.

Abbas der große erhebt das Ansehen dieses Reichs.

IV. Zwar wurde dieses Reich gleich anfänglich von den überall siegenden Türken angegriffen. Sie und gewisse Tartaren hatten auch demselben verschiedene Länder entzogen; und die nächsten Nachfolger des Ismael Sofi besaßen wenig Geschicklichkeit zur Regierung oder Vertheidigung ihres Gebiets. Aber einige Zeit vor dem Jahr 1600 kam Schah Abbas der große, oder der erste, auf den persischen Thron, und blieb vierzig Jahre auf demselben. Er brachte dieses Reich zu einer Stärke und sein Haus zu einem solchen Ansehen, darinne beyde weder vor ihm gewesen waren, noch in der Folge jemals sich erhalten konnten. Den Türken und Tartaren entriß er die Länder wieder, welche sie an sich gezogen hatten, und nahm den erstern auch Bagdad weg. Er vertrieb die Portugiesen aus der Insel Ormus im persischen Meerbusen, die zwar an sich unfruchtbar war, aber ihren Besitzern durch die Handelschaft in der ganzen umliegenden Gegend unermeßliche Reichthümer, zum Nachtheil der Einkünfte des persischen Schah oder Königs, verschafft hatte. Abbas machte sich auch zum unumschränkten Herrn in seinem Reiche; freylich durch ein Mittel, das nur solche Fürsten brauchen können, die von ihren Unterthanen mehr gefürchtet als geliebt seyn wollen. Er entzog den einheimischen Familien von türkischer und mogolischer Herkunft, welche bisher die vornehmsten Kriegs- und andere öffentliche Dien-

Dienste verwaltet hatten, diesen Vorzug, und nahm dafür eine Menge Ausländer zu seinen Soldaten. Sonst befleißigte er sich einer strengen Gerechtigkeit, und bezeigte sich auch dankbar gegen solche Unterthanen, die ihm ausnehmende Dienste geleistet hatten. Einer seiner Feldherren hatte ein großes türkisches Kriegsheer überwunden, und ihm dadurch den Besitz von Bagdad versichert. Voll Freude über diesen Sieg ritt Abbas dem zurückkommenden Feldherrn entgegen, stieg, so bald er ihm nahe kam, vom Pferde, und sagte zu ihm: „Mein lieber Aga, (das heißt, Feldherr,) durch dich erhalte ich einen so schönen Sieg, daß ich ihn von Gott selbst nicht größer wünschen könnte; komm, setze dich auf mein Pferd, ich muß dich nun als Bedienter zu Fuß begleiten.“ Der Feldherr weigerte sich dessen, warf sich dem Könige zu Füßen, und bat ihn, daß er ihn, seinen Sklaven, (denn so betrachten sich die Morgenländer gegen ihre Fürsten,) nicht durch eine ungebührliche Ehrenbezeigung vor der anwesenden Menge lächerlich machen möchte. Aber diese Vorstellungen waren vergeblich: der Feldherr mußte das königliche Pferd besteigen, und Abbas folgte ihm, nebst seinen Großen, einige Schritte zu Fuße nach. Ein solches Merkmal der Dankbarkeit rühret allerdings mehr als Geschenke oder andere Belohnungen, die aus Gewohnheit ertheilt werden.

Er begleitet seinen reitenden Feldherrn aus Dankbarkeit zu Fuße. XIX. Kupfertafel.

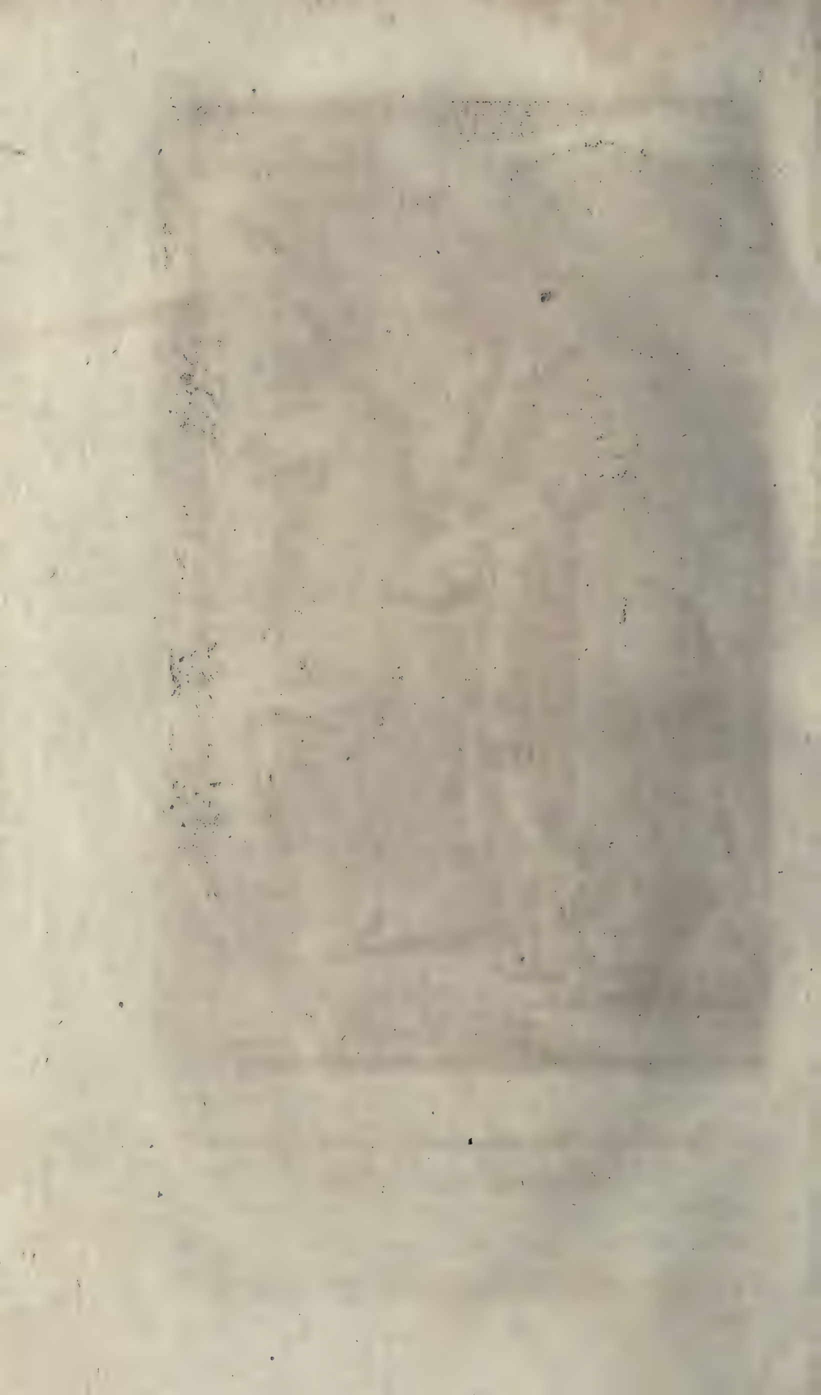
Seine grausamen Strafen.

V. Doch Abbas verringerte selbst den Werth seiner rühmlichen Eigenschaften und Handlungen durch die äußerste blutgierigste Härte in seiner Regierung, und besonders in seinen Bestrafungen. Er wußte Grausamkeit und Gerechtigkeit nicht von ein=



B. Rode inv. et del. J. C. Krüger sc.

Der König Abbas begleitet seinen siegenden Feldherrn zu Fuße.



einander zu unterscheiden; nicht, wie es eine weise Obrigkeit öfters versucht, den Schuldigen durch die Strafe zu bessern, oder zu warnen; sondern nur umzubringen, auch bey geringern Vergehungen, und wohl gar durch unmenschliche Martern. Er hatte seinen Soldaten den Gebrauch des Tabaks bey Strafe des Abschneidens der Nasen und der Lippen verboten, weil sie demselben allzu unmäßig ergeben waren. Da nun ein Kaufmann, der nichts von diesem Befehle wußte, Tabak in das Lager brachte, ließ ihn Abbas auf einen Scheiterhaufen von Reißbündeln setzen, und mit seiner Waare, die in Säcken um ihn herum hieng, verbrennen. Er war sehr darauf bedacht, daß den Armen ihr Lebensunterhalt nicht erschwert werden möchte. Er pflegte daher, wenn er aus einer Stadt abgereiset war, verkleidet in dieselbe zurückzukehren, gieng alsdann unbekannt auf die Märkte, untersuchte die Beschaffenheit des Brodts und anderer Lebensmittel, und bestrafte die eigennützigen und betrügerischen Verkäufer mit entsetzlicher Strenge. Einen reichen Bäcker ließ er einst in seinem Ofen lebendig backen, weil er den Armen kein Brodt hatte verkaufen wollen, unter dem Vorwande, er müsse es für den Schah und dessen Soldaten aufheben. Eben so ließ er einen Koch an seinem eigenen Spieße braten, weil er zu leichtes Gewicht gehabt hatte. Er ließ wegen des Verbrechens, das ein einziger Vornehmer begangen hatte, nicht nur ihn, sondern auch seine unschuldige Gemahlinnen, Kinder und Bedienten, welche zusammen eine große Anzahl ausmachten, umbringen. Fürsten, die solchergestalt handeln können, stehen in dem thörichten Irrthum, daß die Wuth ihres Zorns alles rechtfertige, und daß ihnen

gegen ihre, zumal strafbare Unterthanen alles erlaubt sey. Gleichwohl sind die Unterthanen, so zu sagen, ein den Fürsten anvertrauetes theueres Gut, von dessen Erhaltung und Anwendung sie dereinst dem König aller Könige die schwerste Rechenschaft abzulegen haben. — Daß Abbas nicht blos aus Gerechtigkeitsliebe, sondern aus Mangel an recht menschlichen Gesinnungen, so grausam im Bestrafen gewesen sey, siehet man daraus, weil er sogar seinen ältesten und geliebtesten Sohn, auf einen bloßen Argwohn, daß er ihn vielleicht vom Throne stoßen dürfte, hinrichten ließ. Zwar empfand er bald über diese unnatürliche Mordthat einen untröstlichen Kummer. Er verschloß sich zehn Tage, wollte das Tagelicht nicht sehen, brachte einen ganzen Monat mit geringer Kost zu, trauerte ein ganzes Jahr, und trug in seinem übrigen Leben beständig die Kleidung seiner gemeinsten Unterthanen. Aber selbst seine Reue und Betrübniß arteten in neue Grausamkeiten aus, die er gegen alle verübte, welche zu dieser Schandthat, auch selbst auf seinen Befehl, etwas beygetragen hatten. Und nun urtheilt selbst, ob Abbas den Beynamen des Großen verdiene, mit welchem er in der Geschichte genannt zu werden pflegt. Fürchterlich war er genug; aber ohne Menschenliebe läßt sich keine wahre Größe des menschlichen Geistes denken.

Seine Familie verliert das Reich.

VI. Durch gleiche Grausamkeit, wie Abbas, schändeten auch seine nächsten Nachkommen auf dem Throne ihre Regierung. Aber bey ihnen war dieselbe nicht mehr ein Vorwand, gerechte Strafen zu vollstrecken; sondern bloße Mordlust, und Wohlgefallen am Blutvergießen. Sie hatten keine von seinen bessern Eigenschaften; hingegen wurden sie durch Trun-

kenheit und Wollüste desto unfähiger zur Regierung. Endlich kam diese, nicht lange vor dem Jahre 1700 in die Hände des Schah Hußein, des eilften aus der Familie der Sofi. Er wütete zwar nicht gegen das Leben seiner Unterthanen; allein da er ein träger und üppiger Herr war, der die Sorge für dieselben raubgierigen und ungerechten Staatsbedienten gänzlich überließ; so machte er das Reich ebenfals unglücklich, und sich selbst verhaßt. Daher empörten sich bald nach dem Jahre 1700 die Afganen, ein ihm unterworfenes Volk. Hußein, der bey seiner schläfrigen Gemüthsart auch sehr leichtgläubig war, vertrauete sich seinen verrätherischen Großen, und wurde zuletzt, nach langen Unruhen und innerlichen Kriegen, im Jahr 1722 genöthigt die Regierung niederzulegen. — Allein Persien blieb immerfort in einer elenden Zerrüttung. Nur sieben Jahre herrschten die Afganen darinne; auch dieses nur unter blutigen Händeln mit einem Sohne des Hußein: und ein Feldherr desselben, Nadir Schah, schwang sich endlich selbst auf den Thron; seit welcher Zeit er unter dem Namen Kuli Khan berühmter wurde. Als Feldherr betrachtet, hatte dieser neue Fürst große Gaben. Er schlug die Türken, welche die seinem Reiche entrissenen Länder zurückgeben mußten; drang in das mogolische Reich in Indien ein, überwältigte alles vor sich her, und brachte unermeßliche Schätze aus demselben. Doch konnte er in seinem eigenen Reiche nicht verhindern, daß häufige Meutereyen wider ihn ausbrachen, die durch seine eigenmächtige und grausame Regierung verursacht wurden. Eine solche Verschwörung kostete ihm auch das Leben. Als die Mörder auf ihn los-

Kuli Khan.

stürzten, schrie er um Gnade; sie gaben ihm aber zur Antwort: daß er selbst keinem Menschen Gnade erwiesen habe, und also auch keine verdiene. Eine schreckliche Warnung für menschenfeindliche Wüteriche! — Nach seinem Tode stieg die Verwirrung des unglücklichen persischen Reichs auf das höchste. Seine Nachkommen, Statthalter und Feldherren, auch andere unternehmende Männer, welche einen Haufen Kriegsvölker zusammenbringen konnten, machten sich die Krone unter vielen Gefechten und Verwüstungen streitig. Nach und nach haben sich zween dieser feindlichen Thronbewerber in das Reich getheilt, unter denen Kerim Khan, der erst vor einigen Jahren gestorben ist, der mächtigste und in Europa am bekanntesten war. Er konnte weder lesen noch schreiben, und bezeigte sich auch sonst in seinen Handlungen blos als einen kriegerischen Barbaren. Einer seiner Brüder lernte erst gegen das funfzigste Jahr seines Alters, zugleich mit seinen Kindern, lesen. Sein Sohn Abolfat Khan ist ihm in der Regierung nachgefolgt. Gesetzt, ihr könnet die Namen aller dieser angeführten Fürsten nicht merken: so werdet ihr es doch schwerlich vergessen, daß sie eine Reihe blutgieriger Menschen ausmachen, die, wenn sie nicht auf dem Throne eines großen Reichs gesessen hätten, nicht einmal genannt zu werden verdienten; ob man gleich auch dieses niemals ohne Verabscheuung ihres Andenkens thut.

Gemüthsart der Perser, und ihr neuerer Zustand.

VII. Die Perser selbst, welche so viele Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen von ihren Fürsten ausgestanden haben, sind nicht mehr jene alten kriegerischen Perser ihres ersten und zweyten Reichs. Von diesen sind nur noch Ueberbleibsel in ziemlicher Anzahl in Persien

unter dem Namen der Gebern oder Gauern, das heißt, der Ungläubigen, (wie sie von den Muhamedanern genannt werden,) und in Indien, wo sie Parsis (oder Perser) heißen, vorhanden. Diese haben ihre ungekünstelte Religion und ihre Sitten aus den ältesten Zeiten beybehalten, sind meistentheils Ackersleute, Tagelöhner oder Fabrikanten, zwar unwissend, aber sehr arbeitsam. Die jetzigen Perser sind eine Mischung von Eingebornen und vielen auswärtigen Völkern, die sich nach und nach in ihrem Vaterlande niedergelassen haben: eine meistentheils Ruheliebende, der Pracht und den Wollüsten ergebene, dabey auch ziemlich gesittete und höfliche Nation; aber keine besondere Freundinn der Arbeit. Doch haben sie in einigen Künsten und Wissenschaften einen nützlichen und sinnreichen Fleiß angewandt. Ihre Sprache, die angenehm und zierlich ist, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der deutschen; ist aber mit vielen arabischen Wörtern vermengt: so wie sie auch die Buchstaben der Araber angenommen haben. Ihre Gedichte und Geschichtbeschreibungen werden vorzüglich geschätzt. Sie haben vortreffliche Manufakturen von Cattun, Ziegenhaar, Kamelhaar, Wolle; besonders aber von Seide, von welcher in Persien eine ungemein große Menge angebaut wird. Ihr Land bringt die besten Pferde in den Morgenländern hervor; auch in einer ausnehmenden Güte Wein, Datteln, Safran, Baumwolle, Tabak, viele natürliche Arzneymittel, wie Rhabarber, Manna und Senesblätter, und überhaupt fast alle Reichthümer der Natur. Es fehlt nur daran, daß gesetzmäßige Ordnung, Freyheit und Sicherheit die Einwohner in den

Stand setzten, alles dieses besser zu genießen, und durch die Handelschaft mehr auszubreiten. Durch ihre harten Regierungen, und durch das Elend der innerlichen Kriege, ist die Aufmunterung zur Bearbeitung und Nützung ihres schönen Landes sehr gefallen. Ueberall, und bis an die eigentliche Hauptstadt Isfahan (die wir Ispahan nennen,) sieht man Spuren von Zerstörungen und Verwüstungen; Gegenden, die von Bewohnern entblößt sind; und den Ackerbau in einem sichtbaren Verfall. Die großen Wüsteneyen, welche ihr Reich von allen benachbarten scheiden, sind zwar zum Theil aus der Gewohnheit der Morgenländer entstanden, beym Einbruche eines feindlichen Kriegsheeres weitläufige Strecken ihres eigenen Landes zu verheeren, damit die Feinde keinen Unterhalt darinne finden mögen. Aber diese und viele andere dürre und unfruchtbare Gegenden des persischen Reichs haben doch hauptsächlich dem verminderten Fleiße der Einwohner ihren Ursprung zu danken. Die Natur, das heißt, die natürlichen Geschenke Gottes verschlimmern und verlieren sich nicht; nur durch die Schuld der Menschen ist das alte durchgehends trefflich angebauete Persien in einen solchen halb öden Zustand herabgesunken. Auch die Religion der Perser hat Feindschaft und häufige Kriege zwischen ihnen und den benachbarten Türken bis auf unsere Zeiten unterhalten. Ob sie gleich dem muhamedanischen Glauben ergeben sind: so gehören sie doch zu einer andern Parthey, als die Araber, Türken, Tataren und afrikanischen Muhamedaner. Alle diese Nationen nehmen außer dem Koran noch

Ihre Religion.

eine Sammlung mündlich fortgepflanzter Religionslehren, die Sonna, oder Sunna an, und heißen davon Sonniten, oder Sunniten. Die Perser hingegen verwerfen diese nicht allein; sondern behaupten auch, daß Ali der rechtmäßige, unmittelbare Chalife oder Nachfolger Muhameds gewesen sey, anstatt daß jene Völker den Abubeker dafür erkennen. Die Perser werden daher von ihnen Schiiten, oder die Abgesonderten, genannt. Der Haß, welcher darüber zwischen den Türken und Persern erwachsen ist, geht so weit, daß jene besonders diesen zum Theil die Rechte der bürgerlichen Gesellschaft versagen. — Es ist sehr schwer, in einer solchen Entfernung, in welcher wir von den Morgenländern leben, und bey der Verschiedenheit, welche sich zwischen den Nachrichten der Reisenden findet, die in jene Länder gekommen sind, einen allgemeinen, und doch genauen Begriff von dem Zustande der dortigen Völker zu machen. Aber dieses leidet keinen Zweifel, daß die Perser seit langer Zeit in einer knechtischen Unterdrückung leben, von welcher die ältern Bewohner dieser Gegenden frey, und eben daher desto glücklicher waren. Einer von den Königen des zweyten persischen Reichs, der zwischen den Jahren 500 und 600 regierte, Kosroes der zweyte, oder Anuschirwan, (das heißt, der Großmüthige,) unter welchem letztern Namen er in ganz Asien berühmt war, gab einst ein schönes Beyspiel von der leutseligen Billigkeit der Fürsten gegen ihre Unterthanen. Er speiste nach einer gehaltenen Jagd an eben demselben Orte, wo sie angestellt worden war. Da er kein Salz bey Ti-

Unterschied zwischen der alten und jetzigen persischen Regierung.

sche hatte, schickte er einen Bedienten in das nächste Dorf darnach. Bezahlt es aber ja, sagte der König, damit nicht daraus eine üble Gewohnheit werde, und das Dorf darunter leide. Einer seiner Günstlinge stellte ihm vor, ein wenig Salz sey eine solche Kleinigkeit, daß kein Schade daraus entstehen könnte, wenn es für die königliche Tafel umsonst genommen würde. Nein, gab der König zur Antwort: denn die Bedrückungen des Volks haben immer von einer Kleinigkeit den Anfang genommen, und sind endlich so hoch gestiegen, als es nur möglich ist. — Eine Denkungsart, die seit mehrern Jahrhunderten in Persien nicht mehr üblich ist.

Siebentes Buch.

Geschichte der Mogolen.

Vom Dschingiskhan bis auf unsere Zeiten.

Oder vom Jahr 1200 bis 1787.

Beynahe sechshundert Jahre.

I.

Warum die mogolische Geschichte verdiene gekannt zu werden.

Es ist schon oft in der nächst vorhergehenden Geschichte der Mogolen gedacht worden. Sie haben, wie ihr euch dessen erinnern werdet, meine Lieben, das Chalifat, oder das mächtige Reich der Araber, zerstört. Eine Zeit lang haben sie die Türken an der Feststellung, und nachmals auch an der Ausbreitung ihres Reichs gehindert. Sie haben eine Menge asiatischer Länder besetzt, und die heutigen Perser sind zum Theil Abkömmlinge von ihnen. Wir möchten also wohl wissen, wer diese Mogolen sind, die so vielen andern Völkern furchtbar wurden, und die uns außerdem in der Geschichte als die größten Eroberer alter und neuerer Zeiten beschrieben werden. Aber wir müssen es auch wissen, weil sie in Ostindien ein Reich gestiftet haben, das noch unter ihrem Namen fortdauert; in Gegenden also, die uns wegen der ältesten und größten Handelschaft, welche daselbst getrieben wird, wegen der herrlichen Waaren, die uns noch immer von daher zugeführt werden, und wegen der eifrigen Bemühungen so vieler europäischen Natio-

Nationen, sich daselbst festzusetzen und auszubreiten, sehr merkwürdig sind.

Der mogolische Fürst Dschingiskhan errichtet ein überaus großes Reich.

II. Die Mungaley, ein weitläufiges Land in der sogenannten großen oder asiatischen Tatarey, das an China und Corea gränzt, und sich überhaupt bis an den äußersten Osten von Asien erstreckt, ist das Vaterland der Mogolen. Daselbst zogen sie seit vielen Jahrhunderten, ohne der übrigen Welt viel bekannt zu werden, nebst andern Völkern dieser Gegenden, in zahlreichen Horden, das heißt, in einer Menge von Familien, die sich mit ihren Heerden bald an diesem, bald an einem andern Orte lagerten, herum. Kriege führten sie zwar unter einander und mit den benachbarten Nationen; aber da es Kriege ungesitteter Völker waren, die keine sehr wichtigen Folgen nach sich zogen: so ist uns wenig daran gelegen, wenn und wo sie vorgefallen sind. Doch gegen das Jahr, 1200 that sich der Sohn eines von den vielen mogolischen Khans, oder Fürsten, Temudschin, durch frühzeitige Tapferkeit sehr hervor. Nach und nach machte er sich zum Herrn von der ganzen Mungaley: daher wurde ihm auf eine feyerliche Art der Name Dschingiskhan, das heißt, der große Fürst, beygelegt. Von dieser Zeit an ergriff er jede Gelegenheit, und bediente sich jeden Vorwands, um Länder und Nationen zu bezwingen. Er eroberte und verheerte einen großen Theil von China. Das chowaresmische Reich, welches aus abgerissenen Ländern des arabischen, in Persien und Indien, bestand, war damals das mächtigste und blühendste in ganz Asien. Samarkand, eine sehr ansehnliche Stadt in der großen Bukharey, gehörte unter die

Haupt-

Hauptstädte desselben, und war besonders durch Wissenschaften und Künste, deren Sitz es abgab, berühmt. Dschingiskhan bemächtigte sich nach dem heftigsten Widerstande, und durch den Tod vieler hundert tausend Menschen von beyden Seiten, dieses ganzen Reichs. Der unglückliche König desselben starb, von jedermann verlassen, beynahe ohne Nahrung und Kleider, auf einer Insel des kaspischen Meeres. Darauf drang der mogolische Eroberer weiter längs dem kaspischen Meere, auch tiefer in die persischen Länder ein, und alles mußte sich ihm unterwerfen. Seine Siege erstreckten sich sogar bis nach Europa; indem er bis an den Dnieperfluß, im Gebiete der Großfürsten von Rußland, die Völker, die sich ihm zu widersetzen suchten, über den Haufen warf. Endlich beschloß er, die Eroberung von China zu vollenden; da riß ihn der Tod aus der Welt, von welcher er zwanzig Jahre hindurch einen so großen Theil verwüstet hatte.

Seine Eigenschaften, Anordnungen und Gesetze.

III. Freylich hat er außer diesen kriegerischen Thaten, die ihn blos zum Schrecken der Menschen machten, auch Einrichtungen und Anordnungen getroffen, die einem klugen Regenten anständig waren. Er führte unter seinen Mogolen, die bis auf seine Zeit nur streitbare herumschweifende Haufen waren, bessere Ordnung und Zucht, Kenntniß der Schreibekunst, der Handelschaft und der Künste ein. Sie lernten Reichthum und Pracht kennen, ohne daß ihre kriegerische Sitten dadurch verändert worden wären. Er verschaffte den Reisenden in seinem Gebiete eine bisher ungewöhnliche Sicherheit. Er nahm selbst von den überwundenen Nationen

Verbesserungen seines Kriegswesens an, und machte seine Kriegsheere, die aus mehrern hundert tausend Menschen bestanden, auch durch seine wohl überlegten Vorschriften über den Gebrauch ihrer Waffen, und über ihre Verbindlichkeit, niemals vor dem Feinde zu fliehen, unwiderstehlich. Dschingiskhan gab überdies manche gute Gesetze, zur Erhaltung der gemeinschaftlichen Treue und Ehrbarkeit, ingleichen der eigenthümlichen Besitzungen eines jeden Unterthanen. Ob er gleich den Krieg zur Hauptbeschäftigung der Mogolen machte; so wollte er doch auch diejenigen, welche daran keinen Antheil hatten, in einer nützlichen Arbeitsamkeit sehen. Er bestätigte eine alte, zwar sehr seltsame Gewohnheit dieser Nation, durch welche aber die Stämme und Familien derselben immer genauer mit einander verbunden wurden. Es war diese, daß zwey Oberhäupter von Familien, wenn gleich alle ihre Kinder todt waren, doch eine Ehe zwischen des einen verstorbenen Sohne und des andern verstorbener Tochter stiften durften, die für so gültig angesehen wurde, als wenn sie noch lebten. Dschingiskhan verehrte einen einzigen Gott; verfolgte aber keinen seiner Unterthanen, die sehr verschiedene Religionen hatten, wegen derselben. Als er hörte, daß die Muhamedaner nach Mekka eine Wallfahrt anzustellen pflegten, um daselbst Gott anzubeten, rief er auf eine verächtlich lächelnde Art, und im Grunde nicht unrichtig aus: Als wenn nicht die ganze Erde der Tempel Gottes, ihres Schöpfers, wäre! Er kannte die Fähigkeiten und Gemüther der Menschen so wohl, daß er immer die geschicktesten Männer zur Ausfüh-

Seine Religion.

rung



B. Rode invent del.	J. C. Krüger sc.

Der ſterbende Dſchingiskan ermahnet ſeine Soehne zur Einigkeit.

rung seiner Unternehmungen wählte, die daher desto glücklicher von statten giengen. So theilte er selbst unter seine Söhne die höchsten Staats- und Kriegsbedienungen, nach der Tüchtigkeit eines jeden derselben, aus. Auf seinem Todtbette ermahnte er sie noch zur Einigkeit untereinander: er stellte ihnen vor, daß sie blos dadurch das größte Reich der Welt, welches er ihnen hinterließe, erhalten könnten. Ihr könnt hiebey die nützliche Betrachtung anstellen, woher es komme, daß gerade zwischen Brüdern, die durch die Natur selbst mit einander auf das innigste verbunden sind, am leichtesten Zwietracht und Händel entstehen. Wohl euch, wenn ihr dieses nicht aus eigener trauriger Erfahrung wißt! und wenn ihr so glücklich seyd, so werdet ihr die Ursachen von der leichten Trennung brüderlicher Gemüther desto eher einsehen. — Im übrigen war Dschingiskhan, dessen große Thaten und Eroberungen ihr vielleicht zu bewundern geneigt seyd, doch nur ein wütender Zerstörer von Ländern und Völkern. Er bereicherte zwar und verfeinerte seine Mogolen ungemein; aber auf Kosten von Millionen Menschen, die er während seiner Feldzüge berauben oder niederhauen ließ. Auch noch da er starb, gab er Anweisungen zu einem neuen Angriffe von Ländern. Seine guten und gerechten Handlungen vergüteten das viele Unglück nicht, welches er unter den Menschen gestiftet hatte, blos um einige Jahre über sie herrschen zu können.

Der sterbende Dschingiskhan ermahnt seine Söhne zur Einigkeit. XX. Kupfertafel.

IV. Diese Begierde, unaufhörlich zu kriegen, Länder einzunehmen oder auszuplündern, erbten gleichsam die Mogolen von ihm; besonders auch seine Söhne, unter welchen der älteste, Oktai, ihm

Die Mogolen erobern und verwüsten noch ferner Asia und in Europa.

in der obersten Beherrschung des Reichs nachfolgte. Er und seine drey Enkel erschütterten Asia und Europa, in den nächsten dreyßig Jahren nach Dschingiskhans Tode, fast noch gewaltsamer als dieser. Sie eroberten noch mehr von dem großen China, drangen durch alle Länder in den nordlichen Gegenden des kaspischen Meeres bis nach Rußland, wo sie Moskau überwältigten, und sich bald das ganze Großfürstenthum zinsbar machten; verwüsteten hierauf Pohlen bis gen Cracau, weiter Schlesien, wo sie ein Heer von Christen bey Liegnitz erschlugen; und zogen unter beständigem Rauben, Brennen und Morden durch Mähren nach Ungarn, und in die benachbarten Länder bis in die Nachbarschaft von Constantinopel. Ihr plötzlicher Ueberfall, ihre ungeheure Menge, das Schrecken und der Ruf ihrer Siege und Grausamkeiten, welche vor ihnen hergiengen, endlich auch die Händel und Zerrüttungen, in welche die europäischen Nationen unter einander selbst damals verwickelt waren, beförderten diesen Fortgang der Mogolen. Sie schleppten daher auch viele hunderttausend Christen als Leibeigene in ihre Knechtschaft fort. Auf der andern Seite stürmten sie mit ähnlicher Wut die gegen Abend zu liegenden Länder Asiens, insonderheit Syrien und Kleinasien. In dem letztern Lande brachten sie die Türken unter ihre Botmäßigkeit, und bedrohten schon das griechische Kaiserthum an der Meerenge, welche Asia von Europa scheidet. Endlich zernichteten sie auch, durch die Eroberung von Bagdad, das arabische Chalifat.

V. Mitt-

V. Mittlerweile da diese grimmigen Mogolen nur nach Blut und Beute dürsteten, stiftete ein einziger Ausländer eine glückliche Veränderung unter ihnen, die mehr werth war, als alle ihre Eroberungen und Schätze. Dschingiskhan hatte bey seinem Einbruche in China einen weisen Staatsmann dieses Reichs, den Ilidschutsai, in seine Gewalt bekommen. Dieser Name klingt zwar sehr fremd und hart: Mäcenas ist weit berühmter als er; allein der Chineser war ein ungleich größerer Mann als dieser. Denn er mußte außerordentlich viele Gaben, Mühe und Gefahren anwenden, um die Wildheit der Mogolen einigermaßen zu bändigen; da hingegen der Römer nur mit seiner längst gesitteten, gelehrten und witzigen Nation fortzuschreiten brauchte. Ilidschutsai wurde der vornehmste Staatsbediente und Rathgeber des Dschingiskhan, nachher auch des Oktai. Schon unter der Regierung des ersten rettete er vielen Tausenden von den überwundenen Völkern das Leben, die sonst von den Mogolen, welche den Willen ihres Fürsten wohl kannten, wären umgebracht worden. Aber er versuchte auch alles, um seinen Regenten eine lebhafte Neigung zu den Künsten des Friedens und einer sanften Regierung beyzubringen. Bey dem Oktai gelang ihm dieses etwas besser, als bey seinem Vater, weil seine Gemüthsart weniger rauh und leichter zu erweichen war; wiewohl er ebenfals von der Trunkenheit, der er sich oftmals überließ, nur zu geschwind zur Grausamkeit übergieng. Dieser treffliche Staatsbediente brachte es dahin, daß Oktai die Staatsverwaltung unter mehrere geschickte Männer theilte, davon jeder dasjenige besorgte, was er

Ilidschutsai mildert ihre Sitten.

Sein Beyspiel und seine Rathschläge.

er am besten kannte. Er half die bisherige Gewohnheit abschaffen, nach welcher verdienten Feldherren Städte und ganze Länder zur Belohnung ertheilt wurden. Sie waren dadurch zu mächtig, oft auch zum Aufruhr geneigt worden; und er rieth daher, ihnen für ihre guten Dienste lieber Geld und kostbare Waaren zu schenken. Manche Großen haßten ihn deswegen; er beschämte sie aber durch seine Redlichkeit und Großmuth. Er hatte es in seiner Gewalt, seinen Hauptfeind, auf Befehl des Kaisers selbst, wegen einiger Verbrechen hinrichten zu lassen; erhielt ihm aber das Leben, indem er vorstellte, daß derselbe zwar stolz und übermüthig, aber nicht strafbar sey. Eine solche Aufführung zwang endlich seine meisten Feinde, sich mit ihm auszusöhnen. Ueberhaupt lehrte er eben so sehr durch sein Beyspiel, als durch mündliche Vorschriften. Bey der Eroberung einer reichen chinesischen Stadt verachtete er diejenige Beute, nach welcher die Mogolen, so wie die meisten Menschen, vornehmlich lüstern waren. Dagegen sonderte er zu seinem Antheil die Gemälde, Landkarten, Bücher und mathematischen Werkzeuge aus, die man in dieser Stadt gefunden hatte; besonders auch einen reichlichen Vorrath von der Rhabarberwurzel. Als bald darauf viele mogolische Soldaten in Krankheiten verfielen: war er es, der ihnen durch die von ihm gesammleten Heilungsmittel ihre Gesundheit wieder verschaffte. Nach dem Tode seines Kaisers fanden seine klugen Rathschläge bey Hofe noch weniger Eingang als sie schon seit einiger Zeit hatten; er lebte daher seine übrigen wenigen Jahre nur für seine Familie. Auch da er gestorben

war,

war, verläumdeten ihn seine Feinde, und brachten es so weit, daß seine hinterlassenen Güter durchgesucht wurden. Man fand aber darunter wenig Geld, und desto mehr Bücher, Landkarten, Gemälde, musikalische Instrumente und andere Beweise, daß er hauptsächlich nur Reichthümer für seinen Verstand gesammelt hatte.

Das mogolische Reich wird getheilt und zertrümmert.

VI. Sehr wenige Mogolen ahmten dem Muster nach, das Jlidschutsai gegeben hatte. Daher giengen viele seiner löblichen Anstalten bey dieser Nation in der Folge wieder unter. Selbst von Karakoram, der Hauptstadt dieses Reichs in der Mungaley gelegen, die er aus einer Sammlung von Hütten und Zelten in eine feste, mit schönen Häusern und einem prächtigen Palaste ausgeschmückte Stadt verwandelte, sind keine Trümmer mehr vorhanden; und man streitet sogar über ihre Lage. Aber Koblai, ein Enkel des Dschingiskhan, und, wie er, Kaiser der Mogolen, wurde sogar durch ein überwundenes Volk zu feinern Sitten und Gesinnungen gebracht. Denn nachdem er die Eroberung von China vollendet, und seinen Sitz dahin verlegt hatte, nahm er von den Chinesern ihre Liebe zu den Wissenschaften und Künsten völlig an; beförderte die Handelschaft und Schifffahrt, und übergab schon vorher die wichtigsten Bedienungen gelehrten Männern; zu großem Erstaunen seiner Mogolen, welche dergleichen Aemter sonst nur in den Händen von Kriegsbedienten gesehen hatten. Seine Nachkommen blieben bey dieser Denkungsart, legten den rohen Ungestüm ihrer Nation gänzlich ab, und herrschten noch eine Zeitlang

über

über China. Allein von dieser Zeit an würde auch das große mogolische Reich nach und nach zerstücket. In Persien, in den Ländern an der östlichen, und auch an der nordlichen Seite des kaspischen Meeres, und bis in die Krim, rissen die Abkömmlinge des Dschingiskhan größere und kleinere Länder an sich; und es gab keinen mogolischen Kaiser, der mehr als den Namen des großen Khan besessen hätte. Dadurch fiel das Reich in eine solche Schwäche, daß die Türken, und besonders die Russen, diese mogolischen Fürsten in den folgenden Zeiten größtentheils verdrängen konnten. Von einigen derselben haben sich jedoch ihre Nachkommen in den eingenommenen Ländern bis lange nach dem Jahr 1500 behauptet.

Timur oder Tamerlan sucht es wieder zu seiner ersten Größe zu erheben.

VII. Noch weit früher würde die ganze mogolische Regierung in so vielen eroberten asiatischen Ländern untergegangen seyn, wenn nicht gegen das Jahr 1370 ein anderer Abkömmling des Dschingiskhan versucht hätte — und auf einige Zeit glücklich genug — das Reich desselben in seiner ersten Größe wiederherzustellen. Er hieß Timur, oder Timur-Bek, das heißt, der Fürst Timur; wurde aber auch Tamerlan (eigentlich Timurlenki, weil er am rechten Schenkel lahm war,) genannt, unter welchem Namen er bey den Europäern am bekanntesten ist. Ursprünglich war er ein kleiner Fürst in der großen Bucharey, welches Land die Alten Sogdiana und die Morgenländer in den mittlern Zeiten Mawaralnahar (oder das Land jenseit des Flusses, nämlich des Oxus, oder Gihon,) nannten; in der Nähe der berühmten Stadt Samarkand. Er wußte sich aber

wäh-

während der Unruhen und Kriege, die in seinem Vaterlande entstanden, zum Herrn desselben, und zugleich von der angränzenden kleinen Bukharey aufzuwerfen. Nachdem er solchergestalt ein mächtiger Fürst geworden war, fiel er die benachbarten Länder an, eroberte und verwüstete, wie Dschingiskhan, mehr als dreyßig Jahre nach einander, einen überaus großen Theil der Welt. In Asien bezwang er nicht nur alle persianische und an der Nordseite des caspischen Meeres gelegene Länder, nebst einem Stück von Indien; sondern auch beynahe alles vom Tigris und Euphrates an, bis an das mittelländische und schwarze Meer hin. In Europa drang er eben auch so unwiderstehlich bis Moskau und Asof durch. Er überwand und nahm den mächtigen türkischen Sieger, den Sultan Bajeßid, gefangen. Der folgende Sultan der Türken, der Kaiser von Constantinopel, und der Sultan der Mamluken, mußten ihm einen jährlichen Zins, als ihrem Oberherrn, bezahlen. Als er endlich im Begriff war, China anzugreifen, machte der Tod bald nach dem Jahre 1400 seinen Unternehmungen ein Ende.

Seine große Eroberungen.

VIII. Timur hatte viele Aehnlichkeit in seinen Eigenschaften und Handlungen mit dem Dschingiskhan, den er sich zur Nachahmung vorgestellt hatte. Auch er war einer der geschicktesten, tapfersten und glücklichsten Feldherren und Eroberer. Er überstand die härtesten Beschwerlichkeiten geduldig, um seine Absichten zu erreichen; sein Leibesgebrechen war kein Hinderniß seiner Standhaftigkeit. Geschwindigkeit in seinen Thaten, Verschwiegenheit bey seinen Anschlägen, und andere Gaben eines klu-

Seine Eigenschaften.

gen Mannes besaß er in einem hohen Grade. Er befleißigte sich, einen Gerechtigkeitliebenden Fürsten gegen seine Unterthanen abzugeben. Zuweilen handelte er auch mit uneigennütziger Großmuth. Er überließ des gefangenen Bajeßid Sohne Musa das Reich desselben in Asien. Nimm, sagte er zu ihm, deines Vaters Erbschaft hin! denn nicht Königreiche, sondern ein königliches Herz ist es, was ich suche. Für die Künste und Wissenschaften bezeigte er eine besondere Hochachtung, ob er gleich in denselben nicht geübt war. Er ließ manche eroberte Städte den Gelehrten zu Ehren, welche darin wohnten, vor der Plünderung bewahren. Viele solche einsichtsvolle Männer versammelte er in seiner Hauptstadt Samarkand, und wohnte bisweilen ihren Zusammenkünften bey, in welchen sie gelehrte Unterredungen anstellten. Gleichwohl blieb dieser Fürst unter seinen Feldzügen und Eroberungen, die seine Hauptbeschäftigung ausmachten, immer ein menschenfeindlicher Barbar, über welchen mildere Gesinnungen nur selten einige Herrschaft behaupteten. Es giebt vielleicht in der ganzen Geschichte keinen Feldherrn und Sieger, der — nicht etwan in der ersten Hitze des Zorns und der Rachbegierde — sondern mit ruhiger Ueberlegung, gegen Feinde, die sich ihm unterworfen hatten, und nicht mehr schaden konnten, auch wohl niemals geschadet hatten, so abscheuliche Grausamkeiten begangen hätte, als Timur. Dieser Wüterich, der gar oft aus den Köpfen vieler tausend erschlagener Menschen Spitzsäulen errichten ließ, wurde auch durch seinen schwärmerischen Eifer für die muhamedanische Religion

Seine außerordentliche Grausamkeit.

ange-

angetrieben, Menschen, die derselben nicht zugethan waren, unmenschlich zu behandeln. Denn er stand auch, wie so viele andere Muhamedaner, in dem unglücklichen Irrthum, daß es ein Gott sehr gefälliger Dienst sey, die Religion durch Feuer und Schwerdt den Menschen aufzudringen. Gegen das Ende seines Lebens scheint er etwas leutseligere Empfindungen angenommen zu haben; allein man darf ihn, eben so wenig als andere Menschen, blos nach demjenigen beurtheilen, was er in seinen letzten Tagen gesagt und gethan hat. Ein ganzes Leben, nicht Reue und gute Entschließungen am Ausgange desselben, bestimmt den Werth eines Menschen.

Sein Reich geht zu Grunde.

IX. Bald nach dem Tode Timurs fieng das große von ihm gestiftete oder erneuerte Reich der Mogolen wieder an zu sinken. Er hatte in manchen Ländern mehr blutige und verwüstende Streifereyen vorgenommen, als daß er seine Oberherrschaft über dieselben völlig gegründet hätte. Hauptsächlich aber machte es die Uneinigkeit seiner Nachkommen, die sich seinen Thron und einzelne Länder des Reichs streitig machten, daß dieses durch Theilungen, bürgerliche Kriege und allgemeine Verwirrung in mehrere, und zuletzt in fremde Hände kam. Doch um das Jahr 1526 glückte es einem seiner Nachkommen, dem Sultan Baber, anstatt der verlornen Länder von Timurs Reiche, den größten Theil von Indien zu erobern. Seine Mogolen, welche gewohnt waren, nach erfochtenem Siege und Ausplünderung eines Landes dasselbe wieder zu verlassen, erwarteten jetzt eben dieses. Allein Baber ließ ausrufen, daß er seinen Sitz in Indien nehmen würde; die Furcht-

Einer seiner Abkömmlinge, Sultan Baber, stiftet ein mogolisches Reich in Indien.

samen unter seinem Heere könnten immer nach Hause gehen. Das that die Wirkung, daß sich die Soldaten schämten, ihren Fürsten zu verlassen. Sein Sohn, und seine andern nächsten Nachfolger, brachten die völlige Eroberung Indiens bald zu Stande. Einen solchen Ursprung nahm das großmogolische Reich, das sich gewissermaßen bis auf unsere Zeiten erhalten hat.

Aelteste Geschichte und Beschreibung von Indien.

X. Indien oder Hindostan, wo es errichtet wurde, hat seinen Namen vermuthlich von dem Flusse Indus, an welchen es gegen Abend gränzt; so wie es gegen Mittag durch das indische Meer, gegen Morgen durch China, und von der mitternächtigen Seite durch die sogenannte Tatarey beschränkt wird. Es ist eines der größten, schönsten und gesundesten Länder der Welt, so wie auch eines der ersten, das von Menschen bewohnt worden ist. Da sieht man einen beynahe stets heitern Himmel, Bäume und Pflanzen, die beständig grün bleiben, und zu allen Zeiten des Jahres Früchte auf den Bäumen. Die ungemein brennende Hitze des Landes wird durch Winde und Regen gemäßigt. Seine Fruchtbarkeit an Thieren, Gewächsen und Metallen ist nicht weniger merkwürdig. Die größten und besten Elephanten finden sich darinne, deren lange Zähne das Elfenbein ausmachen. Die Seidenwürmer und der ganze Seidenbau haben hier und in dem benachbarten China ihr eigentliches Vaterland. Außer dem Reiß, Weizen und vielerley Obstarten, welche daselbst in vorzüglicher Güte und Menge wachsen, ist Indien mit den nahgelegenen Inseln, besonders am Gewürze, reicher als alle andere Länder. Dahin gehören

der

der Pfeffer, Ingwer, Cardamom, die Cocusnuß, die Nelken, und so viele andere mehr. Zwar kommt kein gewöhnlicher Wein in diesen Gegenden hervor; aber dagegen haben die Einwohner den Palmwein, der aus dem Safte des Palmbaums verfertigt wird. Das Betelkraut, mit der Arekanuß vermischt, das sie fast unaufhörlich kauen, ist eine ihrer angenehmsten und heilsamsten Speisen. Aus der vortrefflichen Baumwolle, mit deren Staude weitläuftige Felder bedeckt sind, bereiten sie die so hochgeschätzte indianische Leinwand, die feinsten Tücher und ähnliche Waaren. Gold, Diamanten und andere Edelgesteine werden häufig aus ihren Gebürgen gegraben. Und dieses unvollständige Verzeichniß indianischer Erzeugnisse und Waaren zeigt schon zur Genüge, warum von Indien aus seit den ältesten Zeiten her die wichtigste Handelschaft getrieben worden sey, und noch daselbst ihren Sitz habe. Aber eben diese Mannichfaltigkeit der edelsten Waaren, gegen welche die Indianer sehr wenig ausländische brauchen, hat die indianische Handelschaft auch zur kostbarsten gemacht. Noch jetzt geht daher jährlich eine ungeheure Menge Goldes und Silbers dafür aus Europa nach Indien, oder Ostindien, wie man es in den neuern Jahrhunderten nennt. — Außer diesen Vorzügen der Handelschaft aber, und den damit verbundenen künstlichen Handarbeiten, haben sich die Indianer niemals durch große Veränderungen die sie in der Welt gestiftet hätten, hervorgethan. Sie haben ihr Vaterland ruhig bewohnt; doch ist auch oft genug der gegen Abend zu liegende Theil desselben von andern Nationen, wie

von Persern, Macedoniern, Parthern, Arabern, Türken und andern mehr, bezwungen worden. Die Mogolen hatten Indien schon mehrmals verwüstet; darauf nahmen es die Afganen aus Persien in Besitz: und sie wurden hinwiederum von dem Sultan Baber daraus vertrieben.

Steigen und Fall des mogolisch-indianischen Reichs.

XI. Bey einem weit geringern Umfange, als die Reiche Dschingiskhans und Timurs gehabt hatten, war doch dieses neue mogolische Reich in Indien eines der ansehnlichsten und reichsten in der Welt. Der herrliche Segen der Natur in demselben, und der arbeitsame Fleiß seiner Bewohner, machten es schätzbarer, als so viele großentheils verheerte Länder jener Eroberer. Eine Folge davon war diese, daß die neuen Beherrscher von Indien überaus mächtige Fürsten wurden: und das nicht blos durch die unermeßlichen Schätze, welche sie mit leichter Mühe sammeln konnten, sondern noch mehr durch die weisen Einrichtungen, welche sie in ihrem Gebiete trafen. Dadurch wurde der Sultan Akbar gegen das Jahr 1600 berühmt und ehrwürdig. Dieser leutselige und großmüthige Fürst wollte sich bey der Regierung seines Reichs nicht blos auf seine Staatsbedienten verlassen, sondern es gleichsam mit eigenen Augen kennen. Er ließ daher von einem derselben ein Verzeichniß und eine sehr genaue Beschreibung aller Provinzen des Reichs Hindostan, deren es hundert und funfzig gab; der öffentlichen Einkünfte und Ausgaben der Staatsbedienten, ihrer Geschäfte und Besoldungen, der Kriegsvölker und zum Kriege abgerichteten Elephanten, der Maaßen und Münzen, und anderer Bestandtheile der Staatsverfassung aufsetzen. Dieses

ses Denkmal der Regierungsklugheit Akbars ist noch vorhanden. — Auch unter seinen Nachkommen nahm das Reich an Größe oder an Ansehen immer zu. Aurengzeb insonderheit, der es noch in den ersten Zeiten des jetzigen Jahrhunderts regierte, war zwar in seinen frühern Jahren ein heuchlerischer Bösewicht. Aber während der funfzig Jahre, die er auf dem Throne saß, wurde er ein weiser, gütiger, Gerechtigkeitliebender Fürst, ein Beförderer nützlicher Wissenschaft, mäßig in Kleidung und Unterhalt, und ein eifriger Beobachter seiner Religion, das heißt, der muhamedanischen. — Seine Nachkommen waren ihm am Geiste sehr unähnlich. Da sie auch einander selbst um des Throns willen bekriegten, bald abgesetzt, bald ermordet wurden: so gieng die Festigkeit ihres Reichs nach und nach zu Grunde. Einer von ihnen, Muhamed Schah, war besonders so träge, sorglos und einfältig, daß er sich ganz von nichtswürdigen Großen beherrschen ließ, welche dagegen die geschicktesten Männer verfolgten. Sein fürchterlicher Nachbar, der König von Persien, Kuli Khan, bediente sich dieses elenden Zustandes des mogolischen Reichs, fiel in dasselbe, vor etwas mehr als vierzig Jahren, mit einem sehr starken Kriegsheere ein, eroberte die Hauptstadt Delhi, nahm den Sultan selbst gefangen, ließ viele Tausend seiner Unterthanen umbringen, erpreßte unsägliche Schätze aus dem Reiche, und verließ es endlich, nachdem er verschiedene Länder desselben an sich gerissen, den Sultan selbst aber mit beschämenden Erinnerungen wieder auf den Thron gesetzt hatte.

Neuester Zustand und Zertrümmerung desselben.

XII. Von dieser Zeit der Beschimpfung und Verwüstung an, ist dieses ehemals so mächtige Reich noch weit schleuniger als vorher seinem Untergange entgegen geeilet. Die Nabobs und Rajas, das heißt, die Statthalter der Provinzen, haben sich von einer so verächtlichen Regierung unabhängig zu machen gesucht. Verschiedene zahlreiche und streitbare Stämme der Indianer, insonderheit die Mahratten, haben sehr glückliche Versuche zu Wiedererlangung ihrer Freyheit gewagt. Diese alten Einwohner des Landes, die weit zahlreicher sind, als ihre verhaßten mogolischen Ueberwinder, sich auch durch ihre Sitten und die heidnische Religion von denselben unterscheiden, sind nun im Besitze eines sehr großen Theils von ihrem Vaterlande, ohne einen mogolischen Oberherrn zu erkennen. Eine der reichsten und größten indianischen Provinzen, Bengalen, ist sogar in die Gewalt der Engländer gerathen: einer Nation, die gewöhnlicher Weise sechs Monate Zeit braucht, um aus Europa zur See nach Ostindien zu kommen. Sie herrscht daselbst mit wenigen Kriegsvölkern über viele hundert tausend Menschen; und es sind erst wenige Jahre, daß einige ihrer gewinnsüchtigen Kaufleute, welche den Handel mit den nöthigsten Lebensmitteln pachteten, und den Preis derselben steigerten, eine Hungersnoth in Bengalen verursacht haben, durch welche viele tausend Menschen umgekommen sind. Noch giebt es auch dem Namen nach einen Kaiser von Hindostan, oder von dem großmogolischen Reiche, der jetzt Schah Allum heißt. Allein er hat nur ein sehr kleines Gebiet, und wird außer demselben im geringsten

sten nicht verehrt. Nichts zeigt uns so lebhaft und nachdrücklich, daß man in dem fruchtbarsten und reichsten Lande, vom Fürsten bis zum geringsten Unterthan herab, unglücklich leben könne, als die Schicksale dieses mogolischen Reichs in Indien. An Schätzen und Pracht und ungeheuren Kriegsheeren hatten die Beherrscher desselben unter den Fürsten der neuern Jahrhunderte ihres gleichen nicht; aber die Geschicklichkeit, alles dieses zum Besten ihres Landes anzuwenden, mangelte ihnen gänzlich. Sie wurden mitten unter unermeßlichen Haufen von Gold und Edelgesteinen arm, verachtet und hülflos, ihre Unterthanen gedrückt und elend, sogar von den Nothwendigkeiten des Lebens entblößt, und immer bereit, sich einander durch die Waffen aufzureiben. Es muß also wohl ein höheres und dauerhafteres Gut geben, als Reichthum; und dieses kann kein anderes seyn, als Weisheit und Tugend. Sie erhalten Länder und Völker bey ihrer Glückseligkeit; aber ihr Werth erstreckt sich selbst bis in die Ewigkeit.

Zeittafel

zur neuern Weltgeschichte, so weit sie in diesem Theil enthalten ist.

Erster Zeitraum.

Von Christo bis auf die große Völkerwanderung.

Jahr nach Christi Geburt 1 bis 400.

J.n.C.G.	
1	Christus. Augustus. Herodes. Parthisches Reich.
2	Herodes stirbt.
10	Judäa wird eine römische Provinz.
14	Tod des Augustus. Tiberius.
16	Ovidius stirbt; und mehr als dreyßig Jahr vor ihm, Virgilius und Horatius.
19	Livius stirbt. Phädrus.
30	Christus fängt an zu lehren.
33	Christi Tod und Auferstehung. Seine Apostel.
37	Tiberius stirbt. Caligula.
39	Ursprung des Namens der Christen.
—	Matthäus schreibt seine evangelis. Geschichte
52	Paulus lehrt und schreibt.
54	Nero.
62	Persius stirbt.
64	Erste Verfolgung der Christen. Lucanus.
65	Tod des Seneca.
66	Jüdischer Krieg. Josephus.
67	Tod der Apostel Petrus und Paulus.
68	Tod des Nero.
69	Otho. Vespasianus. Curtius Rufus.
70	Zerstörung von Jerusalem.
79	Titus. Der ältere Plinius stirbt.
81	Domitianus.
94	Epikterus.
98	Trajanus. Plinius der jüngere. Suetonius. Plutarchus.

Tod

J.n.C.G.

100 Tod des Apostels Johannes. Martialis.
117 Adrianus. Juvenalis.
138 Antonin der fromme.
139 Justinus der Märtyrer.
161 Marcus Aurelius.
180 Galenus. Lucianus.
198 Der jüdische Talmud.
200 Tertullianus.
226 Zweytes oder mittleres persisches Reich. Artaxerxes.
250 Einsiedler unter den Christen.
254 Tod des Origenes.
258 Tod des Cyprianus.
270 Aurelianus. Zenobia.
275 Probus.
284 Diocletianus.
292 Constantius Chlorus.
305 Diocletianus legt die Regierung nieder.
306 Tod des Constantius Chlorus. Constantinus der Große. Mönche.
311 Constantinus, ein Christ. Die christliche Religion wird herrschend im römischen Reiche.
330 Wallfahrten und Verehrung des hölzernen Kreuzes Christi.
337 Constantins Tod. Constantius und seine Brüder.
340 Eusebius, Bischof von Cäsarea stirbt.
361 Julianus wird Kaiser.
362 Vergeblicher Versuch der Juden, ihren Tempel wieder aufzubauen.
363 Tod des Julianus.
376 Einfall der Hunnen in Europa.
378 Valens wird von den Gothen geschlagen und umgebracht.
379 Theodosius der Große. Ambrosius.
395 Theodosius stirbt. Theilung des römischen Reichs. Arcadius und Honorius.
400 Chrysostomus und Hieronymus.

Zweyter

J.n.C.G.	
	Zweyter Zeitraum.
	Von Theodosius bis zum Muhamed.
	Jahr nach Christi Geburt 400 bis 622.
400	Arcadius. Honorius. Stilico. Alarich. Große Völkerwanderung.
407	Wandalen, Alanen und Sveven in Gallien.
410	Rom wird von Alarich geplündert.
412	Westgothen in Spanien.
413	Burgunder in Gallien.
424	Honorius stirbt.
428	Letzte jüdische Patriarchen.
429	Wandalen in Africa.
449	Angeln und Sachsen in Britannien.
450	Marcianus.
476	Romulus Augustulus. Odoacer. Zerstörung des abendländischen Kaiserthams.
493	Ostgothen in Italien.
527	Justinianus.
530	Jahrberechnung von Christi Geburt an.
534	Belisarius zerstört des wandalische Reich in Afrika.
543	Mönchsorden des heiligen Benedictus.
545	Justinians Gesetzbuch. Erste Meldung der Türken.
553	Ostgothisches Reich in Italien vom Narses zerstört.
565	Justinianus Tod. Seidenbau im griechischen Reiche.
568	Das griechische Reich verliert einen Theil von Italien durch die Longobarden.
582	Mauritius.
602	Hinrichtung des Mauritius.
610	Heraklius.
612	Muhamed lehrt.
	Dritter Zeitraum.
	Vom Muhamed bis auf Carln den Großen und Al Raschid.
	Jahr nach Christi Geburt 622 bis 800.
622	Muhameds Flucht, oder Hedschra. Heraklius.

Muha-

J.n.C.G.	
632	Muhamed stirbt. Chalifen. Abubeker.
634	Omar, zweyter Chalife.
636	Jerusalem wird von den Arabern erobert; auch Palästina und Syrien.
640	Aegypten wird von den Arabern eingenommen. Sie verbrennen die alexandrinische Bibliothek.
641	Tod des Heraklius.
643	Othman, dritter Chalife.
651	Die Araber zerstören das zweyte persische Reich. Jezdegerd.
655	Ali, vierter Chalife.
704	Die Lehre vom Fegefeuer wird herrschend unter den abendländischen Christen.
711	Spanien und Lusitanien kommen in die Gewalt der Araber.
726	Der langwierige Streit der Christen über die Verehrung der Bilder der Heiligen fängt an.
755	Der römische Bischof wird ein weltlicher Fürst. Die stillen Messen und Seelenmessen werden herrschend in der abendländischen Kirche.
775	Tod des Chalifen Al Mansur. Bagdad.
786	Der Chalife Al Raschid fängt an zu regieren. Gelehrsamkeit unter den Arabern.
796	Die griechischen Kaiser verlieren Rom.

Vierter Zeitraum.

Von Carln dem Großen und Al Raschid, bis auf Gregor den siebenten und die Kreuzzüge.

Jahr nach Christi Geburt 800 bis 1096.

800	Das abendländische Kaiserthum der Römer kömmt auf die Franken. Carl der Große. Al Raschid.
813	Regierung des Chalifen Al Mamum.
829	Theophilus regiert zu Constantinopel.

Die

J.n.C.G.	
832	Die aufgehobene Verehrung der Bilder der Heiligen wird in der griechischen Kirche wieder eingeführt.
900	Die römischen Bischöfe heißen nun allein Päpste.
911	Tod Leo des Weisen, Kaisers zu Constantinopel.
933	Die weltliche Herrschaft der Chalifen geht zu Grunde.
959	Constantinus Porphyrogenitus, ein gelehrter griechischer Kaiser stirbt.
1057	Togrulbek, Stifter des seldschukischen Reichs der Türken.
1071	Türken in Kleinasien. Der Kaiser Romanus Diogenes geräth in ihre Gefangenschaft.
1073	Gregor der siebente wird Papst. Vollkommenheit des päpstlichen Reichs.
1085	Gregor der siebente stirbt.
1096	Erster Kreuzzug nach Palästina.

Fünfter Zeitraum.

Von Gregor dem siebenten und den Kreuzzügen, bis auf Luthern.

Jahr nach Christi Geburt 1096 bis 1517.

1099	Jerusalem wird von den kreuzfahrenden Christen erobert.
1151	Grundlage des päpstlichen Gesetzbuchs. Bernhard, Abt in Frankreich.
1170	Waldenser.
1187	Saladin, Sultan von Aegypten und andern Ländern erobert Jerusalem.
1198	Rom wird den deutschen Kaisern von den Päpsten völlig entrissen.
1204	Constantinopel kommt in die Gewalt der Franzosen und Venetianer.
1206	Dschingiskhan.
1208	Inquisition, oder blutiges Ketzergericht.

Die

J.n.C.G.	
1215	Die Lehre von der Brodverwandlung im heiligen Abendmahl wird ein Glaubensartikel. Einführung der Ohrenbeichte.
1220	Dominicaner und Franciscaner.
1227	Dschingiskhan stirbt.
1241	Die Mogolen verwüsten Polen, Schlesien und andere Länder.
1243	Tod des Jlidschutsai.
1254	Stiftung des Reichs der Mamluken.
1258	Das arabische Reich wird von den Mogolen zerstört. Mostaasem.
1261	Ende des lateinischen Kaiserthums zu Constantinopel.
1274	Die griechische Kirche vereinigt sich auf eine kurze Zeit mit der abendländischen.
1291	Unglückliches Ende der Kreuzzüge.
1300	Othman stiftet das Reich der othmanischen Türken.
1370	Timur oder Tamerlan.
1400	Die flüchtigen Griechen fangen an die wahre Gelehrsamkeit in dem abendländischen Europa wiederherzustellen.
1402	Der Sultan Bajeßid wird ein Gefangener des Timur.
1405	Timur stirbt.
1415	Huß wird zu Costnitz verbrannt. Die dortige Kirchenversammlung verbietet den Laien den Genuß des Kelchs im heiligen Abendmahl.
1444	Der Sultan Murad gewinnt die Schlacht bey Warna.
1453	Ende des griechischen Kaiserthums. Constantin der eilfte, letzter Kaiser. Muhamed der zweyte.
1466	Skanderbeg stirbt.
1492	Das arabische Reich von Granada in Spanien geht zu Grunde.
1499	Ismael Sofi, Stifter des dritten persischen Reichs.
1500	Kaiserthum Fetz und Marocco.

Sechs-

J.n.C.G.

Sechster Zeitraum.

Von Luthern bis auf unsere Zeiten.

Jahr nach Christi Geburt 1517 bis 1787.

1517	Leo X. Luther. Anfang der Reformation in Deutschland. Die Türken machen dem Reiche der Mamluken ein Ende.
1519	Carl der V. Zwingli. Anfang der Reformation in der Schweiz.
1520	Ursprung der evangelischen Kirche.
1521	Luther zu Worms.
1522	Das neue Testament wird allen deutschen Christen in ihrer Sprache angeboten.
1526	Sultan Baber stiftet das großmogolische Reich in Indien.
1530	Wiedertäufer.
1531	Zwingli stirbt.
1546	Luthers Tod.
1556	Sultan Akbar in Indien.
1560	Melanchthon stirbt. Ursprung der englischen bischöflichen Kirche.
1563	Die Lehre von sieben Sacramenten wird ein Glaubensartikel der römischkatholischen Kirche.
1564	Calvinus stirbt.
1571	Cypern geräth in die Gewalt der Türken.
1572	Viele tausend französische Protestanten werden in einer Nacht um ihrer Religion willen umgebracht.
1587	Abbas der große in Persien.
1605	Tod des Sultan Akbar.
1628	Tod Abbas des großen.
1647	Quäker.
1658	Aurengzeb in Indien.
1669	Die Türken erobern Candia.
1680	Philipp Jacob Spener.
1689	Die allgemeine Religionsverträglichkeit wird in England durch ein Reichsgesetz eingeführt.
1707	Tod des Aurengzeb.

J.n.C.G.	
1722	Schah Hußein. Das Geschlecht Sofi verliert die persische Krone. Graf von Zinzendorf. Herrnhuter. Brüdergemeine.
1739	Einfall des Kuli Khan in das mogolische Reich. Muhamed Schah.
1747	Kuli Khan wird ermordet.
1761	Schah Allum, dem Namen nach, Kaiser des mogolischindischen Reichs.
1768	Unglücklicher Krieg der Türken mit den Russen.
1774	Tod des türkischen Sultan, Mustafa des dritten. Abdul Hamid, sein Nachfolger.
1779	Kerim Khan, König von Persien, stirbt. Abolfat Khan, sein Sohn, folgt ihm in der Regierung.

Ende des zweyten Theils.

